

3. Empirischer Teil

Nachfolgend wird es, wie soeben bemerkt, als erstes um methodische und methodologische Fragen gehen (Kap. 3.1). Dabei wird in einem ersten Schritt (Kap. 3.1.1) das Interviewsample erläutert. Anschließend (Kap. 3.1.2) wird der bereits in Anschlag gebrachte Terminus der *latenten Motivationsstruktur* genauer bestimmt und – notwendig kurSORisch – von anderen Motivbegriffen abgegrenzt; auch wird dieser in Beziehung zum ebenfalls bereits eingeführten Begriff der Bewährungsfigur gesetzt. Des Weiteren – und mit dem Vorherigen eng verknüpft – wird auf den Protokollstatus von offenen Interviews eingegangen und dabei die Frage diskutiert, inwieweit die im Fokus dieser Arbeit zugrunde liegenden Erkenntnisinteresses stehenden Strukturen sich anhand dieses Datentyps tatsächlich rekonstruieren lassen, mit anderen Worten: welche Möglichkeiten also sich dadurch eröffnen und welche Grenzen damit gesetzt sind, und nicht zuletzt, welche Konsequenzen sich daraus für die Interviewführung und -analyse ergeben. Im nächsten Teilkapitel wird sodann die hier verfolgte Generalisierungsstrategie erläutert und begründet (Kap. 3.1.3). Die darauffolgende Darstellung des konkreten methodischen Vorgehens in den Fallanalysen wird möglichst knapp gehalten (Kap. 3.1.4), weil es dazu einerseits schon eine Vielzahl einführender wie vertiefender Darstellungen gibt und es andererseits hier nicht um eine Begründung des verwendeten Verfahrens selbst gehen kann, sondern die Erläuterung konkreter Analyseschritte im Vordergrund stehen soll. Zum Abschluss des Methodenkapitels wird die Vorgehensweise bezüglich der Anonymisierung und werden die verwendeten Transkriptionsregeln erläutert (Kap. 3.1.5).

Im zweiten Unterkapitel (Kap. 3.2) werden die Fallrekonstruktionen durchgeführt. Wie eingangs bereits erwähnt, besteht das Hauptsample dieser Arbeit aus drei Interviews mit freizeitlich Marathonlaufenden, die zum Interviewzeitpunkt in der sogenannten »Marathon Manager«-Wertung (M-M-W) im Rahmen des Frankfurt-Marathons teilgenommen haben bzw. für diese angemeldet waren. Insofern werden im Vorfeld der Analysen zuallererst die Bezeichnung »Marathon Manager« und die instruktiven Fragmente bzw. Formulierungen aus dem darauf bezogenen Ausschreibungstext und einem einschlägigen Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) interpretiert. Dieser Einstieg ermöglicht einen ersten systematischen Zugriff auf etwaige Strukturhomologien zwischen dem nicht-sportlichen

Marathonlauf und strukturellen Spezifika der gegenwärtigen Arbeitswelt bzw. managerialer Praxis. Die in diesem Zusammenhang rekonstruierten Strukturen werden in den Interviewanalysen kontrastiv berücksichtigt.

Die daran anschließenden Interviewanalysen sind wie folgt strukturiert: Zu Beginn wird eine kurze biographische Notiz gegeben, im Rahmen derer ausgewählte »objektive Daten«¹ zur Lauf- bzw. Sportaktivität sowie zur Arbeits- und Familiensituation der Interviewees genannt werden. Damit erhalten die Fälle eine erste, wenn auch ziemlich grobe und offenkundig nicht strukturell bestimmte deskriptive lebensgeschichtliche Kontur, welche dann im Laufe der Sequenzanalysen an geeigneten Stellen systematisch als Kontextwissen berücksichtigt werden kann. Die Feinanalysen beginnen sodann thematisch mit der Frage nach dem Laufeinstieg. Abgesehen von geringfügigen Abwandlungen und Kontextuierungen lautet diese Frage in allen Interviews im Kern: »Wie sind Sie zum Laufen gekommen?«. Dies soll der Anstoß zu einer *Erzählung* sein, anhand derer die latente Motivationsstruktur mitsamt der spezifischen Bewährungsfigur der Interviewees rekonstruiert werden kann. In der ersten Analyse wird die Eingangsfrage dabei besonders ausführlich interpretiert; in den anschließenden beiden Fallrekonstruktionen werden ihre Implikationen dann lediglich zusammenfassend rekapituliert und die jeweiligen Spezifika der konkret ausgeführten Frage berücksichtigt. Der ersten Analyse kommt zudem auch deshalb eine besondere Stellung zu, sofern sie nämlich typologisch einen Extremfall darstellt, der für die weiteren Analysen eine Kontrastfolie bildet, in Bezug auf die es sich dann beurteilen lässt, wie nah sozusagen die anderen Fälle an diese Extremstruktur herankommen bzw. wie weit sie von ihr entfernt sind.

Nachdem die jeweilige Fallstruktur im Hinblick auf Motivation und Bewährung als sich reproduzierend nachgewiesen wurde, wird der Fokus explizit auf die Marathonteilnahme und die Anmeldung in der M-M-W gelegt, wofür entsprechende Interviewstellen ausgewählt werden. Diesbezüglich wird in der letzten Analyse anders vorgegangen, weil die Anmeldung in der M-M-W hier keine neuen allgemeinen Strukturerkenntnisse zutage fördert (sie wird dann im Rahmen der idealtypischen Verdichtung aber dennoch berücksichtigt). Beim letzten Analyseschritt wird das Augenmerk in Abhängigkeit davon, inwieweit dies von den Interviewees im Rahmen ihrer Eingangsdarstellungen vielleicht auch schon thematisiert wurde, auf solche Interviewstellen gelegt, die (mehr) Aufschluss über etwaige Relationen zwischen Marathon und Arbeit zu geben versprechen. Hier wie auch im vorherigen Schritt

¹ Nach Tilman Allert (1993) zählen hierzu »alle Daten, zu deren Gewinnung man nicht auf bezweifelbare interpretative Schlüsse angewiesen ist. Dazu gehören das Geburtsdatum, Geburtsort, Geschlecht, Wohnort, Ausbildung, Beruf, Heiratsdaten, Kinderzahl, Einwohnerzahlen, Wohnraumaufteilungen und dergleichen« (ebd.: 332). Zur methodologischen Diskussion hinsichtlich der Analyse objektiver Daten aus Sicht der OH vgl. Bohler 1994 u. Wenzel/Wernet 2016.

geht es zudem auch darum, die bisher rekonstruierten Strukturen zu überprüfen bzw. zu präzisieren und weiter anzureichern. Die Analysen enden jeweils mit einer idealtypischen Verdichtung und Kontrastierung der Fälle.

3.1 Methode

3.1.1 Erläuterung des Interviewsamples

Das Hauptsample dieser Arbeit besteht aus drei Interviews mit freizeitlich Marathonlaufenden, die zum Interviewzeitpunkt in der »Marathon Manager«-Wertung (M-M-W) im Rahmen des Frankfurt-Marathons teilgenommen haben bzw. (in einem Fall) noch vorhatten, dies zu tun. Auf diese, wie es seitens der Veranstaltenden selbst heißt, »Sonderwertung«, genauer: auf eine im Internet veröffentlichte Liste mit Ergebnissen und vollständigen Namen derjenigen, die in dieser Wertung teilgenommen hatten (aus Anonymisierungsgründen kann ich hier weder angeben, in welchem Jahr die Teilnahme erfolgte, noch kann ich die Liste in den Anhang aufnehmen), bin ich im Rahmen meiner Recherche zum Thema Marathonlaufen und Arbeit gestoßen. Weil die Bezeichnung »Marathon Manager«, wenn auch freilich auf eine besondere Weise, offenkundig bereits eine Verknüpfung von Marathon und Arbeit bzw. von Marathon und managerialer Berufspraxis suggeriert, kam mir die Idee, Laufende, die in dieser Wertung schon teilgenommen hatten, als Interviewpartner*innen zu rekrutieren. Damit verband und verbindet sich meines Erachtens nicht nur die Chance, etwas über latente Motivationsstrukturen und Bewährungsmuster im freizeitlichen Marathonlauf herauszufinden, sondern zugleich auch etwas über etwaige strukturelle Wechselwirkungen zwischen Marathon und Arbeit bzw. Arbeit und Freizeit. Zudem ist mit der M-M-W eine Berufsgruppe angesprochen, die gemeinhin nachgerade als Prototyp der gesellschaftlichen Leistungselite gilt. Insofern erschien es mir auch interessant, der Frage nachzugehen, inwiefern es diesbezüglich einen Zusammenhang gibt: Warum werden ausgerechnet »Manager« adressiert und warum wird unterstellt, dass diese eine wie auch immer geartete besondere Affinität zum Marathon haben?

Die im Rahmen dieser Arbeit Interviewten wurden dann auf zwei unterschiedlichen Wegen rekrutiert. Zum einen wurde im Internet nach öffentlich zugänglichen Kontaktdataen von einigen in der besagten Ergebnisliste aufgeführten Namen recherchiert. Die Auswahl der zu kontaktierenden Personen orientierte sich an dem Kriterium, dass die jeweilige Marathonzeit auf jeden Fall nicht leistungssportlich, durchaus aber ambitioniert sein durfte ($Zeiten \geq$ drei Stunden); damit war es zumindest wahrscheinlich, dass es sich um freizeitlich Laufende handelt, die in erster Linie am Durchkommen oder höchstens an einer persönlichen Bestzeit und *nicht am Wettkampf mit anderen* interessiert sind. In sieben Fällen konnten sodann tatsächlich konkrete Kontaktdata ermittelt werden (wo genau diese ermittelt wurden, kann ebenfalls aus Anonymisierungsgründen nicht genannt werden). Diese

Personen wurden anschließend kontaktiert und gefragt, ob sie es sich vorstellen könnten, zu Forschungszwecken ein Interview zu geben, wozu sich drei Personen bereit erklärt.² Das Forschungsvorhaben wurde den Kontaktierten dabei nur recht knapp erläutert – es wurde mitgeteilt, dass es um die Motivation für das Marathonlaufen und das Thema ›Sport und Arbeit‹ gehe und dass es sich um ein offenes Interview ohne Fragenkatalog handele. Bei den drei Personen handelte es sich um zwei Männer und eine Frau.

Parallel zu dieser Erhebungsstrategie wurde zum anderen ein Gesuch auf einer Social-Media-Plattform geschaltet. Dabei war es ebenfalls das Ziel, laufende Interviewpartner*innen zu rekrutieren, die in der M-M-W bereits teilgenommen hatten; allerdings hat sich in diesem Kontext nur eine männliche Person gemeldet, die erst noch vorhatte, in dieser Wertung teilzunehmen, für die Teilnahme gleichwohl schon angemeldet war. Sie wurde deshalb trotzdem in das Sample aufgenommen, weil mir zum einen die Teilnahmemeabsicht bereits als hinreichend erschien und die Person zum anderen von den äußereren Kriterien her auch gut mit den anderen drei zu Interviewwenden kontrastierte.

Mit allen vier kontaktierten Personen wurden schließlich Interviews von knapp 40 Minuten bis etwas über eine Stunde Länge geführt. Nach einer Analyse dieser habe ich mich schließlich dazu entschieden, drei Fälle zum Kernsample dieser Arbeit zu machen. Denn einerseits erschienen sie mir in typologischer Hinsicht hinreichend kontrastierend, andererseits und in erster Linie aber auch hinreichend dazu geeignet, die in dieser Arbeit verfolgte Absicht einer *exemplarischen* Rekonstruktion von möglichen Wechselwirkungen zwischen Marathonläufen, Persönlichkeit und Sozialstruktur zu realisieren und diesbezüglich valide Aussagen treffen zu können.

Bei den Interviewten handelt es sich um einen 35-jährigen Leiter eines technischen Services, einen 45-jährigen Bereichsleiter sowie um einen 41-jährigen Leiter einer Geschäftsentwicklungsabteilung. Alle drei sind zum Interviewzeitpunkt in

² Was es für die Interviewdynamik bzw. -pragmatik genau bedeutet, dass die Interviewees nicht etwa per Annonce gesucht wurden, wie es in der qualitativ orientierten Sozialforschung ja ›klassischerweise‹ geschieht, sondern aktiv angesprochen wurden, ist schwer zu bestimmen. Zwar wäre es einerseits vorstellbar, dass die Interviewees weniger auskunftsfreudig sind, weil die Initiative eben nicht von ihnen selbst kam und sie möglicherweise bloß aus Höflichkeit zugesagt haben. Andererseits war es aber auch eine freiwillige Entscheidung; sie mussten nicht antworten, zumal sie ja nicht etwa telefonisch, sondern per E-Mail kontaktiert wurden und sich nicht hätten zurückmelden müssen, wie es ja auch manche tatsächlich gehandhabt haben. Insofern würde ich argumentieren, dass es ein echtes Interesse am Interview geben muss, sofern sich die Interviewees freiwillig zurückgemeldet haben. Möglicherweise haben sie sich durch die Kontaktaufnahme sogar aufgewertet gefühlt: Immerhin ist ihre Teilnahme in der M-M-W so als wissenschaftlich relevant gerahmt und gewürdigt worden. Jedenfalls lassen die tatsächlich durchgeführten Interviews keinen Zweifel daran, dass die Erzählbereitschaft der Interviewees durch diese Art der Kontaktaufnahme *nicht* tangiert wurde.

vergleichsweise großen Unternehmen beschäftigt. Die objektiven biographischen Daten werden, wie bereits erwähnt, im Vorfeld der Fallrekonstruktionen noch etwas genauer beschrieben, weshalb ich es an dieser Stelle bei dieser kurzen Notiz belasse.

Leider konnte das Interview mit der weiblichen Laufenden nicht im Kernsample berücksichtigt werden, denn im Zuge der Analyse zeigte es sich sehr deutlich, dass der ›Motor‹ hinter ihrer Laufpraxis eine Psychopathologie im Kontext einer Essstörung war. Auch dies ist natürlich ein interessanter Fall bzw. Typus und gäbe insbesondere vor dem Hintergrund eines Erkenntnisinteresses, bei dem das freizeitliche Marathonlaufen als individuelle Bewältigungsstrategie im Zusammenhang mit psychischen Erkrankungen untersucht würde, auch ein sehr relevantes Datum ab. Für die in dieser Arbeit verfolgte Fragestellung erschien mir dieser Fall allerdings von nachgeordneter Relevanz. Insofern werden in dieser Arbeit auch keine genderspezifischen Fragen verfolgt werden können.

Ergänzend zu den drei Fällen im Hauptsample wurden schließlich noch sieben weitere Interviews mit freizeitlich Marathonlaufenden geführt, die sich hinsichtlich ihrer Berufe und beruflichen Positionen sowie auch hinsichtlich ihres Alters und ihres biologischen Geschlechts unterscheiden sollten. Ziel war es, zu prüfen, ob in Bezug auf etwaige Wechselwirkungen zwischen Marathon, Persönlichkeit und Sozialstruktur noch weitere allgemeine Strukturelemente bzw. Facetten sich zeigen würden. Dies war allerdings nicht in dem Maße der Fall, dass es für notwendig erachtet wurde, diese Fälle in das Hauptsample zu inkludieren; die allgemeinen Mechanismen waren dieselben. Darauf werden wir, wenn es um die idealtypische Verdichtung der latenten Motivationsstrukturen der in diese Arbeit aufgenommenen Fälle gehen wird, noch zu sprechen kommen und die ergänzend erhobenen Fälle (sowie zwei Fälle, die ich im Rahmen meiner Masterarbeit analysiert habe) gleichsam flankierend hinzuziehen, um das typologische Spektrum latenter Motivationsstrukturen im freizeitlichen Marathonlaufen zumindest grob auszuleuchten und die Typik der hier analysierten Fälle kehrseitig schärfer herauszuschälen.

3.1.2 Zum Begriff der »latenten Motivationsstruktur« sowie zu deren Rekonstruktion anhand von Interviews

Eine erste Annäherung an den Begriff der latenten Motivationsstruktur bietet eine Relationierung zum objektiv-hermeneutischen Begriff der *latenten Sinnstruktur* und damit verbunden zu dem der *Fallstruktur*. Wie in Kapitel 2.2 ausgeführt, bezeichnen latente Sinnstrukturen methodologisch eine Sinnebene, die unabhängig vom subjektiven Erleben bzw. der Ebene subjektiver Repräsentanzen ist. Diese umfasst zum einen den *objektiven Sinn* von Handlungen, der ihnen unabhängig vom situativen Kontext, in dem sie fielen, zukommt; zum anderen – und darum geht es in objektiv-hermeneutischen Fallrekonstruktionen letztlich im Kern – umfasst sie aber auch die *Fallstruktur* einer Lebenspraxis. Fallstrukturen, so haben wir es im An-

schluss an Oevermann (1991) dargelegt, bezeichnen die spezifische *Selektivität* einer Lebenspraxis im Hinblick auf konkrete Handlungszusammenhänge, die sich entlang der durch bedeutungsgenerierende Regeln erzeugten Handlungsmöglichkeiten sequenziell bildet. Eine Fallstruktur repräsentiert dabei nie nur die Idiosynkrasien des je konkreten Einzelfalls, sondern stets auch allgemeinere, über den Fall hinausweisende Strukturen, sodass jede Fallrekonstruktion immer auch die Frage nach der »analytische[n] Zurechnung« (Maiwald 2013: 191) einer Fallstruktur, das heißt: nach dem Verhältnis einer konkreten Lebenspraxis und – allgemein gefasst – sozialen Strukturen beantworten muss. Fallstrukturen weisen dabei immer eine »Fallstrukturgesetzlichkeit« (Oevermann 2000: 69) auf: Jede Fallstruktur wird als ein »*Ensemble von Dispositionsfaktoren*« (ebd.: 65, Hervh. i. O.) verstanden, dem eine handlungsgenerierende Kraft zukommt. Mit anderen Worten: Fallstrukturen sind »generative Strukturen« (Franzmann et al. 2022: 19), die die Entscheidungen einer Lebenspraxis im Hinblick auf bestimmte Handlungszusammenhänge beeinflussen – gleichwohl nicht determinieren.

Vor diesem Hintergrund lassen sich latente Motivationsstrukturen in einem ersten Schritt als Gebilde bestimmen, die sich als Fallstrukturen rekonstruieren lassen. Das bedeutet: Die Rekonstruktion latenter Motivationsstrukturen legt das Erkenntnisinteresse auf diejenige Selektivität einer Lebenspraxis, die ihre Motivation in Bezug auf einen bestimmten Handlungszusammenhang, hier das (Marathon-)Laufen, zum Gegenstand hat, sie eben zum *Fall* macht. Während der Begriff der latenten Motivationsstruktur also auf einen *konkreten Gegenstand*, die Motivation, sich bezieht, ist der Begriff der latenten Sinnstruktur ein zunächst rein methodologischer; er verweist auf eine Realitätsebene, die allen Gegenständen in der sozialen Welt gemein ist (diese Differenzierung ist angelehnt an Oermanns Differenzierung zwischen latenten Sinnstrukturen und sozialen Deutungsmustern [vgl. 2001: 39ff.]). Zugleich ist mit dem Adjektiv »latent« angezeigt, dass latente Motivationsstrukturen, wie eben für latente Sinnstrukturen charakteristisch, Motivationskomplexe darstellen, die den Agierenden selbst nicht oder nur sehr begrenzt bewusst sind bzw. nicht mit ihren Selbstbildern, den »vocabularies of motive« (Mills 1940) oder den Um-zu- und Weil-Motiven (Schütz/Luckmann 2017[2003]: 286ff.) zusammenfallen. Insofern ist mit dem Begriff der latenten Motivationsstruktur eine explizite Abgrenzung insbesondere zu solchen soziologischen Motivkonzeptionen gegeben, welche Motive bzw. Motivation eng an den subjektiv gemeinten Sinn bzw. das je individuelle Erleben binden und von denen sie annehmen, dass diese prinzipiell von den Handelnden selbst auch angegeben werden können, was für latente Motivationsstrukturen nicht gilt. Jene Konzeptionen greifen daher, wie in der Auseinandersetzung mit der Laufliteratur ausgeführt, zu kurz bzw. blenden schlichtweg die Realitätsschicht der objektiven, nach geltenden Regeln erzeugten Sinnstrukturen aus. Zugleich ermöglicht das objektiv-hermeneutische Verständnis von ›Latenz‹ (vgl. dazu Oevermann 1993: 147ff., 154; 2001: 39ff.) eine

Abgrenzung dahingehend, dass latente Motivationsstrukturen *nicht* zwangsläufig auch *im psychologischen bzw. psychoanalytischen Sinne* unbewusste Strukturen sind, was natürlich immer *auch* der Fall sein kann. Im objektiv-hermeneutischen und hier verwendeten Sinn erstreckt sich der Geltungsbereich von Latenz vielmehr etwa auch auf routineförmiges Handeln, auf Gebilde wie eben soziale Deutungsmuster, Bewährungsfiguren oder bedeutungsgenerierende Regeln. In diesen Fällen geht es um Latenz nicht im Sinne *dynamischer Unbewusstheit*, sondern im Sinne eines *stillschweigenden Wissens* (vgl. Ders. 2001: 41). Und erst die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen kann darüber entscheiden, welche Ebene von Unbewusstheit in einem je konkreten Fall tatsächlich vorliegt (vgl. Ders. 1993).

Des Weiteren, und damit kommen wir zur nächsten Struktureigenschaft, haben latente Motivationsstrukturen als latente Sinnstrukturen natürlich auch die Wirkkraft generativer Strukturen; es handelt sich eben um handlungsmotivierende Gebilde. Gleichwohl ist wichtig, dass es sich um *biographische* Gebilde handelt, die es insofern in ihrem »So-und-nicht-anders-Gewordensein[...]« (Weber 1904: 46) zu rekonstruieren gilt; es geht um die je *krisenhafte Bildungsgeschichte* einer konkreten Lebenspraxis im Hinblick auf einen bestimmten Praxiszusammenhang und die Frage, warum sie sich, wie bewusst oder unbewusst auch immer, »so und nicht anders entschieden« hat (Wernet 2009: 15). Die konkreten motivatorischen Inhalte können dabei freilich auf unterschiedlichen Strukturierungsebenen angesiedelt sein: Es kann sich um Strukturen bzw. Sinngebilde wie soziale Deutungsmuster, persönlichkeitsstrukturelle bzw. charakterliche Dispositionen, arbeitsweltliche Strukturen und/oder eben auch um Bewährungsfiguren handeln, wobei anzunehmen ist, dass im Grunde alles das ›irgendwie‹ eine Rolle spielt. Für die Rekonstruktion latenter Motivationsstrukturen ist es insofern entscheidend, herauszuarbeiten, in welchem je konkreten Zusammenhang all diese Faktoren zueinander stehen bzw. welche Faktoren dominieren, wobei aus einer soziologischen Perspektive natürlich die Frage nach fallübergreifenden Aspekten eines solchen Zusammenhangs besonders interessiert. Wenn es – auf die vorliegende Untersuchung bezogen – zum Beispiel etwaige Bezüge zwischen Marathonläufen und den Strukturen der modernen Arbeitswelt geben sollte, dann müssten sich diese entsprechend in der latenten Motivationsstruktur ausdrücken. Wichtig ist außerdem, dass Motivation in der hier zugrunde gelegten Konzeption entgegen dem Alltagsverständnis nicht gleichgesetzt wird mit ›leidenschaftlicher Bindung‹. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass eine Lebenspraxis auch dann ›motiviert‹ ist, wenn ihre Bindung an einen Handlungszusammenhang jeglicher Leidenschaft entbehrt.

Gleichwohl lässt sich argumentieren, dass *Bewährungsfiguren* im Ensemble der genannten potenziellen Motivationsfaktoren eine gewissermaßen herausgehobene Bedeutung zukommt – im Allgemeinen, aber auch speziell auf unseren Gegenstand, das nicht-sportliche Marathonläufen bezogen. Für die im allgemeinen Sinne herausgehobene motivationsstrukturelle Bedeutung von Bewährungsfi-

guren spricht, dass Bewährungsfiguren nach Zizek, wie in Kapitel 2.7 erläutert, eine fundamentale identitätsstrukturelle Bedeutung haben, weshalb er sie auch explizit mit einem »spezifisch sozialisationstheoretische[n] Motivationskonzept« assoziiert (Zizek 2014a: 60); wenn es sich dabei also, wie an eben genannter Stelle argumentiert, tatsächlich um *habituell verankerte Muster der Selbstcharismatisierung* handelt, dann ist davon auszugehen, dass sie, wenn es um die Entscheidung einer Lebenspraxis für oder gegen eine Beteiligung an einer sozialen Praxis geht, dabei auch eine signifikante Rolle spielen und die sich auch rekonstruieren lässt, sofern man die Interviewees zur Reflexion solcher Entscheidungssituationen im Interview veranlassen kann. Methodologisch lässt sich deshalb argumentieren, dass mit der Rekonstruktion einer latenten Motivationsstruktur auch die jeweilige Bewährungsfigur sich mitrekonstruieren lässt bzw. geradezu notwendig mitrekonstruiert wird.

Aus dem Gesagten ergeben sich nun bestimmte Folgen für die Datenerhebung: Wenn latente Motivationsstrukturen sich nämlich biographisch-krisenhaft bilden und gleichsam in ihrer Historizität rekonstruiert werden müssen, dann benötigt man Daten, die Aufschluss über die jeweils relevanten vergangenen Entscheidungssituationen bieten bzw. diese gewissermaßen zu vergegenwärtigen ermöglichen. Im Kontext des Marathonlaufens, darauf wurde in Kapitel 2.7 bereits verwiesen, hat Rümmele richtigerweise von »Karrieren« gesprochen (1985, 1987; vgl. auch Rigauer 1982: 65ff.), die hinter einer jeweiligen Laufpraxis stünden. Damit aber kommen für die vorliegende Untersuchung prinzipiell nur solche Datentypen infrage, in denen ein *reflexiver Zugriff* der Laufenden auf ihre Laufpraxis protokolliert ist, vermittels dessen die für das Zum-Laufen-Kommen relevanten Entscheidungssituationen sich rekonstruieren lassen. Denn es handelt sich hierbei um »zeitlich erstreckte, komplexe Prozesse, die schwerlich als Interaktionen aufgezeichnet werden können« (Maiwald 2022: 124) bzw. als aufgezeichnete schwerlich bereits vorliegen dürften. So scheint es auf das Laufen bezogen schwer vorstellbar, dass jemand den Prozess seines/ihres Zum-Laufen-Kommens gleichsam realprotokolliert; zumal viele das Laufen, wie Lutz (1989: 171) es beschreibt, als ein »Angebot des Raumes« eher vorfinden und nicht gleichsam zielgerichtet bzw. bewusst sich dafür entscheiden. Höchstens wäre es vorstellbar, dass es Tagebucheinträge oder Blogbeiträge gibt, in denen Laufende über ihre Laufpraxis und den Einstieg in diese reflektiert haben und die es vielleicht in der Tat zu analysieren sich lohnen würde. Allerdings wäre man in solchen Fällen nicht nur mit dem Problem der Protokollbeschaffung konfrontiert (Wer führt solche Tagebücher und wäre bereit, diese zu Forschungszwecken zur Verfügung zu stellen? Gibt es geeignete Laufblogs?), sondern insbesondere auch mit dem Problem, darin gleichsam »die passende Praxis aufzuspüren« (Oevermann 2000: 81), mit anderen Worten: Reflexionen über diejenigen Praxiszusammenhänge zu finden, die tatsächlich Aufschluss über die latente Motivationsstruktur der konkreten Fälle geben könnten. Ähnliches gilt auch für Photographien oder Videos, die im

Zusammenhang mit der Laufpraxis von jemandem entstanden sind oder auch für Internetblogs oder Beiträge auf etwaigen Social-Media-Kanälen: Zwar ist es nicht auszuschließen, dass man anhand solcher Daten immer auch etwas über die latente Motivationsstruktur der diese Daten produzierenden Laufenden erfährt, und es wäre sicherlich interessant, solche Daten gleichsam flankierend hinzuzuziehen; aber eine *passgenaue* Adressierung des uns Interessierenden wäre damit nicht möglich. Entsprechend müsste damit gerechnet werden, dass die Güte solcher Daten im Hinblick auf das verfolgte Erkenntnisinteresse stark variiert.

Vor diesem Hintergrund habe ich mich im Rahmen dieser Arbeit dafür entschieden, offene, lebensgeschichtlich orientierte Interviews zu führen. Denn im Gegensatz zu den erwähnten Datentypen erlaubt ein Interview eben tatsächlich »eine »passgenaue« und umfängliche Adressierung des Erkenntnisinteresses« (Maiwald 2022: 125, Hervh. i.O.). Gleichwohl darf man dabei nicht aus den Augen verlieren, welche Besonderheiten dieser Datentypus im Hinblick auf seinen Protokollstatus mit sich bringt und was dies für die Rekonstruktion latenter Motivationsstrukturen bedeutet. Was genau ist also in einem Interview protokolliert und was nicht?

Im Gegensatz zu »recherchierbaren Daten« (Oevermann 2004b: 328), die sich in der sozialen Realität vorfinden und ›einsammeln‹ lassen (z.B. eben Tagebücher, Blogs, Videos oder Photographien), gehören Interviews zu den »selbst erhobenen Daten« (ebd.), das heißt: sie kommen nur aufgrund einer Initiative von Forschenden zustande. Das »Protokolierte« (Maiwald 2022: 126) und damit die Frage betreffend, welche Praxis in einem Datum objektiviert ist, sind Interviews insofern gewissermaßen «künstlich» (ebd., Hervh. i.O.) bzw. »nicht-natürlich [...]« (ebd.: 125), zumal Forschende Interviews nicht bloß initiieren, sondern in der Regel als Interviewenden an der Interviewpraxis auch selbst partizipieren und diese somit maßgeblich gestalten und steuern (vgl. ebd.: 126). Im Hinblick auf die »Protokollierungshandlung« – also die Frage nach der Art und Weise des Zustandekommens eines Datums betreffend – lassen sich Interviewprotokolle hingegen als «natürliche Daten» ansehen, sofern sie technisch aufgezeichnet wurden (ebd., Hervh. i.O.). Jörg Bergmann bezeichnet diese Art der Protokollherstellung als »*registrierende Konservierung*«, da sie »ohne sinnhafte Erfassung und Bearbeitung« des Protokollierten erfolgt (1985: 305, Hervh. i. O.). Insofern lässt sich sagen, dass die aktive Beteiligung der Interviewenden am Interviewgeschehen im Hinblick auf die Authentizität der protokollierten Praxis letztlich nicht problematisch ist, denn deren selektive bzw. strukturierende Eingriffe sind immer registrierend mitprotokolliert und werden in objektiv-hermeneutischen Analysen – vor allem hinsichtlich ihrer Konsequenzen für die Handlungen der interviewten Personen – stets systematisch berücksichtigt (vgl. Maiwald 2013: 195). Demgegenüber steht die »*rekonstruierende Konservierung*«, wie sie etwa bei Gedächtnisprotokollen oder Beschreibungen vorliegt (Bergmann 1985: 305, Hervh. i. O.); hier ist die Herstellung des Protokolls notwendig an die Deutungsleistungen

der Protokollhersteller*innen gebunden, sodass deren eventuelle Beteiligung an der von ihnen protokollierten Praxis auch nicht umstandslos analysierbar, da eigens eine Deutungsleistung wäre.

Halten wir daher zunächst mit Maiwald (2022) fest, dass Interviews mit Bezug auf die Unterscheidung von nicht-natürlichen und natürlichen Daten »eine Zwischenstellung« (ebd.: 126) einnehmen. Es lässt sich zudem argumentieren, dass die Künstlichkeit von Interviews auf der Ebene des Protokollierten aber auch nicht überbewertet werden sollte, weil es sich letztlich »um ein gesellschaftlich institutionalisiertes Interaktionsformat handelt« und nicht um ein »Experiment« (ebd.: 128). Weitaus zentraler für den Protokollstatus von Interviews ist insofern auf der Ebene des Protokollierten, dass Interviewprotokolle zunächst vor allem Protokolle der Interviewpraxis selbst darstellen, wogegen die faktische und – sofern es dem/der jeweils Forschenden nicht um Methodenfragen geht – eigentlich interessierende Lebenspraxis der jeweils Interviewten »strukturell abwesend« ist (ebd.: 126). Mit anderen Worten: »Der Protokollstatus des Interviews impliziert eine Kluft zwischen Protokoll und Lebenspraxis« (ebd.: 128).³ Daraus folgt, dass jenseits der Interviewpraxis, die direkt protokolliert ist, Interviewprotokolle in erster Linie eine »Deutungspraxis« (ebd.: 124) protokollieren, die sich auf bestimmte Aspekte einer Lebenspraxis bezieht. Für diese Arbeit bedeutet dies, dass die hier geführten Interviews mit (Marathon-)Laufenden nicht als *unmittelbare* Protokolle ihrer Lauf-, Familien- oder Berufspraxis behandelt werden dürfen, sondern eben als Deutungspraktiken – als »Räsonnements im weiteren Sinn« (ebd.: 129), welche auf die genannten Bereiche und damit verbundene Handlungsprobleme bezogen sein können, sofern diese in den Interviews auch tatsächlich thematisiert bzw. adressiert werden. Diese Räsonnements lassen sich durchaus als »Deutungsmuster« im Sinne einer Strömung der wissenssoziologischen Tradition der Deutungsmusterforschung verstehen, nämlich als *fallspezifische* Deutungen sozialer Praxis (vgl. dazu die Interviewanalysen in Meuser/Sackmann 1992),⁴ die daher auf eine ganz andere Realitätsschicht verweisen als das rein begrifflich ähnlich erscheinende

3 Daher bezeichnet Andreas Wernet (2021: 79ff.) Interviewdaten auch als »indirekte Protokolle«. Im Hinblick auf professionelle Praxis argumentiert Maiwald (2003: 157–158) hingegen, dass diese unter der Prämisse, dass Angehörige professionalisierter Berufe über einen professionellen Habitus verfügen, zu dem auch eine systematische Reflexion des eigenen Berufshandelns entlang professioneller Standards gehört und diese Reflexion selbst schon als Berufshandeln verstanden werden kann, in Interviews mit Angehörigen solcher Berufe tatsächlich auch auf eine *unmittelbare* Weise protokolliert ist. Ähnliches gilt auch etwa für Paarinterviews (vgl. Ders. 2022: 126).

4 Eine wiederum andere, sich ebenfalls wissenssoziologisch nennende Konzeption von Deutungsmustern vertreten Plaß/Schetsche 2001. Dieser Ansicht wird in dieser Arbeit nicht gefolgt.

Konzept sozialer Deutungsmuster nach Oevermann, der damit *gesamtgesellschaftliche* Deutungsmuster im Blick hat (vgl. 2001; vgl. zu dieser Differenzierung vor allem Maiwald 2022: 129, Fn. 11).

Entscheidend ist nun der Punkt, dass solche Deutungsmuster bzw. Räsonnements nicht bloß ephemere Konstruktionen, sondern durch eine charakteristische Selektivität gekennzeichnet sind, die sich methodisch kontrolliert rekonstruieren lässt und tatsächlich eng an lebenspraktische Handlungsprobleme geknüpft ist, über die jeweils räsoniert wird. In diesem Zusammenhang zentral ist ein Argument, welches Maiwald mit Bezug auf Oevermanns in Kapitel 2.2 eingeführte Konzeption der Lebenspraxis als einer »*widersprüchliche[n] Einheit von Entscheidungzwang und Begründungsverpflichtung*« (Oevermann 2004a: 160, Hervh. i.O.) entfaltet (vgl. Maiwald 2022: 130). Dabei geht es im Kern darum, dass eine mit Anspruch auf Autonomie auftretende Handlungsinstantz ihre Entscheidungen prinzipiell unter Gesichtspunkten der Vernünftigkeit bzw. geltender Rationalitätsstandards zu treffen bemüht sein muss, und zwar auch dann, wenn zum Zeitpunkt des Treffens einer Entscheidung solche Standards noch nicht verfügbar sind, die Entscheidung also eine genuin krisenhafte ist und zukunftsoffen – sozusagen unter Bewährungsvorbehalt – gefällt werden muss. Die Begründungsverpflichtung ist in diesem Fall aber dennoch »nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben« (Oevermann 2004a: 159). Entscheidend ist nun, dass die Begründung, wann immer sie schließlich erfolgt, stets unmittelbar auf die ursprünglichen Krisensituationen bezogen ist und durch die Adressierung dieser in einem Interview eine reflexive Bearbeitung dieser Situationen einsetzt, die *als Ausdruck der Lebenspraxis selbst und nicht nur im Sinne eines Redens über diese* begriffen werden kann. Kurz: »Die Selektivität des Räsonnements kann in dem Maße als Ausdruck der Selektivität der Lebenspraxis selbst angesehen werden, als es auf die jeweiligen Entscheidungssituationen der eigenen Lebenspraxis selbst verweist« (Maiwald 2022: 130). Auch wenn die »Kluft« zwischen Interview- und Lebenspraxis damit *strukturell* unüberwindbar bleibt – die Entscheidungssituationen sind nun mal nicht realprotokolliert –, so lässt sie sich, so Maiwalds Argument, doch ein Stück weit überbrücken, indem in Interviews der Fokus auf jene lebenspraktischen Handlungsprobleme und Entscheidungssituationen gelegt wird, die vor dem Hintergrund des jeweiligen Erkenntnisinteresses zentral sind und die Interviewten zur freien Reflexion über diese veranlasst werden. Die Interviewführung sollte also weniger darauf abzielen, »möglichst nahe an die Lebenswirklichkeit« der Interviewten heranzukommen (»Was ist wirklich passiert?«), sondern »möglichst nahe an ihre Handlungsprobleme« (ebd.: 132). Wie gut letztlich eine systematische Differenzierung zwischen Deutungspraxis und faktischen Verläufen gelingt, hängt dann von der jeweiligen Analyse ab, die ihren Fokus bei der Herausarbeitung des jeweiligen reflexiv-selektiven Zugriffs auf die eigene Lebenspraxis auf *latente Sinnstrukturen* legen sollte. Durch diverse »Kontrastoperationen« (Maiwald 2003: 155, 165ff.) lässt sich dann das jeweils Erzählte

etwa mit strukturellen Zusammenhängen in einem bestimmten Handlungsfeld, mit dem, was schon zuvor erzählt wurde oder aber, sofern erhoben, mit objektiven Daten aus dem Leben der interviewten Person vergleichen. Gegebenenfalls herausgearbeitete Widersprüche können dann begründete Schlüsse im Hinblick auf faktische Verläufe zulassen (vgl. ebd.). Entsprechend lässt sich argumentieren, dass wir in den hier geführten Interviews dennoch etwas über die faktische Lebenspraxis der Interviewten – ihre Arbeits- und Freizeitpraxis beispielsweise – sowie über die jeweiligen Handlungsbereiche möglicherweise übergreifende Zusammenhänge werden in Erfahrung bringen können, auch wenn die faktische Lebenspraxis der Interviewten nicht direkt protokolliert ist.

Vor dem Hintergrund unseres Erkenntnisinteresses interessiert in dieser Arbeit folglich diejenige Selektivität der jeweils protokollierten Deutungspraxis, die sich auf Handlungsprobleme im Zusammenhang mit dem Zum-Laufen-Kommen bzw. mit der Initierung der Laufkarrieren der interviewten Laufenden bezieht. Die Annahme ist dabei, dass latente Motivationsstrukturen sich in der spezifischen Selektivität des jeweiligen reflexiven Zugriffs auf die eigene Laufpraxis ausdrücken und diese real anleiten – motivieren eben. Gleichwohl soll dies nicht im Sinne einer ›Direktübersetzung‹ verstanden werden, sondern, wie Maiwald dies im bereits mehrfach zitierten Text vorgeschlagen hat, im Sinne einer »Intentionalität«, einer Grundhaltung dem jeweils im Fokus stehenden Weltausschnitt gegenüber« (2022: 142, Hervh. i. O.), die im Hinblick auf die jeweilige Laufpraxis gleichsam ein strukturelles Bündel an Dispositionen darstellt, die sich auf der Ebene der faktischen Lebenspraxis gleichsam unverstellt realisieren, zu ihr aber auch in Widerspruch geraten und schließlich sich auch transformieren können.

Damit verbunden dürfte es auch unproblematisch sein, Bewährungsfiguren anhand von Interviews zu rekonstruieren, denn sofern im Hinblick auf die Rekonstruktion der jeweiligen latenten Motivationsstruktur im Interview vergangene Entscheidungssituationen adressiert werden, ist anzunehmen, dass auch die jeweilige selbstcharismatisierende Grundüberzeugung zum Ausdruck kommt, die dabei eine Rolle gespielt hat. Zudem lässt sich aber auch ein biographisch ausgerichtetes Interview selbst als eine genuine Bewährungssituation begreifen, und zwar insofern, als dass die Interviewten, indem sie der Begründungsverpflichtung nachzukommen versuchen, sich in dem Maße als autonome Subjekte bewähren müssen, wie es ihnen gelingt, einen angemessenen reflexiven Zugriff auf ihre Biographie zu bekommen. Entsprechend kann die Art und Weise der Bewältigung dieser Problematik, die Art und Weise des Selbstbezugs Aufschluss über die spezifische Konstitution der jeweiligen Bewährungsfigur geben.⁵

5 So geht Zizek (2020) in einem Text, in dem er Bewährungsweisen anhand von fallrekonstruktiven Interviewanalysen international vergleichend betrachtet, implizit selbst davon aus, dass sich die jeweilige Bewährungsfigur bereits in der Art und Weise der Selbstdarstellung.

Abschließend sind noch einige Bemerkungen zur Struktur der in dieser Arbeit geführten Interviews bzw. zu den Konsequenzen, die sich aus dem hier Gesagten darauf bezogen ergeben, angebracht. Wie bereits erwähnt, werden die Interviews in jeweils etwas unterschiedlich konturierter Form mit der Kernfrage »Wie sind Sie zum Laufen gekommen?« eingeleitet. Damit wird von vornherein eine biographische Perspektive auf die Laufpraxis der Interviewten eingerichtet und der Fokus auf solche Situationen und Ereignisse gelegt, die ausschlaggebend für die Initiation der Laufpraxis der Interviewees waren. Die Annahme ist, dass die Selektivität des darauf bezogenen Räsonnements Aufschluss über die latente Motivationsstruktur der Interviewees gibt und damit auch die Rekonstruktion ihrer Bewährungsfigur ermöglicht. Je nachdem, welche Aspekte dabei als relevant gesetzt werden bzw. auf der Ebene der latenten Sinnstruktur sich rekonstruieren lassen, werden die Interviews dann thematisch weiter fokussiert bzw. werden entsprechende Nachfragen gestellt. Dies betrifft insbesondere die Entscheidung der Interviewees, sich in der M-M-W anzumelden, dann aber freilich auch deren berufliche Praxis sowie wiederum deren Relation zu ihrem Marathonengagement. Es handelt sich also zwar im Kern um nicht-standardisierte, offene Interviews, die allerdings dort, wo es vom Erkenntnisinteresse her angebracht ist, auch auf spezifische, zuvor bereits überlegte Fragen gleichsam hingesteuert werden, was letztlich insoweit kein methodisches Problem aufwirft, als dass es ja durchweg um die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen geht; solange, wie diese Sinnebene in den Fallanalysen erfasst wird, spricht nichts dagegen, die grundsätzlich offenen Interviews mit themenspezifischen Fragen bzw. Fokusverschiebungen zu strukturieren (vgl. zu diesem Argument Maiwald 2022: 131).

3.1.3 Zur Generalisierungsstrategie

In den sogenannten »Qualitativen Methoden der Sozialforschung« werden Forschungsergebnisse in der Regel nicht nach der Logik *empirischer Generalisierung* verallgemeinert, der zufolge die Repräsentativität eines Falles sich an der Häufigkeit seines Vorkommens bemisst und durch den induktiven Schluss von Zufallsstichprobe auf eine vorab definierte Grundgesamtheit methodisch abgesichert wird. Vielmehr geht das Gros qualitativ Forschender davon aus, dass jeder untersuchte Fall, auch wenn es ein *Einzelfall* ist, immer auch für etwas *Allgemeines* steht, unabhängig von der Häufigkeit seines Vorkommens; er repräsentiert *Strukturen*, die *über ihn hinausweisen*. Eine verbreitete Generalisierungsstrategie besteht dann in der Bildung von Typen (vgl. Brüsemeister 2000: 35); im Kontext der Objektiven

lung im Interview zeigt, wenn er schreibt: »Diese Form der *knappen entschiedenen Antwort* ist charakteristisch für ihn. Er will *nicht viele Worte, kein uncooles Palaver* machen. Aus bewährungstheoretischer Perspektive akzentuiert er sich damit als jemand, der *ohne langes Zögern in die offene Zukunft hinein aktiv Entscheidungen* zu treffen bereit ist« (ebd.: 164, Hervh. i.O.).

Hermeneutik, auf deren Methodologie und Methode ja auch die vorliegende Arbeit rekurriert, wird allgemeiner von »Strukturgeneralisierung« (Oevermann 1981; 2000: 116) gesprochen.

Auf die Frage, in welchen Hinsichten Fallstrukturen nicht nur eine besondere Selektivität darstellen, sondern auch als etwas Allgemeines gelten können, hat Oevermann mit fortschreitender Ausarbeitung der Objektiven Hermeneutik gleichsam mit immer feiner werdenden Unterteilungen geantwortet. War ursprünglich noch von drei Hinsichten die Rede (vgl. Oevermann 1991), so waren es in einer späteren Publikation fünf (vgl. Ders. 2000) und in einer wiederum späteren gar sieben (vgl. Ders. 2002). Wir wollen hier der erstgenannten, dreifachen Unterscheidung folgen, die in Kapitel 2.2 bereits eingeführt wurde (vgl. Ders. 1991: 272f.), weil diese für unsere Zwecke hinreichend ist und die anderen Differenzierungen im Grunde nur feinere ›Verästelungen‹ und Explikationen der Konsequenzen der drei Hinsichten darstellen. Diesbezüglich wurde festgehalten, dass eine Fallstruktur (1) schon deshalb als eine allgemeine gelten kann, weil sie sich entlang allgemein geltender Regeln gebildet hat und unter Berufung auf die Geltung dieser Regeln rekonstruiert worden ist; ist eine Fallstruktur also methodisch kontrolliert nachgewiesen worden, so kann man sagen, dass damit bereits eine Verallgemeinerung vorgenommen wurde. Diesbezüglich lässt sich auch von einer »Generalisierung über den Einzelfall« (Maiwald 2004: 70) sprechen. Des Weiteren (2) stellt eine jeweils rekonstruierte Selektivität zugleich eine typische Selektivität dar, indem sie eine von mehreren Möglichkeiten repräsentiert, auf bestimmte (und jeweils zu bestimmende) Handlungsprobleme bzw. Problemkonstellationen zu antworten. Und schließlich (3) repräsentiert diese typische Fallstruktur immer auch allgemeinere soziale Strukturen, in die sie eingebettet ist bzw. sozialisationsbedingt eingebettet war, sei es, dass sie typisch für ein bestimmtes Milieu, eine Berufsgruppe, Organisation oder eine bestimmte historisch- und kulturspezifische Gesellschaftsformation ist. Die letzten beiden Hinsichten (die Punkte 2 u. 3) betreffend lässt sich daher auch von einer Generalisierungsstrategie »über den Einzelfall hinaus« sprechen (ebd.). Die Generalisierung *über den Fall* ist dabei, wie angedeutet, eng an die methodisch kontrollierten und intersubjektiv überprüfbar Deutungsoperationen im Zusammenhang mit der Sequenzanalyse geknüpft; ist die Reproduktionsgesetzlichkeit einer Fallstruktur am jeweiligen Datenmaterial nachgewiesen worden, so ist man berechtigt, Anspruch auf epistemisch objektive Geltung dieser Fallstruktur zu erheben. Hingegen muss die Generalisierung *über den Fall hinaus* im Folgenden noch genauer betrachtet werden.

Hinsichtlich dieser Generalisierungsdimension wird im Kontext der Objektiven Hermeneutik häufig auf die Strategie der Typenbildung und korrelativ dazu die Strategie der maximalen Kontrastierung bei der Fallauswahl gesetzt (vgl. Oevermann 2000: 99–100 u. 124–128; Maiwald 2004: 70ff.; Funcke/Loer 2019: 8ff.). Was die Typenbildung angeht, so ist, wie vorhin markiert, der Bezug zu Handlungspro-

blemen zentral, denn ein Typus lässt sich in seiner Charakteristik erst erkennen, wenn er auf der Folie der jeweiligen allgemeinen Handlungsanforderungen betrachtet wird, in Bezug auf welche er eine spezifisch-typische Lösungsmöglichkeit darstellt. Es fragt sich also einerseits immer, in Bezug auf welches *Handlungsproblem* ein Handeln ein typisches ist und andererseits, welchen Sozialstrukturen diese Typik zugerechnet werden kann. In den Fallrekonstruktionen geht es dann vor allem darum, ausgehend von den jeweils rekonstruierten Fallstrukturen eine möglichst lückenlose Typologie zu erarbeiten; mit Funcke und Loer ausgedrückt: »das Forschungsfeld [...] in der Totalität seiner Erscheinungsformen [zu] erfassen« (2019: 11). Und um das zu leisten, müssen die zu interpretierenden Fälle maximal kontrastierend ausgewählt werden. Dabei wird empfohlen, zunächst nur wenige Fälle oder sogar nur einen Fall zu erheben, zu rekonstruieren und von der dabei ermittelten Fallstruktur ausgehend gedankenexperimentell zu überlegen, welche kontrastiven Fälle es noch geben könnte und wie sie sich erheben ließen (vgl. ebd.; Oevermann 2000: 99). Die Fallauswahl orientiert sich dabei gleichwohl vorerst notgedrungen nur an äußerlich wahrnehmbaren Merkmalen (z.B. Beruf, Alter, gegenstandsbezogene Merkmale [bspw. Anzahl der gelaufenen Marathons]). Denn inwiefern ein Fall wirklich kontrastierend ist oder lediglich eine Variante eines bereits rekonstruierten Typus repräsentiert, kann letztlich nur eine methodisch kontrollierte Analyse zeigen (vgl. Maiwald 2004: 75). Die rekonstruierten Typen haben indes stets einen im Weber'schen Sinne *idealtypischen* Status, das heißt: sie werden zum einen »durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte«, die sich in der Analyse als charakteristisch erweisen, »zu einem in sich einheitlichen Gedankengebilde« geformt, welches begrifflich widerspruchsfrei sein sollte und aus diesem Grund zum anderen eine »Utopie« darstellt, die in der Wirklichkeit gleichsam nie in Reinform operiert (Weber 1904: 65; vgl. auch Wernet 2022: 127ff.).

Gleichwohl muss die Ausarbeitung einer möglichst lückenlosen Typologie nicht immer das Ziel einer qualitativ-rekonstruktiven Untersuchung darstellen. Inwieweit dies sinnvoll ist, hängt vielmehr maßgeblich vom jeweils verfolgten Erkenntnisinteresse ab. Denn abgesehen von einer Typologie lassen sich im Rahmen einer Fallrekonstruktion einerseits eben immer auch die jeweiligen *Handlungsprobleme*, auf welche die Typen systematisch verweisen, selbst in den Mittelpunkt stellen und andererseits noch allgemeinere Strukturen fokussieren (z.B. konstitutions-theoretische Aspekte). Außerdem kann das Ziel ebenfalls darin bestehen, nur *einen* spezifischen Typus zu rekonstruieren (ein spezifisches soziales Deutungs- oder Handlungsmuster etwa). Allerdings wird auch in diesen Fällen grundsätzlich am Kriterium einer möglichst kontrastiven Fallauswahl festgehalten, weil der Nachweis allgemeiner Strukturen auf der Folie größtmöglicher Varianz natürlich deren Geltungsbereich bzw. ihren Status als allgemeine Strukturen absichert (vgl. Maiwald 2004: 74). Dies ändert jedoch grundsätzlich nichts an dem Umstand, dass individuelle, typologische, gegenstandsspezifische und darüber hinausgehende

allgemeinere Strukturen in einer jeden Sequenzanalyse methodisch kontrolliert differenziert werden müssen – sie ihre Geltung also, wie gesagt, nicht durch die Häufigkeit ihres Vorkommens, sondern durch den methodisch kontrollierten Nachweis am Material erhalten. Entsprechend hebt Oevermann (2000) ausdrücklich hervor, »daß entgegen den vorherrschenden Vorurteilen auch auf Basis der Rekonstruktion eines einzigen Falles schon erhebliche Generalisierungsmöglichkeiten im Hinblick auf Typen- und Modellbildung bestehen« (ebd.: 99).

Auch die dieser Arbeit zugrunde gelegte Generalisierungsstrategie folgt der Stoßrichtung, von der Rekonstruktion einer lückenlosen Typologie abzusehen. Stattdessen wird der Fokus auf unterschiedliche Analyseebenen gelegt. Dazu gehören einerseits typologische Struktureigenschaften verschiedener Aggregierungsniveaus; andererseits aber auch die jeweils entsprechenden Handlungsprobleme mit ihrer je eigenen Charakteristik und nicht zuletzt auch fallspezifische Strukturen. Diese Ebenen sollen dabei in ihrer Interdependenz bestimmt werden. Damit fragt es sich: Wovon bzw. in Bezug worauf könnten die in dieser Arbeit analysierten Fälle also *typische* Fälle sein? Und: Was lässt sich jenseits der Typik über die Handlungsprobleme bzw. Handlungszusammenhänge selbst sagen, auf welche die Typen verweisen? Mit welchen allgemeine(re)n Strukturen sind sie ›verwoben‹? Dazu müssen wir das hier zusammengestellte Untersuchungssample genauer betrachten, dabei die verschiedenen Ebenen differenzieren und unser Erkenntnisinteresse vor diesem Hintergrund noch einmal deutlich machen.

Im Untersuchungssample befinden sich drei Fälle von Marathonlaufenden, die in der M-M-W im Rahmen des Frankfurt-Marathons teilgenommen haben bzw. noch vorhatten, dies zu tun. Für alle Fälle wurde im Vorfeld der Analysen angenommen, dass es sich um Fälle nicht- bzw. formalsportlichen Marathonlaufens handelt, denn ausgehend von den Laufzeiten scheint in keinem Fall die Konkurrenz mit anderen im Fokus zu stehen, sondern in erster Linie die Bewältigung der Marathondistanz. Ein Fall (›Thomas Greipel‹) ist zudem Triathlet auf der Langdistanz (= Ironman). Die thematische Fokussierung der Interviews bildete die Frage nach der Laufmotivation der Interviewees sowie nach ihrer beruflichen Praxis und nach möglichen Wechselwirkungen zwischen beidem.

Vor diesem Hintergrund lassen sich zunächst typische Strukturen im Hinblick auf die Motivation der Interviewten zum nicht-sportlichen Marathonlaufen unterscheiden. Die Typik ist dabei sowohl auf Handlungsprobleme der Marathonpraxis selbst als auch auf das Handlungsproblem der Freizeit bezogen: Warum wird sich ausgerechnet für das nicht-sportliche Marathonlaufen, bei dem es um eine Bewährung durch Unterwerfung geht, entschieden und nicht für etwas anderes? Als einen für diese Praxis im Allgemeinen typischen motivationsstrukturellen Aspekt haben wir dabei einen Kompensationsmechanismus unterstellt, der um eine Autonomie-Bewährungs-Problematik zentriert ist. Darauf bezogen können wir nun annehmen, dass die Typik einer je konkreten Motivationsstruktur sich aus der je spezi-

fischen Konstitution jener Problematik und ihrer wiederum je spezifischen lebenspraktischen Einbettung sich ergibt: Worin genau besteht die jeweilige Autonomie-Bewährungs-Problematik und wie wechselwirkt sie mit persönlichkeits- und sozialstrukturellen Aspekten einerseits sowie mit der Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens andererseits? Eng damit verknüpft, stellt sich auch die Frage, wie dies mit der jeweiligen Bewährungsfigur wechselwirkt und inwieweit es sich dabei wiederum um eine typische Bewährungsfigur handelt – um eine typische Haltung in Bezug auf das Handlungsproblem der Bewährung. Ferner lassen sich typische Strukturen aber auch im Hinblick auf das zentrale Handlungsproblem des nicht-sportlichen Marathonlaufens – das Bewältigen einer herausragend langen Distanz – fokussieren: Wie sieht die jeweilige Praxis des Marathonlaufens genau aus? Wie viel und wie regelmäßig wird gelaufen? Aber auch: Wie wird trainiert? etc.

Des Weiteren lassen sich anhand der Interviewanalysen begründete Aussagen auch über typische Handlungs- und Haltungsweisen von Managern treffen (hier wird bewusst die männliche Form benutzt, da die hier interpretierten Fälle allesamt männlich sind), die freilich auf die spezifischen Handlungsprobleme bezogen sind, die sie zu bearbeiten haben. So haben wir etwa – das wird im Abschnitt 3.2.1 noch zu interpretieren sein – mit der Bezeichnung »Marathon Manager« bereits einen Verweis auf einen spezifischen Typus von Managern vorliegen, deren Besonderheit – jedenfalls das, was in der genannten Bezeichnung diesbezüglich unterstellt wird – sich durch die kontextfreie Rekonstruktion dieser Bezeichnung herausstellen lässt und dem in den Interviewanalysen insofern weiter nachgegangen werden kann, als dass in den Deutungen der Interviewees in Bezug auf ihre Berufspraxis nach entsprechenden Strukturhomologien Ausschau gehalten wird. Eng damit verbunden wird ferner angenommen, dass auch typische Muster bezüglich der deutungsmäßigen und/oder tatsächlich praktischen Verknüpfung von Marathonläufen und beruflicher bzw. berufsbezogener Praxis, allgemeiner: von Arbeit und Freizeit identifiziert werden können.

Von hier aus ist es nun leicht auszuweisen, welche darüber hinaus gehenden sozialen Strukturen in den Materialanalysen erwartbar bzw. für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse bedeutsam sind. Zum einen fragt es sich natürlich, inwieweit die Interviews auch Aufschluss über das marathonspezifische Handlungsproblem selbst und die dieses hervorbringenden Regeln geben können. Inwieweit kommen Aspekte einer Bewährung durch Unterwerfung und des Durchhaltens darin zum Ausdruck? Ebenso naheliegend ist es, dass in den Interviews Strukturen entdeckt werden können, die für die Berufsgruppe der Manager*innen bzw. für manageriales Handeln charakteristisch sind und auf die dafür zentralen Handlungsprobleme verweisen. Zum anderen fragt es sich aber auch, was man anhand der Interviews über die moderne Arbeitswelt insgesamt in Erfahrung bringen kann, inwieweit sich also für die moderne Erwerbsarbeit typische Strukturen identifizieren lassen. Und

schließlich stellt sich auch die Frage, inwieweit milieutypische Aspekte in den Interviews zum Tragen kommen.

Es sei abschließend nochmal betont, dass es in dieser Arbeit *nicht* um die Konstruktion einer lückenlosen Typologie im Hinblick auf latente Motivationsstrukturen im nicht-sportlichen Marathonlaufen geht, sondern darum, *exemplarisch* aufzuzeigen, wie diese Praxis sowohl mit der Persönlichkeitsstruktur der Laufenden als auch mit sozialen Strukturen wechselwirkt und damit verbunden zu explizieren, um welche soziale Strukturen es sich dabei genau handelt.

Hinsichtlich der in dieser Arbeit verfolgten Generalisierungsstrategie wird konkret wie folgt vorgegangen: Zum einen werden in jeder Fallanalyse Generalisierungen – sowohl typisierende als auch gegenstandsbezogene – bereits gleichsam laufend vorgenommen. Dabei werden die für die jeweilige latente Motivationsstruktur entscheidenden Aspekte systematisch und sukzessive – im Sinne der Entwicklung einer Fallstrukturhypothese (s. dazu Kap. 3.1.4) – gesteigert, verdichtet und mit anderen möglichen Strukturformationen kontrastiert. Zudem werden – insbesondere in Zwischenzusammenfassungen – bereits theoretische Begriffe ins Spiel gebracht; dies freilich nicht subsumtiv, sondern immer von der rekonstruierten Struktur ausgehend. Dies soll dazu beitragen, das Rekonstruierte zu präzisieren und die Modellbildung anzuregen. Zum anderen erfolgt in den jeweiligen Schlusskapiteln der Analysen dann die eigentliche idealtypische Verdichtung. Die zentrale Operation wird dabei der Vergleich mit anderen Fällen darstellen – sowohl mit jenen Fällen, die ich erwähntermaßen flankierend erhoben und interpretiert habe, als auch mit den Fällen, die das Kernsample dieser Arbeit darstellen. Dabei werden dann zwar immer wieder auch Bezüge zu Überlegungen aus dem Theoriekapitel hergestellt, gleichwohl wird dieser Rückbezug zum Theoriekapitel schwerpunktmäßig und ausführlich erst im letzten Kapitel dieser Arbeit (Kap. 4) erfolgen.

3.1.4 Zum methodischen Vorgehen in der Datenanalyse

In der vorliegenden Untersuchung werden Interviews mithilfe der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse interpretiert, die auf die Rekonstruktion *latenter Sinnstrukturen* zielt. Wir wollen an dieser Stelle nicht auf methodologische und konstitutionstheoretische Fragen eingehen und uns stattdessen auf die konkreten methodischen Grundoperationen fokussieren. Die zentralen Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit der Konstitutionstheorie der OH wurden bereits erläutert (Kap. 2.2). In methodologischer Hinsicht sei ergänzend auf eine Auswahl einschlägiger Einführungen und vertiefender Darstellungen verwiesen (vgl. Oevermann 1981, 1986, 1991, 2000, 2002; Wernet 2009, 2021; Maiwald 2013, 2018).

Das mit der OH verbundene sequenzanalytische Verfahren der Interpretation von jeglichen Protokollen bzw. Ausdrucksgestalten menschlicher Praxis erhebt den Anspruch, die Interpretationen methodisch kontrolliert und intersubjektiv überprüfbar vornehmen zu können (vgl. für diesen Absatz, sozusagen stellvertretend

für andere Texte, die überblickhaften und einführenden Publikationen von Oevermann 2002 und Wernet 2009). Dieser Anspruch ist an die Annahme gebunden, dass, wie eingangs dargelegt, menschliche Praxis sich regelgeleitet vollzieht und Handelnde bzw. Interagierende über ein Regelwissen im Sinne eines »tacit knowledge« verfügen, das sie sozialisatorisch erworben haben und das sie gleichsam erst handlungskompetent macht. Und sofern in der Konsequenz auch Forschende mit diesem Regelwissen ausgestattet sind, können sie dieses – wie einen Maßstab gleichsam – in der Interpretation einsetzen, um den objektiven Bedeutungsgehalt jeglicher Ausdrucksgestalten zu erschließen. Die methodologisch entscheidende Frage ist dann, wie sich dieser Regeleinsatz methodisch kontrollieren lässt, sodass die Interpretationen den Anspruch erheben können, nicht beliebig zu sein bzw. nicht bloß von der Perspektivität der/des Forschenden abzuhängen. Die OH hat in diesem Zusammenhang einige Interpretationsmaximen und -operationen formuliert, die zwar nicht im Sinne standardisiert applizierbarer Regeln funktionieren und zu verstehen sind, gleichwohl eine Orientierung dafür bieten, wie man zu begründeten, am protokollierten Text überprüfbaren Hypothesen über die latente Sinnstrukturiertheit der zu interpretierenden Ausdrucksgestalten kommen kann. Entsprechend ist damit auch kein Anspruch auf gleichsam unbedingtes Gelingen der Interpretation gegeben. Entscheidend ist nur, dass die Interpretationen durch die Beachtung der Maximen und Interpretationsoperationen erst intersubjektiv kritisierbar werden. Auf diese Maximen und Operationen soll nun im Folgenden in knapper Weise eingegangen werden. Zentraler Bezugspunkt hier ist die einschlägige Einführung von Andreas Wernet (2009).

Eine zentrale Maxime der objektiv-hermeneutischen Interpretation ist die *kontextfreie Analyse*, und die ihr entsprechende Interpretationsoperation ist der gedankenexperimentelle Entwurf von Kontexten, in denen eine zu interpretierende Ausdrucksgestalt nach geltenden Regeln als passend – in der Sprache der OH: als »wohlgeformt« – erscheint (vgl. ebd.: 21ff.). Wernet bezeichnet diesen Interpretationsschritt auch als »*Geschichten erzählen*« (ebd.: 39, Hervh. i. O.). Dabei wird der faktische Kontext ausgeblendet und die Haltung einer »künstliche[n] Naivität« eingenommen, das heißt: man tut so, als wüsste man nichts über den tatsächlichen Kontext. Die Konstruktion von alternativen Kontexten soll sich dabei an der Alltagssprache⁶ orientieren, anders gesagt: »in der Sprache des Falles« (Oevermann 1981: 4) er-

6 Hierbei ist es wichtig anzumerken, dass der Ausdruck »Alltagssprache« ausdrücklich in Abgrenzung zu »Fachsprache« und idiomatischer Sprachverwendung verwendet wird. D.h. nicht alles, was alltagsweltlich »gesagt« wird, kann demzufolge gleichsam automatisch ein gültiges Beispiel abgeben. Andernfalls bräuchte man ja keine soziologische Aufklärung mehr. Entscheidend ist also vielmehr der Bezug zu »clear cases« (dazu weiter unten mehr), d.h. zu alltagssprachlichen Ausdrücken bzw. Verwendungsweisen von Ausdrücken, die gemäß intuitivem Regelwissen auf Anhieb als grammatisch/pragmatisch wohlgeformt eingestuft werden können.

folgen. Der Sinn dieses Vorgehens besteht darin, Distanz zum theoretischen wie alltagsweltlichen Vorwissen im Zusammenhang mit dem Gegenstand des Erkenntnisinteresses sowie dem konkreten Fall zu gewinnen, ja das Vorwissen zunächst einmal als solches überhaupt wahrzunehmen und zu klären, worin es genau besteht. Das Protokollierte soll nicht unter bereits vorhandenes Wissen bzw. vorhandene Vorurteile subsumiert, sondern als eine eigenständige Realität gewürdigt werden. Zugleich ermöglicht es die kontextfreie Interpretation, das Regelwissen so einzusetzen, dass man es latent wirken lässt, indem ein intuitives »Urteil der Angemessenheit« (Oevermann 1986: 22ff.) ob der Adäquanz der konstruierten Geschichten gefällt und ausdiskutiert wird. Die Regeln selbst werden dabei nicht oder nur insoweit rekonstruiert, wie es zur Klärung von strittigen Auffassungen über die Adäquanz eines Kontextes notwendig erscheint (vgl. ebd.; auch Wernet 2009: 14, 39). Eine zentrale Strategie zur Klärung strittiger Kontexte ist dabei die gedankenexperimentelle Formulierung kontrastierender Kontexte, also solcher Kontextbedingungen, die offenkundig nicht mit dem protokollierten Text kompatibel sind (vgl. Wernet 2009: 41).

Ein weiterer für die kontextfreie Analyse essenzieller Interpretationsschritt, welcher sich an das Geschichtenerzählen anschließt, ist die Bildung von *Lesarten* (vgl. ebd.: 39ff.). Das bedeutet: Die gedankenexperimentell entworfenen Kontexte werden in ihren Erfüllungsbedingungen ausbuchstabiert und nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden differenziert. Auf diese Weise wird die kontextunspezifische, eben *objektive* Bedeutungsschicht einer Äußerung bzw. Handlung rekonstruiert. Durch die enge Verknüpfung mit dem Geschichtenerzählen wird diese Rekonstruktion intersubjektiv überprüfbar: Ist man mit der Adäquanz eines Kontextentwurfs nicht einverstanden, muss man einen alternativen Kontextentwurf vorlegen und begründen, weshalb dieser besser geeignet sei als der kritisierte Entwurf. Dieses Vorgehen verweist zugleich unmittelbar auf eine weitere für die objektiv-hermeneutische Interpretation zentrale Maxime: das *Wörtlichkeitsprinzip* (vgl. ebd.: 23ff.). Denn sofern es überhaupt entscheidbar sein soll, welche Geschichte bzw. welcher Kontext mit einem bestimmten Text nach geltenden Regeln kompatibel ist, muss man den Text als Datenbasis ernst nehmen, das heißt: man muss ihn in der Gestalt interpretieren, in der er tatsächlich zum Ausdruck gekommen ist; etwaige Korrekturen im Stile eines »eigentlich wollte die Interviewte doch nur dies oder jenes sagen«, sind unzulässig, weil sie die Datenbasis verfälschen und damit eine methodisch kontrollierte Interpretation von vornherein verunmöglichen – und sich so der Überprüfbarkeit seitens Dritter entziehen. Das Wörtlichkeitsprinzip zu befolgen, stellt deshalb einen sehr wichtigen Schritt bei der Rekonstruktion *latenter* Sinnschichten dar, denn es »stößt« einen förmlich auf die Differenz von latenten und manifesten Sinngehalten. Damit verbunden verlangt diese Interpretationsweise den Interpretierenden, wie Wernet betont, auch eine gewisse »»Schamlosigkeit« ab, die sozusagen quer steht zu ihren alltagspraktischen Interaktionsroutinen (ebd.: 41).

27, Hervh. i. O.). Das Wörtlichkeitsprinzip erfordert natürlich eine weitgehend fehlerfreie Transkription des technisch Protokollierten, die nichts auslässt und nichts hinzufügt, wobei Ersteres *nicht* meint, dass es um eine möglichst genaue »Abbildung von Vokalisierungen« geht (Maiwald 2022: 12, Hervh. i.O.). Entscheidend sind nicht nur die physikalisch protokollierten und sinnlich wahrnehmbaren Aspekte des zu Transkribierenden, sondern vor allem die sinnstrukturellen Gehalte, mit denen sie gleichsam amalgamiert sind. Es kommt also vor allen Dingen darauf an, dass die *Interaktionszüge* und *Sprechhandlungen* adäquat protokolliert sind und dementsprechend nichts »weggelassen oder verfälscht fixiert wird, das eigentlich zur Gestalt des Sprechaktes gehört« (ebd.: 13).⁷

Das Wörtlichkeitsprinzip ist eng mit der Maxime der *Extensivität* verknüpft (vgl. dazu Wernet 2009: 32ff.), denn es unterstreicht zum einen nochmal, dass ein Text so interpretiert werden muss, wie er sich darbietet und dass nichts, was protokolliert ist, willkürlich ausgelassen werden darf. Das heißt dann etwa, dass auch jedes ›äh‹ oder ›mhm‹ und jede Sprechpause hinsichtlich ihres objektiven Gehalts und ihrer Bedeutung im innertextlichen Verweisungszusammenhang interpretiert werden. Zum anderen heißt Extensivität aber auch, dass die Interpretationen selbst »sinnlogisch erschöpfend« sein müssen (ebd.: 33). Das heißt: Sowohl die Ausbuchstabierung der Implikationen der entworfenen Kontexte als auch die Kontextsuche müssen möglichst vollständig durchgeführt werden, auch wenn sich kein äußeres Kriterium für diese Vollständigkeit angeben lässt (vgl. ebd.: 34).⁸ Die *Sparsamkeitsmaxime* hingegen stellt korrelativ dazu eine Art Vorkehrung dafür dar, die extensive Interpretation »nicht mit einer ziel- und endlosen Bedeutungssuche zu verwechseln« oder bei der Suche nach Kontexten »fallspezifische Außergewöhnlichkeiten zu unterstellen« (ebd.: 35). Sie besagt, dass nur diejenigen Lesarten und Geschichten entwickelt werden dürfen, in denen der protokolierte Text umstandslos ›funktioniert‹ und intuitiv als wohlgeformt erscheint – man spricht diesbezüglich auch von »clear cases«. Andernfalls würde das Protokolierte wiederum nicht ernst ge-

7 Zum Thema Interviewtranskription aus der Perspektive der OH vgl. ausführlicher Maiwald 2022: 11–13.

8 Das ist auch mit ein Grund dafür, dass die objektiv-hermeneutischen Interpretationen, wie auch bei vielen anderen »Qualitativen Methoden« der Fall, zumeist in Interpretationsgruppen vorgenommen werden, auch wenn dies erkenntnislogisch natürlich nicht zwingend ist. In der Regel werden diese Interpretationen auch nie erschöpfend durchgeführt, sondern dienen vor allem dazu, eine Fallstrukturhypothese zu entwickeln, die dann weiter im Modus ›einsamen Schreibens‹ überprüft, das heißt: entweder verworfen oder ausgearbeitet bzw. angereichert werden muss (vgl. dazu Wernet 2021: 143ff.). Die Gruppeninterpretation als solche kann also noch keine »Geltungssicherung der Interpretation herstellen« (ebd.: 150); dies liegt in der Verantwortung der Hauptinterpretierenden und hängt maßgeblich von der Plausibilität ihrer schriftlich entfalteten Analysen ab.

nommen werden, und die Interpretationen würden in Beliebigkeit und Maßlosigkeit ausufern.

Den für die Rekonstruktion von Fallstrukturen schließlich entscheidenden Interpretationsschritt stellt sodann die Konfrontation der kontextfrei gebildeten Lesarten mit dem jeweils faktisch vorliegenden Kontext dar. Dazu gehören zum einen der äußere Kontext – also alles das, was man über den jeweiligen Fall jenseits der Interpretation bereits weiß – und zum anderen der innere Kontext – also gleichsam umgekehrt alles, was bereits an fallstrukturellen Aspekten rekonstruiert wurde (vgl. ebd.: 42ff.). An dieser Stelle wird die Bedeutung eines weiteren Interpretationsprinzips besonders deutlich, das, sofern es sich eben um eine *Sequenzanalyse* handelt, vielleicht selbstverständlich erscheinen mag: die Bedeutung der *Sequenzialitätsmaxime*. Denn sequenziell vorzugehen, heißt nicht einfach nur, dass man chronologisch interpretiert, sondern vor allem, dass man die einzelnen Interaktions- bzw. Handlungszüge in einen *innerlogischen Zusammenhang* setzt: Man muss einen inneren Kontext entfalten, was nichts anderes bedeutet, als dass man sukzessive eine *Fallstruktur* herausarbeitet. Und die Konfrontation der gebildeten Lesarten mit dem faktischen Kontext stellt, wie gesagt, die zentrale Operation dar, um an Fallstrukturhypthesen zu gelangen. Leitend ist hierbei die Frage, inwieweit ein Fall sozusagen in der Allgemeinheit aufgeht, sofern die konstruierten mit den tatsächlichen Erfüllungsbedingungen übereinstimmen oder aber eine Fallspezifik angenommen werden muss, sofern Diskrepanzen zwischen kontextfrei rekonstruierten und tatsächlich vorliegenden Kontextbedingungen festgestellt werden. Insofern stellt sich eben an einer jeden Sequenzstelle die Frage, inwieweit eine Fallstrukturhypothese sich reproduziert, das heißt: ob sie modifiziert oder verworfen werden muss. Die Sequenzanalyse stellt das methodische Pendant zur konstitutionstheoretischen Annahme dar, dass soziale Praxis sich sequenziell vollzieht und Handlungsinstanzen prinzipiell an jeder Sequenzstelle zwischen alternativen Handlungsmöglichkeiten wählen können (vgl. dazu ausführlich Maiwald/Sürig 2018: 27- 45). Deshalb besteht eine weitere wichtige Interpretationsoperation, die mit der Maxime der Sequenzialität verbunden ist, auch darin, zu überlegen, welche Anschlussmöglichkeiten an einer jeweiligen Sequenzstelle gemäß geltenden Regeln eröffnet werden und welche dieser Optionen im Lichte normativer Erwartungen oder zuvor bereits rekonstruierter fallspezifischer Aspekte zwingend, erwartbar oder nicht erwartbar sind. Es ist gerade diese systematische Berücksichtigung der *nicht gewählten* Optionen, durch die die besondere Selektivität eines Falls sichtbar wird (vgl. Wernet 2009: 17). Diese Operation ist gleichwohl nur insofern sinnvoll durchführbar, als die einer aktuell zu interpretierenden Sequenz nachgelagerten Sequenzen systematisch ausblendet und erst dann berücksichtigt werden, wenn die objektive Bedeutung einer Sequenzstelle freigelegt und die entsprechenden Anschlussmöglichkeiten formuliert worden sind. Andernfalls besteht die Gefahr, dass die zu interpretierende Stelle ledig-

lich aus dem Interviewkontext heraus erklärt und die Interpretation lediglich zur Paraphrase des manifest Protokollierten wird (vgl. ebd.: 28).

Die Einbeziehung des äußeren Kontextes erweist sich bei Interviews gleichwohl als problematisch (vgl. Maiwald 2022: 17ff.). Denn wie bereits gesagt, die Dinge bzw. Situationen, über die räsoniert wird, sind in Interviews strukturell abwesend. Man kann also nicht ohne weiteres sagen, ob oder inwieweit das, worüber Interviewte berichten, auch wirklich so passiert ist, was daran vielleicht erfunden oder verzerrt dargestellt wurde. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass dies der Rekonstruktion der Selektivität des Räsonnements dennoch nicht im Wege steht; ausschlaggebend ist nicht der Wahrheitsgehalt des Erzählten, sondern die Art und Weise, wie über Situationen und Sachverhalte gesprochen wird, die in den Erzählungen relevant gesetzt werden. Dabei müssen diese Sachverhalte und Situationen in der Analyse natürlich immer auch interpretiert werden, indem man danach fragt, um was für Sachverhalte und Situationen es sich beim Angesprochenen handelt und was es bedeutet, dass ausgerechnet diese oder jene Sachverhalte und Situationen angesprochen werden und andere nicht. »In dieser Hinsicht ist der Rekurs auf die Sachverhalte der Äußerungen strukturell das Pendant zur Operation des Kontrasts mit dem faktischen Kontext bei der Analyse von Protokollen naturwüchsiger Interaktion« (ebd.: 18). Hinsichtlich des inneren Kontextes stellt sich das Problem der Kontextualisierung freilich nicht, denn sobald man eine Fallstrukturhypothese aufgestellt hat, hat man einen inneren Kontext und muss die Interpretationen der nachfolgenden Sequenzen darauf beziehen. Man kann ferner auch sagen, dass im Grunde schon die Eingangsfrage gleichsam einen inneren Kontext absteckt, und zwar insofern, als dass sie eben bestimmte Handlungsoptionen eröffnet und andere ausschließt und es somit notwendig zur Interpretation dazugehört, die einleitende Antwort der Interviewten nicht nur ›für sich‹, sondern auch im Hinblick auf diesen Möglichkeitsraum auszudeuten (vgl. Wernet 2009: 61).

Die Methodologie der OH gibt letzten Endes nicht vor, wie eine Interpretation im Rahmen ihrer Verschriftlichung *darzustellen* ist (vgl. zu diesem gesamten Abschnitt Maiwald 1997: 8). In gewisser Weise stellt sich ihr dieses Problem, und zugleich stellt es sich ihr nicht. Es stellt sich insofern, als dass man beim Schreiben einer Interpretation natürlich immer entscheiden muss, welche Aspekte man im Hinblick auf das jeweilige Erkenntnisinteresse in den Vordergrund rückt. Denn es macht weder erkenntnislogisch noch im Lichte von Praktikabilitätskriterien Sinn, ein Interview etwa in Gänze zu analysieren. Folglich muss man sich entscheiden, auf welche Interviewstellen man sich besonders fokussiert. Zudem stellt sich – wie in jedem Schreibprozess – natürlich die allgemeine Frage, wie man den Text so strukturieren und schreiben kann, dass die Lesenden diesem gut folgen können und die zentralen Argumente gut nachvollziehbar sind – etwa durch Zwischenüberschriften, sinnvolle Gliederung von Absätzen und Zusammenfassungen. Hingegen stellt sich das Darstellungsproblem insofern nicht, als dass es bei objektiv-hermeneu-

tischen Interpretationen eben nicht bloß um eine *Ergebnisdarstellung* geht, bei der die Ergebnisse dann lediglich an einigen Textausschnitten *illustriert* werden. Vielmehr haben objektiv-hermeneutische Interpretationen einen *prozessualen* Charakter: Die Sequenzanalyse zwingt dazu, die Interpretation im Schreiben sukzessive und kumulativ zu entfalten; sie zwingt kurzgesagt zum Argumentieren. Und die Plausibilität der Analyseergebnisse hängt entsprechend maßgeblich davon ab, wie gut sie in der schriftlichen Analyse argumentativ hergeleitet und begründet werden konnten.

3.1.5 Anonymisierungs- und Transkriptionsregeln

Alle personenbezogenen Daten und Angaben über Orte oder Organisationen, die Rückschlüsse auf die Identität der hier Interviewten erlauben würden, wurden in dieser Arbeit anonymisiert bzw. pseudonymisiert. Dabei wurden Daten, die für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse nicht von besonderer Relevanz sind, etwa Vor- und Nachnamen, stärker verfremdet als Daten, deren Authentizität von größerer Wichtigkeit war. Bezuglich der Vor- und Nachnamen wurde insofern keine auf Sinnhomologie zielende Pseudonymisierungsstrategie verfolgt; die Namen wurden willkürlich ausgedacht (vgl. zur Pseudonymisierung von Vornamen Lochner 2018). Dem Einwand, eine mögliche Voreingenommenheit bezüglich bestimmter Namen könnte die Interpretation verfälschen, ist damit zu entgegnen, dass das in Anspruch genommene methodische Verfahren eine hinreichende Distanzierung und Reflexion des Vorwissens und damit auch möglicher Vorurteile gewährleistet. Insofern hätten zur Kennzeichnung der Interviewees prinzipiell auch lediglich Buchstaben ausgereicht; die Verwendung von konstruierten Namen ist damit zu begründen, dass dadurch vor allem der Lesefluss und innertextliche Verweise auf bzw. Vergleiche zwischen den Fällen erleichtert werden und zugleich auch ganz grundsätzlich der Tatsache Rechnung getragen wird, dass ›hinter den Fällen‹ reale Personen stehen.

Berufe, Arbeitsstätten und Branchen, in denen die Interviewees zum Interviewzeitpunkt tätig waren, wurden hingegen möglichst sinnhomolog zu den realen Daten verfremdet; Ausbildungsweg bzw. Studiengänge wurden nicht anonymisiert, da sie wichtig für die Interpretation waren; Geburtsorte, sofern bekannt, ebenfalls nicht. Wohnorte wurden nicht erwähnt, da sie wenig relevant für das Erkenntnisinteresse waren. Die M-M-W und damit die Tatsache, dass es sich um eine Wertung im Rahmen des Frankfurt-Marathons handelt, konnte nicht anonymisiert werden, da ansonsten eine Interpretation der Bezeichnung »Marathon Manager« nicht möglich gewesen wäre. Zugleich scheint mir dies unproblematisch, weil sich darüber keine Rückschlüsse auf konkrete Personen ziehen lassen und das Jahr der Teilnahme ja auch nicht bekannt gegeben wurde.

Die Transkription der audiotechnischen Aufzeichnungen der Interviews orientiert sich nicht an einem spezifischen Transkriptionssystem, sondern folgt, was aus

der Perspektive der OH hinreichend ist, im Wesentlichen Konventionen, die für die Schriftsprache gelten. Entscheidend war es eben, die getätigten Interaktionszüge vollständig zu transkribieren. Im Falle Herrn Gerkens wurden dialektale Besonderheiten mittranskribiert, weil dies einfacher war, als diese sozusagen ins reine Hochdeutsch zu übersetzen; in der Interpretation wurden diese Besonderheiten aber nicht berücksichtigt. Nachfolgend findet sich eine Übersicht der verwendeten, selbst aufgestellten Transkriptionsregeln und Kodierungen.

- Sprecher*innenwechsel wird durch Absatz/Leerzeile markiert (Äußerungen des Interviewers sind mit einem »I« gekennzeichnet)
- Kommentierende Äußerungen wie »mh«, »ja« oder »hm«, die den Redefluss nicht unterbrechen, werden an entsprechender Stelle zwischen zwei »//« eingefügt (z.B. //mhm//)
- Auch gleichzeitig Gesprochenes wird zwischen zwei »//« eingefügt, hier allerdings auch mit einem Absatz markiert; das jeweils gleichzeitig Gesprochene steht dann zwischen zwei «//»
- Metasprachliche Kommentierungen werden in spitze Klammern »<>« gesetzt (z.B. <holt Luft>)
- Betonungen werden unterstrichen
- Wort- oder Satzabbrüche sind mit einem »-« markiert
- () = kurze Pause, unter einer Sekunde
- (.) = eine Sekunde Pause usw.
- Lautgesprochenes wird großgeschrieben
- ? = Intonation wird hochgezogen
- Langgezogene, langsame Sprechweise wird durch Wiederholung der langgezogenen Buchstaben markiert (»gedehnnnnnt«)
- unv. = unverständlich
- »« = Zitate, Darstellung wörtlicher Rede

Auf Zeilenangaben oder anderweitige Kodierungen der zu interpretierenden Transkriptstellen wird verzichtet, da die Analysen so geschrieben sind, dass eine eindeutige Orientierung im Hinblick auf die jeweils analysierten Sequenzstellen stets gewährleistet ist.

3.2 Fallrekonstruktionen

3.2.1 Analyse der Bezeichnung »Marathon Manager«

Bei der M-M-W handelt es sich, wie schon eingeführt, um eine Sonderwertung, die im Rahmen des Frankfurt-Marathons seit 2008 regelmäßig angeboten wird.⁹ Ideengeber und Preisstifter ist ein Coachingunternehmen aus Heidelberg, die »Business Performance Academy« (BPA). »Aktiver Sport«, so wird die BPA in Bezug auf jene Wertung in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) zitiert, sei eine von »13 sogenannten Managementkompetenzen«, die in ihren Seminaren geschult würden, wobei insbesondere der Marathon »Parallelen und Werte-Übereinstimmungen zum Führungsalltag« böte.¹⁰ Die Wertungsbesten erwarten dabei durchaus hoch dotierte Preise. So durfte im Initiationsjahr der Wertung der/die Erstplatzierte auf Kosten des Coachingunternehmens am Dubai-Marathon teilnehmen; außerdem konnten Gutscheine für Seminare des Coachinganbieters gewonnen werden. Gleichwohl kann man sagen, dass auch jenseits dieser Preise alle, die in der M-M-W teilnehmen (dürfen), eine gewisse Sonderbehandlung erhalten: So sollen ihnen ein separater Material-Ausgabeschalter, an dem sie ihre Startunterlagen etc. bekommen sowie ein abgetrennter Aufenthalts- und Duschbereich zur Verfügung stehen. Zudem wird für sie eine gesonderte Siegerehrung abgehalten.¹¹ Zugleich, so wurde es mir in einer telefonischen Auskunft bestätigt, bleibt die Startgebühr dieselbe wie bei allen anderen Teilnehmenden; sie erhalten die Sonderbehandlung also leistungslos.

Wie es die Bezeichnung »Sonderwertung« aus sich heraus schon nahelegt, gibt es bestimmte Ein- bzw. Ausschlusskriterien für die Teilnahme in dieser. Entsprechend heißt es im zugehörigen Ausschreibungstext:

»Die Sonderwertung Marathon Manager ist offen für Führungskräfte aus dem oberen und mittleren Management, die unternehmerisches Risiko und Verant-

⁹ Eine solche Wertung gibt es meines Wissens nur beim Frankfurt-Marathon. Auf den ersten Blick erscheint die Sonderwertung für Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte beim Berlin-Marathon vergleichbar. Der Unterschied ist, dass diese Wertung vom Deutschen Anwaltsverein selbst organisiert wird und nicht von den Veranstaltern des Berlin-Marathons oder einer Agentur. Zudem lautet die Bezeichnung der Wertung nicht »Marathon Rechtsanwält*innen« o.Ä. Ein Versuch einer Verbindung von Beruf und Laufen scheint aber dennoch auch hier erkennbar. Vgl. online unter: <https://anwaltverein.de/de/berlin-marathon-2019>, [Letzter Zugriff 29.09.2021].

¹⁰ Leider finden sich keine Originalstatements der BPA in Bezug auf die Schaffung der M-M-W, sodass nur der Rückgriff auf den zitierten FAZ-Artikel bleibt, in dem die BPA zitiert wird. Der Artikel ist einsehbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/sport/rhein-main-sport/marathon-macht-manager-besser-1694459.html>, [Letzter Zugriff: 01.10.2021].

¹¹ Vgl. online unter: https://www.managerseminare.de/ta_Artikel/Marathon-Manager-Der-lange-Lauf-zu-neuen-Kunden,165771, [Letzter Zugriff: 09.08.2022].

wortung tragen, ein Unternehmen betriebswirtschaftlich leiten oder vollumfänglich in der Personalverantwortung stehen. Marathon Manager können in einer derart herausgestellten Position angestellt oder selbstständig tätig sein. Der Veranstalter bittet alle Interessenten, ihr berufliches Profil diesbezüglich exakt zu prüfen und behält sich das Recht vor, im Zweifelsfall entsprechende Nachweise anzufordern. Dies betrifft gemäß der Ausschreibung die Jobbeschreibung sowie die angemessene Größe des Unternehmens. Manager/innen mit Zielzeiten unter 2:45 bzw. 3:30 Stunden bitten wir um direkte Nachweis-Zusendung per E-Mail an [E-Mail-Adresse].«¹²

Wir werden diesen Text nicht feinanalytisch durchinterpretieren, sondern lediglich auf einige Besonderheiten eingehen, die darin implizit enthalten sind und später die Bezeichnung »Marathon Manager« in den Fokus stellen. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass wir es nun sowohl auf der Ebene der Protokollierungshandlung als auch des Protokollierten mit einem natürlichen, recherchierten Datum zu tun haben, das zugleich jedoch »gemacht« ist, weil es für einen spezifischen Praxiszusammenhang hergestellt wurde (vgl. Maiwald 2018: 447), den wir an späterer Stelle systematisch berücksichtigen müssen.

Als erstes irritiert die Kategorie »Manager« vor dem Hintergrund dessen, welche beruflichen Positionen und Berufsgruppen damit tatsächlich angesprochen sind. Und zwar zunächst allgemein »Führungskräfte aus dem oberen und mittleren Management« sowie Selbstständige. Damit sind aber prinzipiell auch Positionen und Berufsgruppen eingeschlossen, deren Bekleider*innen man alltagsweltlich nicht unbedingt als Manager*innen bezeichnen würde. Zwar wird mit dem Verweis, dass es sich um »Führungskräfte« handeln soll, »die unternehmerisches Risiko und Verantwortung tragen, ein Unternehmen betriebswirtschaftlich leiten oder vollumfänglich in der Personalverantwortung stehen« eine Einschränkung eingeführt; die infrage kommenden Positionen und Berufsgruppen bleiben gleichwohl immer noch recht breit gefächert: So könnte es sich um eine Geschäftsführerin eines klein- oder mittelständischen Unternehmens, um einen Top-Manager eines internationalen Konzerns, um eine Personalverantwortliche eines Supermarktes, aber auch um freiberuflich Tätige (z.B. Werbetextende, Ärztinnen und Ärzte oder Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte) handeln.

Mit »Management« wird hier also primär eine formalstrukturelle Kategorie in Anspruch genommen, welche sich auf die hierarchische Organisation von Leitungsfunktionen in Unternehmen bezieht, wie man sie in organisationssoziologischen oder betriebswissenschaftlichen Definitionen finden kann und bei der zwischen unterem, mittlerem und oberem Management unterschieden wird (vgl. z.B. die Defi-

¹² Vgl. online unter: <https://www.frankfurt-marathon.com/dein-lauf/marathon/sonderwertungen/#1473321521704-9ae07da0-f5559ff9-d567>, [Letzter Zugriff: 05.07.2022].

nition von Kyrer 2017: 352). Dementsprechend könnte etwa ein Teamleiter zum unteren, eine Ressortleitung hingegen zum mittleren Management gezählt werden; und die Geschäftsführungs- bzw. Vorstandsebene würde als oberes bzw. Top-Management gelten. Bei Soloselbstständigkeit oder einer freiberuflichen Tätigkeit wiederum können mehrere oder alle Ebenen auch in einer Person vereint sein. Eine geschützte Berufsbezeichnung ›Manager‹ bzw. ›Managerin‹ gibt es ebenso wenig wie einen vorgezeichneten Ausbildungsweg (vgl. Pohlmann 2007).

Alltagssprachlich hingegen würde man nicht alle Berufstätigten, die formal über Leitungsfunktionen verfügen, auch als Manager bzw. Managerinnen bezeichnen. Eine Selbstständige etwa würde man gemeinhin nicht Managerin nennen (und sie sich selbst ebenso wenig), sondern auf die konkrete Berufsbezeichnung rekurrieren bzw. von der Geschäftsführerin des Unternehmens X sprechen. Wen aber würde man alltagssprachlich typischerweise als Managerin bzw. Manager bezeichnen? Das scheinen mir eher Angehörige des oberen bzw. des sogenannten »Top-Managements« in großen Unternehmen bzw. Konzernen zu sein: Der Vorstand von VW, die Vorstandsvorsitzende von ThyssenKrupp, die ›obere Riege‹ von SAP, die Fondsmanager der Deutschen Bank, ›die Manager‹ des FC Bayern München oder die Managerin einer Band oder eines Schauspielers – daran denkt man intuitiv, wenn man den Titel ›Manager‹ bzw. ›Managerin‹ hört.¹³ Zudem bin ich mir nicht sicher, ob sich Angehörige dieser Gruppe auch selbst als Manager*innen bezeichnen würden (abgesehen vielleicht von den Fondsmanager*innen, den Manager*innen einer Band

13 Es ist im Übrigen interessant, dass in der Ausschreibung dominant – im letzten Satz ist zwar von »Manager/innen« die Rede, was allerdings weniger mit einer gendersensiblen Haltung als vielmehr mit der darauffolgenden Differenzierung von »Zielzeiten« nach für Männer bzw. Frauen geltend zu tun haben dürfte –, dass die männliche Form »Manager« benutzt wird. Mit dem Ursprung dieses Wortes aus dem Englischen ist dies eher nicht zu erklären, denn es ist längst ›eingedeutscht‹ und wird im alltäglichen Sprachgebrauch auch in der weiblichen Form verwendet (auch im Duden sind mittlerweile beide Formen gelistet). Man könnte dies einerseits mit marketingstrategischen Erwägungen zu erklären versuchen: Demnach wäre die Bezeichnung »Marathon Manager*innen« vielleicht zu sperrig, nicht ›knackig‹ genug. Andererseits hätten sich die Organisator*innen (und Teilnehmenden) gerade dadurch ja auch besonders profilieren können. Außerdem hätte man, sofern es bloß um die Vermeidung des Gendersternchens ginge, auch zwei Sonderwertungen einrichten können: Die Marathon Manager und die Marathon Managerinnen. Die Benutzung der männlichen Form wirkt insofern regelrecht demonstrativ, zumal die in der M-M-W sich anmeldenden Frauen ohnehin bereits gesondert gewertet werden und es allein deshalb schon nahegelegen hätte, sie auch gesondert zu adressieren. Objektiv gesehen werden die Frauen damit also, obschon, wie gesagt, faktisch gesondert gewertet, in direkte Konkurrenz zu den Männern gesetzt. Letzten Endes scheinen sowohl die Organisator*innen als auch die Teilnehmenden kein Problem damit zu haben, was, wie wir in Kap. 2.6 gesehen haben, ja auch zu den geschlechtsspezifischen Ungleichheitsstrukturen im Sport, aber natürlich auch in der Arbeitswelt passt und sich auch schon rein zahlenmäßig widerspiegelt: So haben etwa im Jahr 2014 lediglich 22 Frauen in der M-M-W teilgenommen, während es bei den Männern 252 Teilnehmende waren.

oder von Schauspieler*innen) und nicht vielmehr als Vorstandsvorsitzende, Vorstände, CEOs, CFOs, Direktor*innen usw. Das könnte damit verbunden sein, dass diese Bezeichnung in den vergangenen Jahrzehnten generell eine inflationäre Verwendung erfahren hat, wenn man etwa an Berufsbezeichnungen wie »Facility Manager*in« (Hausmeister*in), »Sales Manager*in« (Verkäufer*in) oder »Projektmanager*in« denkt, die faktisch nichts bzw. sehr wenig mit gleichsam prototypischem managerialem Handeln zu tun haben oder an den Manager-Diskurs bzw. den Diskurs über die Managergehälter, der diese Berufsgruppe bekanntlich in keinem guten Lichtdastehen lässt. Als Managerinnen bzw. Manager, so scheint es mir, werden – zumindest im deutschsprachigen Raum – Berufsausübende also eher aus der Außenperspektive bezeichnet, wobei damit primär *Angestellte in hohen Positionen* gemeint sind, welche tendenziell über *Geschäftsführungskompetenzen* verfügen. Andernfalls würden ja schließlich auch die soeben genannten Aufwertungsversuche (Facility Manager*in etc.) als solche nicht funktionieren.

Der Ausschreibungstext ist in dieser Hinsicht jedoch nicht so eindeutig: Auf der einen Seite werden alle für die Wertung in Frage kommenden und eventuell in sie aufgenommenen Personen prinzipiell als »Manager« adressiert und damit gemäß der alltagssprachlichen Verwendungsweise dieser Kategorie als tendenziell hochrangige Angestellte, die prinzipiell an der Unternehmensspitze stehen, behandelt; auch die Zusammenziehung »Marathon Manager« lässt ja im Übrigen eine gewisse Anlehnung zur Bezeichnung »Top-Manager« erkennen. Andererseits wird die *tatsächliche* Auswahl derjenigen, die qua Ausschreibungskriterien an der Wertung partizipieren dürfen, gleichwohl nach formalen Gesichtspunkten vorgenommen, wodurch prinzipiell auch solche Berufsgruppen bzw. beruflichen Positionen inkludiert werden können, die zwar formal durchaus zur Organisationsebene des Managements gezählt werden könnten, deren Angehörige man allerdings alltagssprachlich nicht als Manager*innen bezeichnen würde. Angesprochen sind also zunächst einmal *Beschäftigte mit Leistungskompetenzen*, wobei manche von ihnen auch Manager*innen im alltagssprachlichen Sinne sein können. Dazu passt letztlich auch, dass die übrigen Formulierungen im Ausschreibungstext, die wohl als präzisierend bzw. einschränkend intendiert sind, tatsächlich recht unscharf daherkommen: Wie viel »unternehmerisches Risiko und Verantwortung« ist zum Beispiel notwendig, um als »Manager« zu gelten? Und reicht es etwa aus, nur »Personalverantwortung« zu haben, also beispielsweise eine Personalabteilung zu leiten, ohne ein explizites unternehmerisches Risiko zu tragen (beides ist ja lediglich mit einem »oder« verbunden)? Und was ferner ist eine »angemessene Größe des Unternehmens«, die einfach so unterstellt, aber nicht konkret benannt wird? Zumindest wird mit dieser Formulierung suggeriert, dass die Unternehmensgröße eine Rolle bei der Selektion spielt. So gesehen könnte eben nicht jeder freiberufliche Werbetexter/jede freiberufliche Werbetexterin in die Wertung hineinkommen, sofern er oder sie nicht eine gewisse Anzahl an Mitarbeitenden beschäftigen bzw. nicht einen gewissen Umsatz ver-

zeichnen würde. Aber ist das tatsächlich so? Inwiefern spielen die beiden Kriterien wirklich eine Rolle bei der Selektion bzw. welche geben den Ausschlag – eines oder beide?¹⁴ Jedenfalls scheint es so, dass es eine Prüfung der Zugangsvoraussetzungen gibt, wenn die Organisator*innen die Interessierten darum bitten, »ihr berufliches Profil diesbezüglich exakt zu prüfen« und sich explizit »das Recht« vorbehalten, »im Zweifelsfall entsprechende Nachweise anzufordern.« Bei näherem Hinsehen stellt dies jedoch eine Aufweichung der Zugangsbeschränkungen dar. Denn zum einen wird die Prüfung der Zugangsvoraussetzungen primär zur Sache der Anwärter*innen erklärt: Wenn diese ihr Berufsprofil selbst als angemessen einschätzen, so die Implikation, können sie sich anmelden; das »exakt« wirkt in diesem Kontext überbordend, da es ja weiterhin im Ermessensbereich der Bewerber*innen verbleibt und die Prüfungskriterien eben nicht eindeutig bzw. gänzlich offengelegt sind. Zum anderen scheint dieser Selbstprüfung aber auch keine intensivere Prüfung seitens der Veranstaltenden als *Normalfall* nachgelagert; die Forderung von Nachweisen ist allenfalls »im Zweifelsfall« vorgesehen. Entsprechend stellte sich bei einer Recherche auf der Website des Frankfurt-Marathons heraus, dass bei der Online-Anmeldung lediglich der Firmenname und die Position angegeben werden müssen, aber es sind keine expliziten Nachweise zu erbringen; man könnte es sich demnach zumindest vorstellen, dass auch Bewerber*innen reinkommen, die sich einfach etwas ausdenken, sofern sie keinen »Zweifelsfall« auslösen. Dazu passt auch, dass die Organisator*innen sich »das Recht« auf Nachweisforderung erst explizit vorbehalten müssen, anstatt davon generalisiert Gebrauch zu machen (schließlich machen *sie ja* die Regeln) und die Nachweise von allen Bewerber*innen pauschal einzufordern. Stattdessen werden nur diejenigen um eine »direkte Nachweis-Zusendung« gebeten, die besonders schnelle Zeiten anstreben (zwischen 2:45 bzw. 3:30 Std.) und damit Chancen auf einen Sieg in der Sonderwertung haben, damit keine Profis bzw. Altersklassenathletinnen oder -athleten sich ›dazwischen mogeln‹.

Kurzum: Man gewinnt doch den Eindruck, dass hier eine Art ›Aura der Exklusivität‹ erzeugt werden soll, indem die Hürden für den Zugang zur M-M-W eher als hoch *inszeniert* werden; es ist eine Art aufgesetzte ›Härte‹, die im Ausschreibungstext zum Ausdruck kommt. Sowohl hinsichtlich der infrage kommenden Berufsgruppen bzw. beruflichen Positionen als auch im Hinblick auf die Prüfung der Teilnahmevoraussetzungen scheint es faktisch größere Spielräume zu geben. Andernfalls hätte es ja, wie gesagt, auch Möglichkeiten gegeben, die Wertung tatsächlich nur auf die

¹⁴ So ist zum Beispiel die Frau, deren Fall ich nicht für diese Arbeit verwendet habe, selbstständig als Texterin und Heilpraktikerin tätig. Genaue Angaben zu Mitarbeiter*innenzahlen oder Umsatz liegen mir zwar nicht vor, gleichwohl schien es mir, als ich zum Interview in ihre Praxis kam, nicht so, als würde es sich um eine besonders große Unternehmung handeln. Jedenfalls würde man sie angesichts ihrer faktischen beruflichen Tätigkeiten auch nicht als prototypische Managerin bezeichnen.

Gruppe der hochrangigen Manager*innen zuzuschneiden und die Prüfung der Erfüllung der Teilnahmevoraussetzungen mitsamt direkter Nachweiszusendung entsprechend zum Normalfall zu machen. Mit anderen Worten: Es scheint so, dass hier eine Marketingstrategie am Werk ist, der zufolge die M-M-W als etwas Exklusives erscheinen soll, das sozusagen nur einer bestimmten beruflichen Elite zugänglich ist; zugleich jedoch erhoffen sich ihre Initiatorinnen und Initiatoren offenbar, möglichst viele Laufende anzuziehen, was sich mit der Exklusivität wiederum streitet, sodass vorstellbar ist, dass sich auch ›Aspirantinnen bzw. Aspiranten‹ unter den Teilnehmenden finden. Entscheidend ist jedoch, dass mit Exklusivität und Besonderung als eine Art ›Elite‹ geworben wird, relativ unabhängig davon, wer *tatsächlich* in die Wertung hineinkommt; nicht umsonst ist die Rede ja von »Manager[n]«, die »in einer derart herausgestellten Position angestellt oder selbstständig tätig« seien. Die Organisierenden biedern sich also gewissermaßen an, klopfen den sich potenziell angesprochen Fühlenden sozusagen auf die Schulter, ›schmieren ihnen Honig ums Maul‹. Alternativ hätte die Wertung ja etwa auch »Marathon-Leitungskräfte«, »Marathon-Vorgesetzte«, »Sonderwertung: Vorgesetzte« oder noch schlichter: »Sonderwertung für Angestellte in leitender Position« genannt werden können, wie dies bei der Sonderwertung für Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte anscheinend ja auch tatsächlich gehandhabt wurde (s. Fn. 9 in diesem Abschnitt).

Zur Anbiedersungslogik passt denn auch, dass ›die Manager‹ bzw. alle nach geltenden Teilnahmekriterien so Bezeichneten *die einzige Berufsgruppe* sind, für die eine Sonderwertung eingerichtet wurde (was freilich auch so bliebe, wenn die Wertung anders hieße). Daneben gibt es nämlich nur noch die Sonderwertungen »Mitarbeiter der Stadt Frankfurt«, »Betriebssportgruppe Hessen«, »Hessische Marathon Meisterschaften«, »Frankfurt Marathon Club«¹⁵ sowie »Deutsche Kirchenmeisterschaften«, bei denen es sich also nicht um *konkrete Berufsgruppen* handelt. Dass also ausgerechnet nur ›die Manager‹ eine Sonderwertung bekommen haben, ist schon für sich eine Sonderbehandlung; sie erhalten nicht nur diverse Privilegien im Rahmen der Veranstaltung (s.o.), sondern werden auch als eine Art berufliche Elite umworben (was aus Marketinggesichtspunkten natürlich nicht abwegig ist, stellt doch Frankfurt ein bedeutendes [finanz-]wirtschaftliches Drehkreuz dar). Zur Werbestrategie der Elitisierung passt entsprechend auch, dass bei ›den Managern‹ (und bei den ›Mitarbeitern‹ im Übrigen genauso wenig) nicht erkennbar ist, welcher sozusagen sportliche Grund für die Initiation dieser Sonderwertung vorgelegen haben soll. Bei den Meisterschaftswertungen liegt es ja auf der Hand: Sie sind dazu eingerichtet worden, die beste Leistung innerhalb einer Gruppe von *Leistungsähnlichen* zu ermitteln (daher muss man sich dafür in der Regel ja auch erst qualifizie-

¹⁵ In dieser Wertung dürfen sich alle anmelden, die den Frankfurter Marathon mindestens zehn Mal ›gefinished‹ haben. Alle Teilnehmenden erhalten eine sogenannte »ewige Startnummer«, mit der sie fortan bei jeder weiteren Teilnahme an den Start gehen.

ren); der sportliche Leistungsvergleich steht im Zentrum. Ebenso verhält es sich mit Sonderwertungen wie den Altersklassenwertungen. Darüber hinaus gibt es Sonderwertungen, etwa die Berg- und Sprintwertungen bei der Tour de France, bei denen der Leistungsvergleich zusätzlich auf eine spezifische sportliche Fähigkeit (Sprint/Bergfahren) hin fokussiert ist. Allen Sonderwertungen ist daher gemeinsam, dass sie nicht bloß sekundäre Vergleichshorizonte innerhalb eines übergeordneten Vergleichshorizonts darstellen, sondern insbesondere die relevanten Vergleichsakteure und -akteurinnen nach *sportlichen Leistungskriterien* inkludieren; es geht darum, den sportlichen Leistungsvergleich sicherzustellen bzw. seine Attraktivität zu erhöhen. Und genau das ist bei der M-M-W gerade nicht der Fall. Zum einen muss man nämlich davon ausgehen, dass die Leistungsniveaus hier höchst heterogen sind und allein deshalb schon ein gesonderter Leistungsvergleich sportlich gesehen wenig Sinn macht. Und zum anderen ist genauso wenig ersichtlich, dass es bei dieser Wertung um eine spezifische sportliche Fähigkeit gehen würde. Inkludiert wird also nach einem bloß *außersportlichen* Kriterium: der Zugehörigkeit zu einer bestimmten beruflichen Gruppe bzw. die Bekleidung einer bestimmten beruflichen Position. Daher kann man sagen, dass der M-M-W (ebenso wie den ›Mitarbeitern‹ oder dem ›Club‹¹⁶) ein lediglich symbolischer Charakter bzw. eine primär marketingstrategische Funktion zukommt, was sie zu einer Art ›Spaßwertung‹ macht, bei der der sportliche Leistungsvergleich zwar nicht verunmöglicht, aber doch eher von sekundärer Bedeutung zu sein scheint.

Entsprechend muss man davon ausgehen, dass alle, die sich in der M-M-W anmelden – abgesehen von denjenigen vielleicht, die dies tun, weil sie sich reale Gewinnchancen ausrechnen –, auf jene Anbiederungslogik gleichsam ›anspringen‹ und sich sozusagen den Hof machen lassen. Durch die freiwillige Teilnahme an dieser Wertung partizipieren sie daher objektiv an der von den Initiatorinnen und Initiatoren der Wertung bedienten Logik der Inszenierung von Exklusivität und beruflicher Elitenhaftigkeit und müssen insofern ein gewisses Bedürfnis nach einer entsprechenden Selbstinszenierung haben. Dies verwundert natürlich zum einen dahingehend, als dass es vom Standpunkt einer ›hochrangigen Führungskraft‹ respektive eines gesellschaftlichen Leistungsträgers/einer gesellschaftlichen Leistungsträgerin doch eher als peinlich erscheinen muss, sich in einer Wertung anzumelden, in der Privilegien *leistungslös* verteilt werden und der sportliche Leistungsvergleich nicht im Vordergrund steht.¹⁷ Zum anderen und damit verknüpft verwundert dies aber auch deshalb, weil die ansonsten ja eher geschlossen auftretende Marathon- und Sportler*innencommunity (man orientiert sich in der Regel

¹⁶ Hier wird nach Treuegesichtspunkten inkludiert, sodass es sich, marketingmäßig gesprochen, um eine Kundenbindungsmaßnahme handelt.

¹⁷ Im Grunde gilt dies aber auch für diejenigen, die um eine Top-Platzierung laufen, weil die Sonderwertung ja auch für sie leistungslös eingerichtet wurde.

am Grundsatz der Egalität, was sich zum Beispiel in der verbreiteten Praxis auch ausdrückt, sich unabhängig von Status oder Alter zu duzen) in zwei Lager gespalten wird: die normalen Laufenden und die als elitär inszenierten »Marathon Manager«.

Zur Inszenierung gehört nun ein weiteres ganz wesentliches Detail: Die Bezeichnung »Marathon Manager« wird im oben zitierten Ausschreibungstext regelrecht wie ein Typus verwendet (»Marathon Manager können in einer derart herausgestellten Position angestellt oder selbstständig tätig sein«). Das heißt: Sie verweist nicht lediglich darauf, dass es sich um Manager*innen handelt, die Marathon laufen bzw. die Sonderwertung nur für Manager*innen offen ist; das wäre redundant und auch dann klar, wenn sie einfach »Manager« oder »Sonderwertung: Manager« hieße – schließlich gibt es ja auch keine Sonderwertung »Marathon Mitarbeiter der Stadt Frankfurt« oder »Marathon Betriebssportgruppe Hessen«.¹⁸ Man kennt solche Zusammenziehungen durchaus aus dem Alltag, so etwa, wenn in politischen oder arbeitsweltlichen Kontexten von »Marathon-Sitzungen« oder von einem »Termin-Marathon« die Rede ist. Damit wird in der Regel auf Aktivitäten verwiesen, die stets ein für Außenstehende unmittelbar einsichtiges, herausgehobenes Maß an psycho-physicaler Anstrengung auf der Ebene des Durch- und Aushaltens implizieren: Die Sitzung bzw. die Wahrnehmung der Termine waren umfassend erschöpfend; die Beteiligten mussten gewissermaßen an ihre Grenzen, an ihre Substanz gehen. Marathon-Aktivitäten gehören damit zur Sphäre des außeralltäglich Anstrengenden und stellen auch im Alltag derjenigen, die sie notgedrungen ausführen müssen, eher Ausnahmen dar: Nicht jede Sitzung ist eine Marathon-Sitzung, und Termin-Marathons sind auch nicht der Normalfall. In der Regel versucht man so etwas auch zu vermeiden und lässt sich nur darauf ein, wenn es im Grunde unausweichlich ist, es also einen unmittelbaren Handlungsdruck gibt; zumal mit einer »Marathon-Sitzung« ja auch nicht die höchsten Qualitätsstandards verbunden sind; in erster Linie geht es darum, überhaupt zu einem Ergebnis zu kommen.

Im tatsächlichen Kontext ist das Prädikat »Marathon« gleichwohl nicht auf eine Sache bzw. eine Praxis bezogen, sondern auf die Berufsgruppe der Manager*innen und die dazugehörigen Personen. Damit werden diesen alle Attribute zugeschrieben, die auch für den Marathon bzw. marathonmäßige Aktivitäten gelten. Unterstellt ist folglich, dass »Marathon Manager« gleichsam Spezialisten für die Bewältigung außeralltäglicher, grenzgängerischer psycho-physicaler Anstrengungen auf der Ebene des Durch- und Aushaltens sind. Im Grunde sind es Manager*innen, die sozusagen ohne Pause managen. Und weil es sich eben um einen speziellen Typus von Manager*innen handeln soll, wird damit zudem unterstellt, dass

18 Die Lesart, es handle sich um Marathon Manager im buchstäblichen Sinne, also Menschen, die Marathonveranstaltungen organisieren, können wir hier abkürzungshalber ausschließen.

dieser sich in eben jenen Hinsichten einer herausgehobenen Durch- und Aushaltetfähigkeit von ›normalen‹ Manager*innen, die diese Fähigkeiten unterstelltmaßen nicht mitbringen, unterscheidet. Damit ist also eine weitere Besonderung verbunden: »Marathon Manager« stellen gleichsam eine *Elite innerhalb der Elite* dar, wobei das Elitenhafte in einer besonderen Durch- und Aushaltetfähigkeit besteht.

Von der Sache her ergibt sich vor diesem Hintergrund gleichwohl eine Erklärungsbedürftigkeit: Inwiefern korrespondieren diese den »Marathon Managern« zugeschriebenen Attribute mit den realen Handlungsanforderungen der Berufspraxis von Manager*innen bzw. von Angestellten mit Leitungskompetenzen? Und warum werden ihnen ausgerechnet *diese* Attribute zugeschrieben? Dazu muss man sich vor Augen führen, wodurch manageriale Praxis *strukturell* gekennzeichnet ist.

Betrachtet man die historische Entwicklung der Organisationsstruktur von Unternehmen, so waren nach Pohlmann (2007) um 1900 herum auf den Positionen zwischen Kapital und Arbeit, also dort, wo in modernen Unternehmen Manager*innen beschäftigt sind, Verwaltungsbeamte tätig, die eine »Dienstleistungsfunktion für den Unternehmer« erfüllten (ebd.: 6). Management im heutigen Sinne gab es damals nicht, weil das von diesem zu bearbeitende Handlungsproblem gleichsam noch nicht freigelegt war und vom Unternehmer (aufgrund der entsprechenden historischen Gegebenheiten wird hier bewusst die männliche Form verwendet) mittgelöst wurde. Folglich inkludierte dieser zwei Funktionen gleichzeitig: Einerseits war er Eigentümer bzw. Kapitalist, andererseits aber auch »Neuerer«, wie es bei Schumpeter (1987: 211) heißt. Mit der Zeit lösten sich diese beiden Funktionen voneinander, und das moderne Management differenzierte sich aus, indem es sich um das Handlungsproblem der Neuerung herum formierte. Daher können wir wiederum mit Schumpeter feststellen, dass das zentrale Handlungsproblem managerialen Handelns im »Erkennen und Durchsetzen neuer Möglichkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet« besteht (ebd.: 151). Anders formuliert: Die Hauptaufgabe von Manager*innen ist es, innerhalb ihres jeweiligen Einflussbereiches »jenseits der Grenzen der Routine« zu operieren (ebd.: 210) und damit, grob gesagt, Entscheidungen unter der Bedingung von Offenheit zu treffen. Entsprechend stellt auch die Mehrheit der organisations- bzw. managementsoziologischen Ansätze den Komplex *Entscheiden und Gestalten* in den Fokus managerialer Praxis: »Das Management verkörpert buchstäblich die Idee der zielgerichteten Gestaltung der Organisation« (Pohlmann 2016: 120, vgl. auch seine Übersicht der Managementverständnisse in der Soziologie auf S. 125). Inwieweit »Personalführung« einen wichtigen Bestandteil der Berufspraxis von Manager*innen darstellt, ist eine andere Frage; mir scheint sie jedenfalls sekundär, da sie ja nicht Selbstzweck sein kann, sondern im Dienste der Organisationsgestaltung steht und Führung eigentlich nicht notwendig scheint, sofern es klare Verantwortlichkeiten gibt. Zentral ist meines Erachtens, dass Manager*innen im Gegensatz zu den ihnen Unterwiesenen Entscheidungskompetenzen haben und diese wahrnehmen müssen; sie sind in erster Linie ›Gestaltende‹ und nicht »Führungs-

kräfte«, wie es interessanterweise im Ausschreibungstext der M-M-W heißt. Führungskraft-Sein bedient die Logik von Führung und Gefolgschaft und damit letztlich von Hierarchie, Macht und Manipulation; wer führt, verführt sozusagen auch. Es ist etwas anderes, als »Leitungsaufgaben« zu haben, in einer »leitenden Position« oder Vorgesetzte(r) zu sein, denn all dies bedient die *Logik der Verantwortung* und setzt damit wiederum das Entscheiden und Gestalten zentral und nicht Führung. Auch im FAZ-Artikel ist mit der Rede von »Parallelen und Werte-Übereinstimmungen zum Führungsalltag« die Führung zentral bzw. der berufliche Alltag im Grunde genommen mit dem »Führungsalltag« gleichgesetzt.

Kontrastiert man dies nun mit dem Habitus, der dem Typus »Marathon Manager« unterstellt wird, so ergibt sich offenkundig eine Diskrepanz: In den Vordergrund wird nicht das Entscheiden und Gestalten, wird nicht die Neuerung gestellt, sondern das Bewältigen außeralltäglicher, tendenziell grenzgängerischer Anstrengungen qua Durchhalten und Führung und damit Machtausübung als solche. Es gibt also nachgerade einen antigestalterischen, autoritären Zug. Damit soll freilich nicht gesagt sein, dass Manager*innen überhaupt kein Durchhaltevermögen benötigen bzw. dieses in ihrer Berufspraxis und als Persönlichkeitseigenschaft keine Rolle spielt. Es ist sicher wichtig, so wie es auch in anderen Berufen wichtig ist; aber es ist nicht das zentrale Handlungsproblem, wie es der Tendenz nach mit der Bezeichnung »Marathon Manager« unterstellt ist. Hochgradig monotone, routineförmige Tätigkeiten (Fließbandarbeit etwa), würde man demgegenüber viel eher mit Durchhalten verbinden bzw. erschiene es in solchen Fällen weitaus plausibler, Durchhaltevermögen als eine der für diese Arbeit wesentlichsten habituellen bzw. persönlichkeitsbezogenen Eigenschaften anzunehmen. Und auch Hierarchie und Autorität würden eher dazu passen. Letzteres verwundert insbesondere, weil doch der modernen Arbeitswelt in der Subjektivierungsforschung etwa vielmehr eine Nivellierung von Hierarchie und eine Verlagerung von Fremd- zur Selbststeuerung attestiert wird (vgl. bspw. Moldaschl/Voß 2002; Boltanski/Chiapello 2003; Ponratz/Voß 2004).

Fassen wir zusammen: Die Interpretation hat gezeigt, dass hinter der Sonderwertung »Marathon Manager« zunächst einmal eine Werbe- bzw. Marketingstrategie steht, mit welcher um die adressierte Berufsgruppe der Manager*innen (obschon wörtlich genommen nur Männer angesprochen sind) geworben wird. Dies geht im Rahmen einer dreifachen Aufwertung vorstatten: Zum einen stellen die »Marathon Manager« die einzige Berufsgruppe dar, für die eigens eine Sonderwertung eingerichtet wurde, obwohl es keine plausiblen sportlichen Gründe dafür gibt – nur weil jemand Manager oder Managerin im von den Veranstaltern definierten Sinne ist, darf er oder sie in der M-M-W teilnehmen und nicht, weil es aus sportlicher Sicht besonders sinnvoll ist, die Leistungen innerhalb ausgerechnet dieser Gruppe gesondert zu vergleichen. Zum anderen erhalten die Teilnehmenden in dieser Wertung zudem auch noch leistungslos Privilegien bzw. eine gewisse

Sonderbehandlung am Tag vor und während des Wettkampfs, was ebenfalls keinen sportlichen Hintergrund hat, sondern allem Anschein nach lediglich den Sinn, die Teilnehmenden zu umgarnen: Nur sie bekommen die Privilegien, weil sie Angehörige einer von den Veranstaltenden als »besonders« definierten Berufsgruppe sind. Und schließlich besteht eine weitere Aufwertung darin, die »Marathon Manager« als einen besonderen Typus von Manager*innen – als eine Elite innerhalb einer Elite – aufzuwerten; eine Elite, welche sich gegenüber den »normalen« Manager*innen untersteltermäßen dadurch auszeichne, dass sie im Besitze einer besonderen Durchhaltefähigkeit sei, die sie zum psycho-physischen Grenzgängertum im Beruf befähige. Eine vierte Aufwertung wäre für den Fall denkbar, dass sich Beschäftigte in der M-M-W anmelden, die man alltagsweltlich nicht als Manager*innen bezeichnen würde.

Mit diesen werbe- bzw. marketingstrategischen Zügen scheinen nun eine Reihe von Vorannahmen bzw. Normalitätsvorstellungen verbunden zu sein, die im Hinblick auf die Struktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens, des managerialen Handelns, das Verhältnis zwischen beidem und eng damit verbunden die Akteure, die sich für eine Teilnahme in der M-M-W entscheiden, instruktiv zu sein scheinen.

Da wäre zum einen die grundsätzliche Vorstellung, dass Marathonlaufen und manageriale Praxis miteinander »irgendwie« in Wechselwirkung stehen. Darauf verweist implizit schon die Aufwertung der »Manager« zu einer besonderen Gruppe von Manager*innen, die sich habituell gleichsam durch Marathonqualitäten auszeichne. Damit verbunden gehört dazu aber auch die implizit unterstellte Strukturhomologie zwischen managerialer Praxis und Marathonläufen: Es komme beim Managen zentral auf herausragende Durchhalte- und Führungsfähigkeiten an; der Komplex »Entscheiden und Gestalten«, den wir für die manageriale Praxis als eigentlich zentral bestimmt haben, kommt darin hingegen nicht vor, was natürlich erklärungsbedürftig ist, weil damit eben *eine Bewährungsfigur und -vorstellung nahegelegt wird, die der Bewährung durch Unterwerfung entspricht* und mit der Betonung von Führung auch die Logik des *Unterwerfens von anderen* mitbedient wird. Auf einer expliziten Ebene wird die Vorstellung einer Wechselwirkung sodann aber auch in der eingangs bereits zitierten Aussage der BPA aus der FAZ kolportiert, der zufolge »aktiver Sport« eine von mehreren »Managementkompetenzen« sei und Marathonlaufen »Parallelen und Werte-Übereinstimmungen zum Führungsalltag« aufweise. Die Wechselwirkung wird dabei anscheinend als eine funktionale gedacht: Das Marathonlaufen leiste etwas für das Management, so die Unterstellung. Diese Vorstellung scheint mir grundsätzlich auf einem sozialen Deutungsmuster des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit aufzuruhen, welches im Kontext von Selbstoptimierungs- und Subjektivierungsdiskursen häufig auftaucht und auch eine ideologische Schlagseite zu haben scheint – sofern jedenfalls, wie es zur Legitimierung und Reproduktion bestimmter ökonomischer bzw. arbeitsstruktureller

Verhältnisse dient.¹⁹ Im Zentrum dieses Deutungsmusters steht die Normalitätsannahme, dass, wie es etwa Arlie Hochschild in ihrem Buch *Time Bind* (2001) beschrieben hat, Arbeit und Freizeit ineinander verschränkt seien bzw. die Freizeit unter dem Primat der Arbeit stehe und nach arbeitsweltlichen Rationalitäts- und Effizienzkriterien organisiert werden müsse. Das Handlungsproblem, Freizeit und Arbeit gleichsam austarieren zu müssen, wird in diesem Deutungsmuster also einseitig zugunsten der Arbeit gelöst: Grundsätzlich ist alles Arbeit, und die Freizeit steht in ihren Diensten.

Zum anderen scheint es mir, dass mit dem Fokus auf das Durchhalten das Marathonlaufen vor allem als eine Bewährungspraxis thematisch ist und nicht als Sport. Der Leistungsvergleich scheint für die M-M-W eine nachrangige Bedeutung zu haben, obschon die Teilnehmenden darin natürlich faktisch miteinander verglichen werden und es auch Preise zu gewinnen gibt – anderenfalls würden sich ja auch solche Sonderbehandlungen wie das getrennte Buffet erübrigen. Zudem zeigt auch ein Blick auf die Laufzeiten der M-M-W-Teilnehmenden aus dem Jahr, in dem auch die hier Interviewten dort teilgenommen haben, dass eine reale Chance, »aufs Treppchen« zukommen, nur die wenigsten hatten: Um in die Top-3 zu kommen, musste man bei den Männern unter 2:27 Stunden, bei den Frauen unter 3:14 Stunden ins Ziel einlaufen. Und für die Top-10 musste bei den Männern unter 2:47 Stunden, bei den Frauen unter 3:50 Stunden gelaufen werden. Gleichwohl muss man sagen, dass insgesamt bei der M-M-W es deutlich mehr schnelle Teilnehmende gibt als im bundesdeutschen Schnitt: So liefen laut der Website marathon-ergebnis.de im besagten Jahr in Deutschland insgesamt 74,4 Prozent der Frauen Zeiten zwischen vier und fünf Stunden; bei den Marathon Managerinnen waren es hingegen lediglich 18 Prozent. Ebenso liefen bei den Männern im selben Jahr 72,2 Prozent Zeiten zwischen 3:40 und 4:40 Stunden, während es bei den Teilnehmenden in der M-M-W 46 Prozent waren.

Und schließlich besteht eine weitere Vorannahme, welche die für die Gestaltung und Umsetzung der M-M-W Verantwortlichen zu haben scheinen, darin, dass die Adressierten die zuvor thematisierten Unterstellungen teilen bzw. diese in ihrem Arbeitsumfeld auch durchaus verbreitet sind (immerhin ist auch eine Coachingagentur involviert, die sich von der Wertung sicherlich auch einen Werbeeffekt verspricht, was auch für die Veranstaltenden des Frankfurt-Marathons gelten dürfte). Umgekehrt formuliert: Wer sich in der M-M-W anmeldet, geht mit den im

¹⁹ Zieht man die Definition sozialer Deutungsmuster nach Oevermann (2001: 43) heran, so können diese Muster tatsächlich auch ideologische Aspekte inkludieren; entscheidend ist gleichwohl, dass sie zugleich deutlich darüber hinausgehen, weil sie in erster Linie auf Handlungsprobleme bezogen sind und nicht auf den Aspekt der funktionalen Manipulation von Realität sich reduzieren lassen.

Ausschreibungstext und der Bezeichnung »Marathon Manager« unterstellten Annahmen zumindest d'accord, fühlt sich – ob bewusst oder unbewusst – von diesen angesprochen. Es ist also anzunehmen, dass die Implikationen der Bezeichnung »Marathon Manager«, der Ausschreibungstext und die Aussagen der Coachingagentur BPA nicht bloß ephemera bzw. leerer Marketingsprech sind, sondern, wie alle Werbepraktiken, »an gesellschaftlich geltende Normalitätsvorstellungen« (Maiwald 2018: 473) anknüpfen, weil sie ihren Werbeeffekt anderenfalls nicht entfalten könnten. Dafür spricht meines Erachtens nicht zuletzt die Selbstverständlichkeit, mit der der Zusammenhang von Sport und Arbeit von jener Coachingagentur kolportiert und seitens der FAZ wiederum nicht kritisch hinterfragt, sondern einfach so übernommen und publiziert wird. Daher liegt es nahe, zu vermuten, dass wir entsprechende Vorstellungen auch in den zu interpretierenden Interviews wiederfinden. Und sofern dies zutrifft, wird eine zentrale Frage in diesem Zusammenhang sein, warum die Interviewten ihre Berufspraxis vor allem unter dem Gesichtspunkt des Durchhaltens betrachten, mithin eine Bewährungsvorstellung teilen, die eben viel eher auf Selbstunterwerfung setzt als auf autonomes Handeln. Jedenfalls legt es unsere Interpretation bis hierher schon nahe, dass diejenigen, die sich von der M-M-W angesprochen fühlen und dabei nicht von reinen Wettkampfmotiven geleitet sind, in irgendeiner Weise Probleme mit der Bewährung im Beruf haben, was sie durch das Marathonlaufen und die diesem unterstellte Funktionalität bzw. Selbstoptimierungspotenzialität kompensieren.

Fallanalyse »Peter Gerken«

a) Biographische Konturierung

Peter Gerken ist zum Zeitpunkt des Interviews 35 Jahre alt und befindet sich somit im statistisch »idealen« Marathoneinstiegsalter. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder (zwei Jungen, fünf und zwei Jahre alt). Beruflich ist er in leitender Funktion im technischen Service eines international agierenden Unternehmens tätig. Seine Kernaufgabe dort besteht darin, die weltweit verstreuten Serviceniederlassungen des Unternehmens zu betreuen. Dazu zählen konkret beispielsweise die Bearbeitung von Serviceanfragen (Garantieentscheidungen und Reparaturen) sowie die Durchführung technischer Trainings vor Ort. Letzteres ist der Grund dafür, dass Herr Gerken rund 20 Wochen im Jahr mit Geschäftsreisen zubringt.

Seinen beruflichen Werdegang begonnen hat Peter Gerken mit einer Ausbildung zum Technischen Zeichner, im Zuge derer er auch die Fachhochschulreife erwarb. Daran schloss er eine zweijährige Weiterbildung zum staatlich geprüften Techniker an einer berufsbildenden Schule an (Fachrichtung kann aus Anonymisierungsgründen nicht genannt werden). Danach bzw. auch schon währenddessen arbeitete er in

unterschiedlichen Unternehmen. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er seit knapp 1,5 Jahren bei seinem aktuellen Arbeitgeber angestellt.

Über das Herkunfts米尔ieu des Interviewees wurden zum Interviewzeitpunkt keine spezifischen Daten erhoben. Eine spätere Nachfrage diesbezüglich ließ er unbeantwortet. Von seinem beruflichen Werdegang und seinem Habitus aus zu urteilen, ist er vermutlich in eher ›einfacheren‹ Verhältnissen (Arbeitendenmilieu) aufgewachsen.

Jedenfalls können wir bereits sagen, dass Herr Gerken nicht der typische Manager im alltagssprachlichen Sinne ist. Auch wenn er formal zur Managementebene gehört (das dürfte mittleres Management sein), würde man ihn nicht als Manager bezeichnen und auch er selbst hat von sich weder im Vorgespräch noch im Interview selbst so gesprochen. Was das im Hinblick auf seine Motivation für die Anmeldung in der M-M-W nun bedeutet, müssen wir vorerst offenlassen; angesichts der Mutmaßung über seine soziale Herkunft und der Tatsache, dass er sich objektiv ›hochgearbeitet‹ hat, wäre es vorstellbar, dass es die Zugehörigkeit zur ›managerialen Elite‹ ist, die ihn gereizt hat. Dazu würde auch gut passen, dass er seine Weiterbildung im Interview als ›Studium‹ bezeichnet und sich damit objektiv aufgewertet hat. Denn zum einen ist die Weiterbildung zum Techniker heute zwar einem Bachelorabschluss formal gleichgestellt (konkret heißt der Abschluss hier »Bachelor Professional«), allerdings war dem noch nicht so, als Herr Gerken sich weiterbildete. Und zum anderen handelt es sich eben lediglich um eine formale Gleichstellung *der Abschlüsse*, nicht aber um eine grundsätzliche Aufwertung der Weiterbildung zum *Studium*.

Seine sportliche ›Laufbahn‹ begann Herr Gerken im Handball, in einem Alter von drei Jahren. Diesem Sport ist er zum Zeitpunkt des Interviews auch immer noch treu und betreibt das Laufen parallel. Den Höhepunkt seiner bisherigen ›Laufkarriere‹ bildete sein erster und bis zum Interviewzeitpunkt vorerst auch letzter Marathonlauf, den er – mit nur 19 Jahren bemerkenswert jung – absolvierte. Daraufhin lief er mehrere Halbmarathons. Aufgrund einer Knieverletzung, die er sich beim Handball zuzog, musste er das Laufen zwischenzeitlich stark zurückfahren. Die Ärzte hätten es ihm sogar nahegelegt, das ambitionierte Laufen ganz einzustellen, woran er sich offensichtlich nicht gehalten hat. Zum Interviewzeitpunkt plante er sein ›Marathon-Comeback‹ in der M-M-W beim Frankfurt-Marathon bzw. war dort schon angemeldet. Ob ihm das Comeback gelungen ist, ist nicht bekannt.

Damit soll die biographische Konturierung als abgeschlossen gelten. Weitere Daten werden, falls erforderlich, im Laufe der Fallrekonstruktion systematisch eingeflochten.

b) Der Laufeinstieg

I: Okay, äh, gut, das reicht dann auch erst mal für die objektiven Daten (.), ähm (.) okay, ja dann fangen wir mit dem eigentlichen Interview an //gut// sozusagen. Äh ja dann erzählen Sie doch mal, wie sind Sie zum Laufen gekommen?

Wie man direkt sieht, zeigt der Transkriptausschnitt nicht den Beginn der Interviewinteraktion. Dies ist dem Umstand zuzurechnen, dass bei diesem Interview die »objektiven Daten« im Vorfeld des »eigentlichen Interview[s]« erhoben wurden und das Aufnahmegerät schon mitlief. Im Kontext eines offenen Interviews ist das vor allem aus zwei Gründen problematisch. Zum einen, weil das Interview hierdurch pragmatisch als eine standardisierte Befragung gerahmt wird, die auf einem ›Frage-Antwort-Spiel‹ fußt, wodurch die Lebendigkeit der Erzählung beeinträchtigt werden könnte. Und zum anderen wird damit riskiert, dass im späteren Interviewverlauf etwaige Sachverhalte als bereits bekannt vorausgesetzt werden und deshalb nicht mehr ›frisch‹ bzw. gar nicht mehr explizit zur Sprache kommen. Andererseits wären solche Konsequenzen jedoch mitprotokolliert und – etwa als Verkürzungen und/oder Ausschmückungen – am Material somit auch rekonstruierbar. Davon abgesehen leitet der Interviewer sodann ja auch explizit zum »eigentlichen Interview« über und stellt eine offene, erzählgenerierende Frage, sodass man davon ausgehen kann, dass die Zugzwänge des Stegreiferzählers dennoch greifen werden. Der explizite Verweis auf das eigentliche Interview und die damit verbundene Zäsursetzung (»okay, ja dann fangen wir...«) zeigen dem Interviewee dabei an, dass das Vorausgegangene eben noch kein ›richtiges‹ Interview war und dass der nun eröffnete Praxiszusammenhang etwas Neues darstellt, das einer anderen, eben gesprächsformigen Logik folgt, die den Interviewee gleichsam dazu auffordert, frei und von sich aus zu erzählen.²⁰

Wir wollen mit unserer Interpretation daher an der Stelle beginnen, an welcher der Interviewer die im Hinblick auf den Beginn der Laufkarriere Peter Gerkens entscheidende Frage stellt: »Äh ja dann erzählen Sie doch mal, wie sind Sie zum Laufen gekommen?«. Auf eine abermalige Zäsur (»Äh ja dann«) folgt hier die soeben erwähnte Aufforderung zu einer spontanen (»mal«) Erzählung darüber, wie Herr Gerken zum Laufen gekommen ist. In einem ersten Schritt müssen wir daher fragen, was es bedeutet, jemanden zu fragen, wie er oder sie »zu XY gekommen« sei. Wir wollen das Laufen dabei durch andere Aktivitäten ersetzen, weil wir anderenfalls kaum Kontexte außerhalb des tatsächlich vorliegenden finden könnten.²¹

²⁰ Darauf wurde auch im Vorgespräch explizit hingewiesen.

²¹ In der OH ist dies eine gängige Interpretationsoperation, die solange zulässig ist, wie der pragmatische Sinn der zu interpretierenden Äußerung nicht variiert wird (vgl. Wernet 2009: 47ff.).

So könnte man etwa einen Musiker fragen, wie er zum Gitarrespielen, eine Romanautorin, wie sie zum Schreiben oder eine Soziologin, wie sie zur Soziologie gekommen sei. Hingegen wirkte es seltsam, »wie bist Du zum Zähneputzen gekommen« zu fragen. Dies liegt daran, dass diese spezifische Frageweise immer eine besondere Identitätsbedeutsamkeit der so angesprochenen Tätigkeit für die so adressierte Person und damit verbunden eine besondere innere Bindung dieser Person an jene Aktivität präsupponiert; sie impliziert eine individuelle Aneignung und kontinuierliche Beschäftigung mit einer Sache, einen Bildungsprozess, einen Werdegang, der aus einer Verkettung von Entscheidungen besteht. Wenn man so fragt, möchte man keine Ja/Nein-Antworten hören, sondern eine biographische Erzählung evozieren, welche eine Reflexion des jeweiligen Bildungsprozesses und damit der lebensgeschichtlichen Motivierung einer Aktivität mit einschließt. Und das kommt eben nur bei solchen Aktivitäten infrage, die tatsächlich auf einem individuellen Aneignungsprozess beruhen und nicht trivial bzw. Bestandteil kollektiver Alltagsroutinen sind. Natürlich ›kommt‹ man in gewisser Weise auch zum Zähneputzen; das ist aber nichts besonders Identitätsbedeutsames, weil es in modernen Gesellschaften eine kollektive Routine und daher weder besonders begründungsbedürftig noch wirklich entscheidungsförmig ist; man hat nicht wirklich eine Wahl und wird in solche Routinen einfach hineinsozialisiert.

Die Praxis, nach welcher tatsächlich gefragt wird, ist das Laufen. Damit ist klar der Laufsport angesprochen und nicht die gesundheitsorientierte Praxis des Joggens. Unterstellt ist somit, dass der Laufsport für Herrn Gerken identitätsbedeutsam, er also Läufer ist und dass er dieser Praxis regelmäßig und wettkampfförmig nachgeht. Prinzipiell könnte man auf diese Weise daher auch professionell Laufende adressieren. Da Herr Gerken, wie wir wissen, aber kein Profi ist, ist das Laufen hier gleichsam in den Lebensstilbereich eingerückt: Unterstellt ist, dass der Laufsport zu seinem Alltag und er zum Laufmilieu gehört und darin positioniert ist. Die Frage ist daher nicht nur, wie die Identitätsbedeutsamkeit des Laufens mit seiner Lebensgeschichte verwoben ist, sondern auch, wie er sich gegenüber den mit dem Laufen als Lebensstil verbundenen typischen Handlungs- und Deutungsvorgaben (Ernährungs-, Kleidungs-, Trainingsstile, Deutungsmuster im Spannungsfeld Gesundheit, Arbeit, Freizeit usw.) verhält – ob er sich diesen Vorgaben tendenziell unterwirft oder sozusagen seinen eigenen Weg läuft.

Zugleich ist natürlich wichtig, dass bisher noch nicht explizit vom Marathonlaufen die Rede war; die Identitätsbedeutsamkeit wird stattdessen auf den Laufsport im Allgemeinen fokussiert. Das schließt prinzipiell alle Formen des Laufsports als identitätsbedeutsam mit ein, unterstellt aber eben, dass das generelle Läufer-Sein identitätsmäßig das Entscheidende ist.

Schließlich können wir noch sagen, dass Herr Gerken vom Interviewer gesiezt wird, was auf eine distanzierte, unpersönliche Sozialbeziehung verweist; es besteht weder eine persönliche Bekanntschaft, noch ist ein milieouvermittelter Vergemein-

schaftungsversuch erkennbar (es ist nicht unüblich, sich im Sportmilieu zu duzen). Beides wäre interviewdynamisch prekär, da der Interviewee vieles als bereits bekannt voraussetzen könnte. Und bei einer persönlichen Bekanntschaft wäre das Interview zudem auch im Hinblick auf die Sozialbeziehung selbst prekär.

In seiner Antwort muss sich Herr Gerken nun zu der ihm unterstellten Identitätsbedeutsamkeit des Laufens verhalten. Aufgrund der objektiven Daten wissen wir, wie gesagt, schon, dass er Läufer und Laufen somit Teil seiner »Identität-An-Sich« (Hahn 1988:93) ist. Sich zur unterstellten Identitätsbedeutsamkeit des Laufens zu verhalten, heißt aber darüber hinaus auch, dazu etwas im Sinne einer »biographische[n] Selbstreflexion« bzw. im Sinne der »Identität-Für-Sich« (ebd.) zu sagen. Daher kann es freilich sein, dass in der reflexiven Identitätskonstruktion Herrn Gerkens das Laufen eben keine besonders identitätsbedeutsame Rolle einnimmt, die Identitätsbedeutsamkeit eher auf dem Marathonlaufen liegt oder aber er sich darüber vielleicht noch nicht so viele Gedanken gemacht hat und erst einmal überlegen muss; beides wäre erklärungsbedürftig. Damit verbunden stellt sich aber auch die Frage, in welchem Verhältnis die Individualsportart Laufen zum Mannschaftssport Handball steht, den, wie wir aus der biographischen Konturierung ebenfalls bereits wissen, Herr Gerken ja parallel zum Laufen betreibt und der auch biographisch gesehen sein *Erstsport* ist. Sieht er sich eher als Läufer, als ›Marathoni‹, als Handballer oder generell als Sportler?

In diesem Zusammenhang muss Herr Gerken entsprechend auch auf die motivationalen Aspekte hinter seiner Laufpraxis eingehen: Warum hat er damit angefangen, wenn er mit dem Handball ohnehin sportlich bereits gut ausgelastet sein dürfte? Allein deshalb ist es auch schon unwahrscheinlich, dass er das Laufen aus gesundheitlichen Gründen begonnen hat, denn durch das Handballspielen wird er sicherlich genügend Bewegung bekommen. Aus gesundheitlicher Sicht wäre daher eher Physiotherapie oder wären Massagen die naheliegendere Ergänzung gewesen. Damit verbunden ist es auch erklärungsbedürftig, warum er schon mit 19 Jahren einen Marathon gelaufen ist; wir erinnern uns: das durchschnittliche Marathoneinstiegsalter lag nach Kreitz (1996) bei knapp 32 Jahren. Es könnte zwar sein, dass das Laufen als Ausdauer fördernde Ergänzung zum Handballtraining gedacht war – das kennt man aus anderen Sportarten ja auch. Gleichwohl erschließt es sich dadurch immer noch nicht, wieso Herr Gerken ausgerechnet einen Marathon gelaufen ist und dies nunmehr auch zum Interviewzeitpunkt noch einmal vorhat. Hätte er lediglich seine Leistungsfortschritte testen wollen, dann hätte er die Marathondistanz ja auch privat laufen können. Aus trainingsbezogener Sicht wären hingegen kürzere Distanzen in Kombination mit Intervallen/Sprints die sinnvollste Trainingsergänzung zum technischen Handballtraining. Kurzum: Wie und warum ist es dazu gekommen, dass Herr Gerken ungeachtet seiner ihn starkfordernden Arbeit, seines Handballengagements und seiner familiären Situation auch noch Marathon läuft und wie vereinbart er alles das miteinander?

Um sich zu alldem in seiner Antwort zu verhalten, muss Herr Gerken einen Ausgangspunkt für seine Erzählung wählen. Dabei stehen ihm objektiv mehrere Handlungsoptionen offen: Er könnte zum Beispiel chronologisch beginnen und in diesem Zusammenhang auf konkrete Jahreszahlen, Zeitspannen oder auf ein bestimmtes Lebensalter verweisen; er könnte aber auch auf bestimmte Lebenssituationen zu sprechen kommen, die ihm im Hinblick auf seinen Werdegang als Läufer bedeutsam erscheinen. Schließlich wäre es auch denkbar, dass er den motivationalen Aspekt in den Vordergrund stellt und direkt darauf eingeht, was ihn am Laufen reizt. Denkbar wäre aber, wie gesagt, auch, dass er sich erst sortieren muss. Denn schließlich ist die freie Erzählung, zu der er vom Interviewer aufgefordert wurde, eine anspruchsvolle Aufgabe – wobei schon die Aufforderung selbst auch einen gewissen Druck erzeugt, weil sie wie selbstverständlich unterstellt, der Interviewee könnte dem auch ohne weiteres Folge leisten. Sicherlich kann man von ›modernen‹ Menschen erwarten, dass sie Auskunft über ihre Praxis geben können; inwieweit sie dazu faktisch jedoch in der Lage oder gewillt sind, hängt natürlich auch stark von fallspezifischen Aspekten ab. Damit verbunden stellt sich schließlich auch die Frage, ob oder inwieweit Herr Gerken von selbst über seine Transition zum Marathonlaufen berichtet oder ob er sich zunächst lediglich auf die Anfänge seiner Laufpraxis beschränkt – eine Möglichkeit, die ihm durchaus offen steht, weil der Interviewer eben zunächst nach dem Laufen im Allgemeinen gefragt hat. Gleichwohl weiß Herr Gerken ja schon, dass es im Interview vor allem ums Marathonlaufen gehen soll, weshalb es naheläge, auch von selbst darauf zu sprechen zu kommen. Schauen wir, wie Herr Gerken tatsächlich respondiert.

P. Gerken: Zum Laufen bin ich gekommen ähm eigentlich recht früh

Herr Gerken weist die Unterstellung der besonderen Identitätsbedeutsamkeit des Laufens nicht zurück; vielmehr unterstreicht er diese, indem er die Formulierung des Interviewers ohne eine Spur des Innehaltens oder Zögerns aufgreift und um das »bin ich« ergänzt zur Eröffnungs- bzw. Einstiegssequenz seiner Laufgeschichte ummoduliert. Dieses Aufgreifen der gewissermaßen vorgegebenen Formulierung erinnert an eine Figur, wie sie in Lernkontexten häufig vorkommt, beispielsweise in Sprachkursinteraktionen, in denen adjazente Frage-Antwort-Sequenzen eingeübt werden: »Wie war Ihr Urlaub?« – »Mein Urlaub war gut«. Es ist damit verbunden denkbar, dass Herr Gerken hier noch der Frage-Antwort-Logik folgt, die bei der Abfrage der objektiven Daten eingerichtet wurde. Die unmittelbar vorangestellte Frage war gleichwohl offen: Herr Gerken hätte ja auch eine der anderen Optionen wählen können, er musste die Formulierung des Interviewers nicht aufgreifen. Indem er aber genau dies tut, handelt er sich nicht nur einen Zugzwang des Erzählers – einen Detailierungszwang – ein, sondern wählt auf der Darstellungsebene auch die Option, von Beginn an *zu betonen*, dass das Laufen Teil seiner biographischen Iden-

tität ist. Dieser Anfang ist somit auch als Ausdruck der Selektivität des Interviewees im Hinblick darauf zu sehen, dass es ihm wichtig sein muss, als Läufer betrachtet zu werden.

Nach diesem prompten Einstieg schließt Herr Gerken mit »ähm eigentlich recht früh« grammatisch etwas unbeholfen an. Denn grammatisch adäquat erschienen an dieser Stelle eigentlich Anschlüsse wie »Zum Laufen bin ich gekommen, weil ich das Buch von XY gelesen hatte, das mich inspiriert hat« oder »Zum Laufen bin ich gekommen, weil ich keine Zeit mehr fürs Handballspielen hatte, mich aber weiterhin sportlich betätigen wollte«. Die Nennung eines Lebensalters oder einer Jahreszahl wäre prinzipiell denkbar, müsste dann aber mit der Darstellung der motivationalen Hintergründe bzw. des Prozesses der identitätsmäßigen Bedeutsamwerdung verknüpft werden, da das Zum-Laufen-Kommen eben nichts Punktuelles ist. Worin besteht der Unterschied zwischen dem, was grammatisch adäquat gewesen wäre und dem, was Herr Gerken tatsächlich realisiert hat?

Die adäquaten Fortsetzungen haben gemeinsam, dass sie sich auf die motivationale Seite des Zum-Laufen-Kommens beziehen bzw. darauf hinauslaufen, indem sie biographische Situationen thematisieren, die in einer bestimmten Weise prägend für die Aufnahme des Laufens waren. Hingegen stellt das »eigentlich recht früh« lediglich eine diffuse zeitliche Einordnung im Kontext der eigenen Lebensgeschichte und in Relation zu einem zunächst nicht näher spezifizierten Maßstab dar. Da Herr Gerken nun keine Formulierungsschablone zur Verfügung hat, auf die er wie im ersten Zug zurückgreifen könnte, fällt ihm der zweite Zug sichtlich schwerer, was sich auch in der Sortierung »ähm« andeutet. Gleichwohl ist dieser zweite Zug nicht minder instruktiv für die Selektivität seiner Erzählung.

Tatsächlich schließt das »eigentlich recht früh« sinnlogisch nahtlos an seine Selbstdarstellung als Läufer im ersten Zug an. Denn die Identitätsbedeutsamkeit des Laufens wird nun nicht nur gleichsam von der äußeren Struktur seiner Erzählung her an den Anfang gestellt, sondern auch auf der biographischen Ebene »recht früh« verankert. Die Darstellung der motivationalen Aspekte seiner Laufkarriere wird damit zumindest erst mal hintangestellt, während die Selbstdarstellung als Läufer in den Vordergrund rückt. Das selbstdarstellerische Moment kommt dabei vor allem auch darin zum Ausdruck, dass die gewählte Formulierung inhaltlich blass bleibt: Herr Gerken nennt kein konkretes Lebensalter, kein Datum, nicht mal einen vagen Zeitraum – die lebensgeschichtliche Verortung des Laufens bleibt eben diffus. Pragmatisch gesehen ist das »recht früh« zunächst nicht mehr als eine Einschätzung, die eine Abweichung von einem Durchschnitt reklamiert: So könnte man auch sagen, dass etwas oder jemand »recht gut«, »recht groß« oder »recht unterhaltsam« war. Entscheidend ist es also offensichtlich nicht, eine exakte Angabe zu machen, sondern eine Tendenz anzugeben. Dieses Tendenzielle ist dabei selbstdarstellungsmäßig instruktiv, denn im Gegensatz zu einer exakten Angabe, aber auch zu einem »sehr früh« oder »relativ früh«, kann man mit einem »recht

früh« gleichsam nichts falsch machen, weil es einerseits eindeutig genug ist, um eine klare Abweichung vom Durchschnitt anzuzeigen und sich so zu besondern, andererseits aber gleichzeitig vage genug bzw. abweichungstolerant bleibt. Ein »sehr früh« oder »relativ früh« hingegen wären unter Selbstdarstellungsgesichtspunkten ein Stück weit riskanter.

Wir können also festhalten, dass es Herrn Gerken wichtiger sein muss, die Tendenz *als Tendenz* in den Vordergrund zu stellen: Noch bevor der Interviewer das konkrete Lebensalter erfährt oder eine Kontextschilderung erhält, aus welcher er das gemeinte Lebensalter eventuell ableiten und eine eigene Einschätzung treffen könnte, ob dies recht früh oder recht spät ist und die vielleicht auch Auskunft über etwaige motivationale Aspekte ihm böte, hebt Herr Gerken hervor, dass er zu denjenigen gehört, für die das Laufen überdurchschnittlich früh identitätsbedeutsam wurde und stellt eine Konkretisierung hintan. Daher stellt sich natürlich die Frage, von welchem Maßstab Herr Gerken hier konkret ausgeht, wenn er von »recht früh« spricht: Wenn professionell Laufende so sprechen würden, würde man vermuten, dass das mittlere Kindesalter bzw. die frühe Jugend angesprochen sind. So fangen die Altersklassen beim DLV bei der Kategorie U8 an, was bedeutet, dass Kinder im Alter zwischen sechs und sieben Jahren an kleineren Wettkämpfen teilnehmen dürfen. An regionalen Meisterschaften kann man ab einem Alter von zwölf Jahren teilnehmen.²² Bei hobbymäßig Laufenden würde man hingegen eher an die späte Jugend bzw. das frühe Erwachsenenalter denken.

Bevor wir uns anschauen, auf welches Lebensalter Herr Gerken tatsächlich rekurriert, wollen wir noch festhalten, dass die Logik der Selbstdarstellung als jemand, der überdurchschnittlich früh zum Laufen gekommen ist, sich auch im vorgesetztenen »eigentlich« reproduziert. Denn mit der Reklamation von etwas »Eigentlichem«, wird implizit immer auch auf etwas »Uneigentliches« verwiesen. So könnte eine Projektmanagerin einem Kollegen, der in einem anderen Unternehmen arbeitet, berichten: »Eigentlich machen wir freitags immer schon um 13 Uhr Feierabend, aber nächste Woche ist die Deadline für das Projekt, deswegen machen wir heute länger«. Oder es könnte in einem Gespräch unter Freunden einer der beiden sagen: »Ich weiß auch nicht, was da los war, eigentlich bin ich nicht so«. Das »eigentlich« verweist also immer auf den Kern von etwas, auf den Normalfall, auf die objektive Realität. Das implizite »Uneigentliche« ist entsprechend alles Abweichende: das Unwesentliche, die Ausnahme, der Schein. Das »Uneigentliche« repräsentiert demnach eine Realität, die unter bestimmten Umständen durchaus für das »Eigentliche« gehalten werden könnte, die aber nicht das »Eigentliche« ist. »Eigentlich« und »Uneigentlich«, so könnte man sagen, repräsentieren die Spannung

²² Vgl. online unter: https://www.leichtathletik.de/fileadmin/user_upload/12_Service/Wettkampforgанизation/01_Bestimmungen_Satzung_Vordrucke/DLV-Sitzungen_Ordn/Deutsche_Leichtathletik-Ordnung.pdf, S. 3, S. 8, [Letzter Zugriff: 26.08.2022].

zwischen Objektivität und Subjektivität, zwischen »Sein und Schein«. Gleichwohl ist das »Eigentlich« immer nur eine Objektivitätsbehauptung, von der erst zu prüfen ist, inwiefern dies tatsächlich zutrifft; es ist das, was ein Sprecher oder eine Sprecherin als objektiv setzt. Denn auch das Uneigentliche muss ja eine empirische Grundlage haben, ohne die es nicht als das eigentliche Eigentliche erscheinen könnte.

Im inneren Kontext bedeutet dies, dass Herr Gerken seine Geschichte prinzipiell auch hätte anders erzählen können bzw. sie Außenstehenden möglicherweise anders erscheinen könnte. Es gibt also mindestens eine alternative Darstellungsoption, die er nicht gewählt hat. Und dies kann natürlich nur diejenige Option sein, der zufolge er eben »recht spät« zum Laufen gekommen ist. Diesem möglichen Eindruck möchte er durch seine Relevanzsetzung anscheinend vorbeugen und sich in jedem Fall so gesehen wissen, dass er im Vergleich zum Gros der Laufenden deutlich früher Läufer bzw. das Laufen für ihn identitätsbedeutsam geworden ist. Damit stellt sich die Frage, inwieweit dies der tatsächlichen Realität entspricht und warum es so erscheinen könnte, als sei Herr Gerken eher »recht spät« zum Laufen gekommen. Der Detaillierungszwang, den sich Herr Gerken schon zu Beginn eingehandelt hat, wird somit gleichsam immer drängender: Er muss im Folgenden erläutern, was »recht früh« vor dem Hintergrund seiner Lebensgeschichte bedeutet und er muss schildern, wie und warum er sich zum Läufer entwickelt hat.

P. Gerken: äh dadurch, dass wa halt durch die äh- ich spiel ja noch äh aktiv Handball äh seit ich drei Jahre alt bin

Nach einer kurzen Sortierung (»äh«) kündigt Herr Gerken in Form eines kausalen Zusammenhangs (»dadurch«) eine Erläuterungsschleife in Bezug auf seine Einleitung an. Das »halt« verweist dabei darauf, dass er nun tatsächlich etwas anspricht, was im Kontext der Erhebung der objektiven Daten bereits thematisch war und jetzt als bekannt vorausgesetzt wird. Das drückt sich dann auch darin aus, dass Herr Gerken den Hauptsatz abbricht (»durch die äh-«): Er möchte anscheinend auf etwas hinaus, was im Zusammenhang mit dem schon thematisch Gewesenen steht, merkt dann selbst, dass er es als bekannt voraussetzt und setzt zu einem Einschub an, um es zu explizieren – buchstäblich fürs Protokoll. Das reproduziert sich dann nochmal in der Formulierung »ich spiel ja noch aktiv Handball«. Hieran sieht man ganz schön, wie die Zugzwänge des Erzählens auch dann greifen, wenn im Kontext eines offenen Interviews über etwas gesprochen wird, was vor dem Interview bereits thematisch war: Indem Herr Gerken sich entschieden hat, seine Erzählung, wie er zum Laufen gekommen ist, so zu beginnen, wie er sie begonnen hat, hat er sich selbst darauf verpflichtet, dies detailliert genug zu tun und die Gestalt des von ihm hier anvisierten Erklärungszusammenhangs adäquat zu schließen, was offenbar auch bedeutet, dass er darauf zu sprechen kommen muss, dass er »noch aktiv Handball« spielt – auch wenn er es zuvor bereits kundgetan hat.

Der Erklärungszusammenhang, auf den Herr Gerken abzielt, liegt indes auf der manifesten Ebene ziemlich auf der Hand und basiert auf folgender Ableitung: Prämissen a) Er spielt Handball, seit er drei Jahre alt ist. Prämissen b) Handball ist ein Sport, bei dem man viel laufen muss und das Laufen Bestandteil der Trainingsroutine ist.²³ Conclusio: Er ist »eigentlich recht früh« zum Laufen gekommen. Auf der Ebene des »erlebten Lebens« (Rosenthal 2015) scheint sich das Ganze hingegen anders darzustellen: Er scheint faktisch nicht »recht früh« zum Laufen, sondern – wobei selbst das ziemlich hochgehängt ist – *zum Handball* »gekommen« zu sein.

Der Versuch der Verankerung des Laufens im Handball ist nun vor allem in zwei Hinsichten brüchig: Zum einen ist die Suche nach etwaigen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Handball und Laufen generell prekär. Denn das Laufen steht im Handball, wie etwa auch im Fußball oder Basketball, nicht als Selbstzweck im Fokus der Sportpraxis, sondern ist lediglich ein Mittel zum Zweck. Läufer bzw. Läuferin wird hingegen nur jemand, der/die an Laufwettkämpfen zu partizipieren beginnt bzw. partizipiert. Natürlich ist es vorstellbar, dass das Lauftraining im Handball jemanden zur Aufnahme des Laufsports als einer eigenen Praxis motiviert. Aber auch dann muss eine laufspezifische Wettkampfpraxis dazukommen, bevor man zum Läufer bzw. Läuferin wird. Davon abgesehen ist eine solche Transition vom Mannschafts- zum Individualsport, wie gesagt, aber auch grundsätzlich erkläруngsbedürftig.

Zum anderen kann im Alter von drei Jahren (»äh seit ich drei Jahre alt bin«) vom »richtigen« Laufen ohnehin nicht die Rede sein, geschweige denn von einem »richtigen« Spielbetrieb oder einem »richtigen« Training. Vielmehr geht es hier doch vor allem um Spaß an der Bewegung und eine spielerische Sozialisation in die Sportart.²⁴ Entsprechend »kommt« man im Alter von drei Jahren auch weder zum Laufen noch zum Handball noch zum Sport generell. Das alles kann zu diesem lebensgeschichtlichen Zeitpunkt nicht schon identitätsbedeutsam gewesen sein, weil es da noch keine wirkliche individuelle Entwicklungsgeschichte gegeben und eine autonome Positionierung zur eigenen Praxis noch nicht stattgefunden haben kann. Man kann alternativ sagen, dass man mit drei mit dem Handball »angefangen« hat, in den Verein »gekommen« ist oder dort von den Eltern »angemeldet« wurde, aber man kann nicht in dem Alter bereits »dazu gekommen« sein. Damit verbunden ist es auch nichts Besonderes, mit drei mit dem Handball angefangen zu haben bzw. im Verein

23 Deshalb hätte er seinen abgebrochenen Satz etwa auch so fortsetzen können: »äh dadurch, dass wa halt durch die Konditionstrainings viel gelaufen sind, bin ich mit dem Laufen schon früh in Berührung gekommen.«

24 Oder wie es auf der Homepage des Deutschen Handballbundes heißt: »Kinderhandball« (auch bereits eine instruktive Formulierung) umfasste »ein vielseitiges Training, in dem Spielerlebnisse und die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder im Vordergrund stehen.« Online unter: <https://dhb.de/jugend/kinderhandball/paedagogische-leitlinien/faszination.html>. [Letzter Aufruf: 23.08.2017].

angemeldet worden zu sein, weil dies ja auch auf viele andere Kinder zutrifft; man kann sich damit also nicht wirklich individuell aufwerten.

Demgegenüber muss eine echte reflexive Selbstvergewisserung der eigenen Sportpraxis immer berücksichtigen, dass es sich um einen Bildungsprozess gehandelt hat. Das heißt konkret: sie muss die dahinter stehende Entwicklung nachzeichnen und aufarbeiten, was auch eine autonome Positionierung zum jeweiligen Sport miteinschließt. Herr Gerken ›unterschlägt‹ jedoch genau das und negiert damit, dass es sich um etwas Prozesshaftes gehandelt hat. Er weicht also weiterhin der Explikation seiner Motivation aus und macht das Laufen zu etwas Schicksalhaftem. Zugespitzt formuliert: Er versucht sich als ›geborenen Läufer‹ darzustellen. Das Handballspielen benutzt er dabei als einen biographischen ›Anker‹, um das Laufen lebensgeschichtlich möglichst früh festzumachen. Vor dem Hintergrund, dass Herr Gerken diesbezüglich angibt, drei Jahre alt gewesen zu sein, erscheint das »recht früh« daher nachgerade als untertrieben und müsste eigentlich ›extrem früh‹ heißen. Dies wäre selbst aus der Perspektive professionell Laufender so.

Besonders deutlich drückt sich diese im Abgleich mit den von uns als faktisch unterstellten Bedingungen brüchige Selbstdarstellung, auch in der Formulierung »ich spiel ja noch äh aktiv Handball« aus. Denn wörtlich genommen suggeriert diese zum einen, dass Herr Gerken gleichsam schon mit drei in die leistungsmäßig ausgerichteten, wettkampfzentrierten Strukturen des Handballsportbetriebs eingebunden war und an Punktspielen partizipierte. Zum anderen ist mit dem »aktiv« unterstellt, dass er es im Grunde auf einem profisportlichen Niveau gemacht hat. Denn Sport kann man zunächst rein von der Sache her nicht ohne Aktivität – in welchem Ausmaß konkret auch immer – betreiben. Man kann nicht ›passiv‹ Handball oder Fußball spielen; entweder man spielt das eine oder andere oder man tut es nicht. Die einzigen Kontexte, in denen sich davon sprechen lässt, dass man ›noch aktiv‹ spielt, ›aktiv gespielt‹ oder – etwas abgewandelt – seine ›aktive Karriere‹ beendet habe, sind profisportliche Kontexte. Die Unterscheidung zwischen aktiver und passiver Karriere bzw. aktiver und passiver Zeit macht hier insofern Sinn, als dass viele Profisportler*innen eben auch nach ihrer aktiven Zeit im Sportgeschäft tätig sind. Im Amateurbereich ist die Betonung der Aktivität dagegen trivial, weswegen in der Regel nicht zwischen ›aktiv‹ und ›passiv‹ unterschieden wird. Das ›aktiv‹ verweist also nicht einfach nur auf das Turniermäßige, denn das ist immer schon inbegriffen, sobald man behauptet, man spiele Handball oder Fußball.

Während das »aktiv« vor dem Hintergrund, dass Herr Gerken eigentlich vom Kinderhandball spricht, als gänzlich überzeichnet erscheint, könnte es im Hinblick auf die zum Zeitpunkt des Interviews aktuelle Handballpraxis des Interviewees eine Art Überengagement verweisen: Als ein seinem Selbstverständnis nach profiähnlicher Sportler könnte Herr Gerken jemand sein, der kein Training und kein Spiel auslässt, sich niemals krankmeldet und immer ›Vollgas‹ gibt usw. Es deutet

sich kurzum nicht nur eine enorme Leistungsorientierung, sondern auch eine starke identitätsmäßige Bindung an Sport im Allgemeinen an, die tendenziell der eines/einer professionellen Sporttreibenden homolog ist. Zugleich wissen wir natürlich, dass Herr Gerken kein Profi ist, weshalb sich seine Identitätskonstruktion zum Zeitpunkt des Interviews als eine sportliche Selbsttheroisisierung kennzeichnen und weiter zuspitzen lässt: Im Grunde sei er nicht nur »schon immer« Läufer, sondern generell »schon immer« Sportler gewesen.²⁵ Entsprechend »drückt« sich dieses Selbstverständnis auch in der Deutung seiner Vergangenheit gleichsam durch. Indes ist die sportliche Vielseitigkeit, die Herr Gerken dabei für sich implizit in Anspruch nimmt, ebenfalls Teil seiner Selbsttheroisisierung: er präsentiert sich zugleich als Teamplayer und Einzelkämpfer; zudem ist er jemand, der sowohl in einer technisch anspruchsvollen als auch in einer eher monotonen, auf das Durchhalten bezogenen Sportart bewandert ist. Und sofern er eben faktisch kein Profi ist, stellt er sich schließlich auch als jemand dar, der seine umfangreichen sportlichen Aktivitäten mit einem fordernden beruflichen Alltag (leitende Position, viel unterwegs) und besonderen familiären Verpflichtungen (verheiratet, zwei kleine Kinder) vereinbaren kann. Er ist jemand, der alles unter einen Hut bekommt.

Der Struktur der Selbsttheroisisierung, das erschließt sich, wenn wir das vorgeschaltete »noch« berücksichtigen, steht nun eine gewisse Sorge vor dem Altern und damit vor einem Leistungsverlust – jedenfalls auf den ersten Blick – entgegen. Denn alternativ hätte Herr Gerken ja auch die Möglichkeit gehabt, zu sagen, dass er »noch« oder »auch« Handball spiele. Dann würde er lediglich hervorheben, dass er Handball *zusätzlich* zum Laufen betreibt. »Noch aktiv« betont hingegen, dass seine »aktive Sportlerkarriere« noch andauert und dass er »noch« in vollem Besitze seiner überdurchschnittlich hohen sportlichen Fähigkeiten ist. Sicherlich, nach profisportlichen Kriterien befände er sich mit seinen 35 Jahren bereits im Herbst seiner Karriere. Wäre er Profi, so würde es ihn daher tatsächlich herausheben, in diesem Alter »noch aktiv« Handball zu spielen. Im Amateurbereich hingegen kann man – je nach Spielklasse natürlich – sehr viel länger spielen, und die »Alten Herren« gibt es ja schließlich auch noch. Mit 35 Jahren »noch aktiv« Handball zu spielen, ist hier also nichts Ungewöhnliches. Kurzum: Die Kontinuität der »aktiven Karriere« Herrn Gerkens scheint faktisch nicht besonders gefährdet. Was umgekehrt durchaus als gefährdet gelten kann, ist sein Leistungsniveau bzw. seine Leistungsfähigkeit, die

²⁵ Herr Gerken hat bis kurz vor seinem Zivildienst zwar in der Badenliga gespielt, was recht »hoch« ist, da es sich immerhin um die fünfhöchste Spielklasse im deutschen Handball handelt. Gleichwohl ist dies aber auch nicht so »hoch«, dass man sagen würde, er sei sozusagen bereits an der Schwelle zum Profitum bzw. dass dieses eine reale Option für ihn gewesen sei. Einen entsprechenden Anspruch formuliert er auch selbst an keiner Stelle im Interview. Prinzipiell wäre es denkbar, dass es sich um einen latenten Wunsch handelt. Jedoch müsste sich das »Wunschhafte« dann auch am Text nachweisen lassen, was bis hierhin zumindest nicht der Fall ist.

mit zunehmendem Alter naturgemäß abnehmen wird. Daher ist anzunehmen, dass die ausdrückliche Betonung der Kontinuität seiner ›aktiven Karriere‹ auf eine Sorge Herrn Gerkens um einen altersbedingten Verlust seiner Leistungsfähigkeit und damit natürlich auch seiner Identität als ›geborener Sportler‹ verweist. Tatsächlich steht diese Sorge der Struktur der sportlichen Selbsttheroisierung deshalb gerade nicht entgegen, sondern korrespondiert mit ihr: Wer seine Identität zentral darauf aufbaut, profi-ähnlicher Sportler/profi-ähnliche Sportlerin zu sein und daraus sein/ihr Selbstwertgefühl bezieht, muss diese Identität mit zunehmenden Leistungsverlust im Alter freilich als gefährdet wahrnehmen. Anders formuliert: Nimmt man das Selbstverständnis Herrn Gerkens als ›geborener Sportler‹ gleichsam wörtlich, dann können etwaige Leistungseinbußen darin nicht vorgesehen sein.

Das Identitätskonstrukt Herrn Gerkens ist also durch eine gewisse Brüchigkeit gekennzeichnet. Die entscheidende Frage lautet daher: Wie und warum ist er zu einem derartigen Identitätskonstrukt gelangt? Für eine Midlife-Crisis ist er mit 35 Jahren eigentlich noch kein ›Kandidat‹; denn er steht ja noch relativ am Anfang seiner beruflichen Karriere, und auch die Familiengründung liegt noch nicht so lange zurück. Es muss sich also um eine Art verfrühte Midlife-Crisis handeln, und das kann nur auf eine Bewährungsproblematik verweisen. Denn geht man davon aus, dass eine Midlife-Crisis in einem ›Wiederaufflammen‹ des Bewährungsproblems besteht – konkret manifestiert sich dies in solchen Fragen wie: »Geht es jetzt immer so weiter?«, »Sollte ich nicht etwas ganz anderes ausprobieren?« –, dann legt eine verfrühte Midlife-Crisis es nahe, dass eine zufriedenstellende individuelle Antwort auf das Bewährungsproblem grundsätzlich noch nicht gefunden wurde und die bisher ausgebildete Bewährungsfigur, die man vorläufig mit der Formel »Ich bin derjenige, der immer schon besonders sportlich/körperlich besonders belastbar war« kennzeichnen könnte, gewissermaßen fragil ist oder zumindest keine stabile Bewährungspraxis ermöglicht. Wohlgemerkt: Herr Gerken ist seinen ersten Marathon bereits mit 19 Jahren gelaufen.

Halten wir dies zunächst einfach nur fest und schauen uns an, wie Herr Gerken fortfährt. Er muss sich auf jeden Fall weiterhin noch zur Frage nach der Motivation für das Laufen verhalten und auch darauf eingehen, wie und warum er sein Handballengagement um das Laufen erweitert und nicht etwa das eine durch das

andere ersetzt hat.²⁶ Erwartbar ist, dass er die grundsätzlich brüchige Verbindung zwischen Handball und Laufen nun zu begründen versucht.

P.Gerken: und äh, ja ist halt das ist irgendwie die Mini- äh die Minimannschaften gibt beim Handball und die fangen meistens so mit drei oder dreieinhalb an äh, so bin ich eigentlich zum Handball gekommen und übers Handball dann eben durch diese Konditionstrainings ähh was Ausdauerläufe und so angeht, weil n . sechzig Minuten Handballspiel is äh (.) äh sag ich mal, äh reißt man net einfach so ohne Training runter

Wir wollen diesen Abschnitt nicht in Gänze extensiv interpretieren. Denn es wird schnell deutlich, dass Herr Gerken im ersten Teil explizit auf jenen Erklärungszusammenhang zu sprechen kommt, den wir oben bereits angenommen haben: er versucht tatsächlich eine Verbindung zwischen Handball und Laufen herzustellen. Dass ihm dies nicht gelingt bzw. nicht gelungen ist, bringt er dabei in seinem Resümee – »so bin ich eigentlich zum Handball gekommen« – bereits selbst zum Ausdruck. Aber auch die anschließende Bemühung um Plausibilisierung der Verbindung bleibt, wie erwartet, brüchig. Denn das von Herrn Gerken vorgebrachte Argument, das Laufen sei fester Bestandteil des Handballtrainings, weshalb es naheliege, dass man vom Handball zum Laufen (»durch diese Konditionstrainings [...] was Ausdauerläufe und so angeht«) komme, ist, wie oben erläutert, sowohl vom motivationalen und praktischen Aspekt her (Auszdauerläufe gelten in Mannschaftssportarten eher als lästig; Laufen ist nur Mittel zum Zweck) als auch vom biographischen Kontext her (es geht um »Minimannschaften«, bei denen weder vom regulären Wettkampfbetrieb noch vom richtigen Training, geschweige denn vom Ausdaueraufen die Rede sein kann) nicht stichhaltig. Indes zeigen die sprachlichen Schwierigkeiten, die Herr Gerken bei der Konstruktion seiner Begründung offensichtlich hat (»und äh, ja ist halt das ist irgendwie«), dass ihm die Zusammenhänge selbst nicht klar vor Augen stehen und er sie gleichsam in actu zu erschließen bzw. eine Verbindung zwischen Handball und Laufen zu erzwingen versucht. Wir können daher festhalten, dass ihm nicht nur sozusagen in inhaltlicher Hinsicht ein reflexiver Zugriff auf die eigene Biographie fehlt – er hat keine stimmige Erzählung/Deutung parat –, sondern der Zugriff als Zugriff, als reflexive Praxis, scheint ihm schwerzufallen bzw. problematisch für ihn zu sein: Herr Gerken weicht einer tiefergehenden

26 Grundsätzlich wäre ja noch denkbar gewesen, dass er das Laufen als einen künftigen Ersatz fürs Handballspielen angefangen hat, von dem er ausgeht, es irgendwann möglicherweise nicht mehr besonders leistungsorientiert betreiben zu können. Dies erscheint jedoch wenig plausibel, wenn man berücksichtigt, dass er eben schon mit 19 Jahren seinen ersten Marathon gelaufen ist. Wäre ersteres der Fall, so könnte er ja auch nach dem Handballspielen erst mit dem Laufen beginnen. Tatsächlich scheint es ihm aber irgendwie wichtig zu sein, dass beides *parallel* läuft.

den Thematisierung der eigenen Lebensgeschichte tendenziell aus, indem er eben keine authentischen persönlichen Erfahrungen bzw. Reflexionen dieser schildert, sondern primär auf Allgemeinheiten rekurriert und sowohl seinen Lauf- als auch Handballeinstieg als geradezu teleologisch vorgezeichnete, schicksalhafte Prozesse darstellt.

Für die Fallstruktur und damit für die Frage nach der Bewährungsfigur ist nun die Anschlussäußerung Herrn Gerkens besonders interessant. Denn für die Notwendigkeit von Ausdauerläufen für die Praxis des Handballspielens führt er eine erklärbungsbedürftige Begründung (»weil«) an: »n sechzig Minuten Handballspiel«, so Herr Gerken nämlich, »reißt man net einfach so ohne Training runter«. Interpretieren wir den letztgenannten Teil einmal feinanalytisch.

Zunächst fällt auf, dass für den von Herrn Gerken anvisierten Zusammenhang durchaus alternative Formulierungsweisen zur Verfügung stünden. So könnte man prinzipiell auch »schafft man nicht einfach so ohne Training«, »kriegt man nicht einfach so ohne Training hin« oder »steht man nicht einfach so ohne Training durch« sagen. Außerdem deutet Herr Gerken mit »n . sechzig Minuten Handballspiel is äh...« ja auch selbst eine bestimmte Alternative an: er hätte so etwas wie »sehr anstrengend« oder »konditionell sehr fordernd« sagen können. Alle Alternativen haben dabei gemeinsam, dass sie den Aspekt des Bewältigens eines Handballspiels respektive die Fähigkeit, es über die volle Spielzeit zu spielen, betonen. Das Training erscheint in diesen Kontexten als unabdingbare Voraussetzung für die vollumfängliche Teilnahme an einem regulären Handballspiel überhaupt. Das ist von der Sache her natürlich plausibel, ja, im Grunde redundant, denn wer würde es schon bestreiten, dass man trainieren muss, sofern man Handball spielen bzw. ein Handballspiel über die volle Spielzeit bestreiten können möchte. Das ›Runterreißen‹, von dem Herr Gerken spricht, betont hingegen einen anderen Aspekt. Hier nämlich steht das Bewältigen eines Handballspiels als solches außer Frage; stattdessen geht es bereits um *eine bestimmte Art und Weise des Bewältigens*, für welche es der Unterstellung nach eben des Trainings bedarf. Um zu erschließen, worin diese besteht, müssen wir nun schauen, wann bzw. in welchen Situationen man im Alltag vom ›runterreißen‹ spricht.

Naheliegend ist zunächst das Runterreißen von Tapeten, Plakaten, alten Rohrleitungen oder Kabellagen. Es handelt sich dabei um Gegenstände, die es zu demonstrieren bzw. von etwas zu lösen gilt, was durchaus mit einer gewissen Grobheit geschehen darf, das heißt: die zu demontierenden Gegenstände dürfen dabei Schaden nehmen. In diesem Sinne kann man ein Handballspiel also offenkundig nicht runterreißen. Die Formulierung wird demnach figurativ verwendet. Welche Erfüllungsbedingungen müssen vorliegen, damit man ›runterreißen‹ figurativ verwenden kann? So könnte etwa eine Ärztin einem Kollegen erzählen, dass sie am Wochenende mal wieder eine Doppelschicht runtergerissen habe. Man könnte aber auch an eine Fernfahrerin denken, welche erzählt, sie habe am vergangenen Wochenende

2000 Kilometer runtergerissen. Man sieht: Es geht immer um eine objektiv herausgehobene, nicht-alltägliche Leistung. Ein Büroangestellter etwa, der nine-to-five arbeitet, könnte nicht sagen, er habe gestern einen ganzen Arbeitstag runtergerissen. Dabei sind die erbrachten Leistungen beim Runterreißen aber auch stets im eigenen Maßstab außeralltäglich: Man macht das nicht jeden Tag. Sicherlich: Doppelschichten sind im Krankenhausalltag nichts gänzlich Ungewöhnliches, ebenso wie das Fahren besonders langer Distanzen, wenn man im Fernverkehr tätig ist. Es handelt sich aber trotzdem um Ausnahmen, die außerhalb des ‚Tagesgeschäfts‘ stehen. Die erbrachte Leistung stellt beim ‚Runterreißen‘ daher *immer* einen *Kraftakt* dar, der dem Erbringer/der Erbringerin tendenziell *an die Substanz* geht, gleichzeitig aber eben auch *bewältigt* wird. Gleichwohl ist die Bewältigung in der Regel mit keinem besonders hohen Qualitätsanspruch verbunden; ein ernsthafter Schriftsteller wird seine Bücher ebenso wenig ‚runterreißen‘ wie eine seriösere Wissenschaftlerin ihre Forschungsprojekte. Beim ‚Runterreißen‘ steht demnach vor allem die physische Bewältigung (selbst dann, wenn es um Schreibtischarbeit geht) außeralltäglicher Anforderungen im Modus eines an die Substanz gehenden Durch- bzw. Aushaltens dieser im Vordergrund; die qualitativen Maßstäbe sind angesichts der Anstrengung auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Dabei wird der ‚Raubbau am eigenen Körper‘ in gewisser Weise bereitwillig begangen: Man bittet schließlich nicht um Hilfe, kritisiert nicht die Arbeitsbedingungen oder verweigert sich schlicht. Im Gegenteil: *Wer ‚runterreißt‘, bringt zum Ausdruck, dass er oder sie bereit ist, eine besondere Härte gegen sich selbst walten zu lassen.*

Indem Herr Gerken so spricht, unterstellt er also, dass Handballspiele in der Außen- wie in der Binnenperspektive grundsätzlich außeralltägliche Kraftakte darstellten, die körperlich an die Substanz gingen und vor allem bewältigt bzw. ausgehalten werden müssten. In der Sprache des Falls ausgedrückt: Handballspiele sind etwas, das »man« runterreißt.²⁷ In dieser Logik ist es insofern auch nicht entscheidend, dass man möglichst gut spielt bzw. Spiele überhaupt gewinnt. Denn runterreißen lassen sich auch Spiele, die man verliert.

Das »net einfach so« impliziert nun, dass das Runterreißen gleichwohl nicht voraussetzungslos ist, wobei damit ebenfalls unterstellt ist, dass man genau das als Außenstehende(r) durchaus denken könnte. Die Normalitätsvorstellung, dass Handballspiele generell runterzureißen seien, reproduziert sich jedoch auch dann. Herr Gerken betont nun, dass das An-die-Substanz-Gehen sich gleichsam methodisch einüben lässt, ja nachgerade eingeübt werden muss: Ziel der Trainings ist es so gesehen nicht etwa, den eigenen Körper gemäß geltenden trainingswissenschaftli-

27 Dieser Generalisierungsanspruch – Handballspiele müssen generell runtergerissen werden – kommt auch darin zum Ausdruck, dass Herr Gerken sogleich von »sechzig Minuten«-Spielen und nicht etwa im Allgemeinen von Handballspielen spricht.

chen Rationalitätsmaßstäben im Hinblick auf die Handballspielpraxis zu optimieren, sondern die Spielenden in die Lage zu versetzen, eben ›Raubbau am eigenen Körper‹ zu betreiben und dies immer ›besser‹ zu tun. Eigentlich handelt es sich also um ein Antitraining.

Die vorgeschaltete, selbstkommentierende Formulierung »sag ich mal« konterkariert unsere Interpretation indes keineswegs. Mit dieser landläufigen Floskel zeigt man in der Regel an, dass etwas grundsätzlich auch anders gesagt werden könnte, man jedoch *in situ* über keine Alternative verfügt oder etwas nicht so direkt ansprechen möchte. Das, was darauf folgt, kann insofern unpräzise oder nicht ganz passend ausgedrückt sein, muss das Anvisierte aber dennoch hinreichend genau erläutern: »Ist das Essen im X wirklich so gut?«; »Also es ist, sag ich mal, keine Spitenküche, aber ganz solide, und preislich stimmt's auch«. Das »mal« verweist dabei auf das ›Hüftschussartige‹ der Formulierung: man ›haut es einfach raus‹ und versucht es zu vermeiden, auf das Gesagte ›festgenagelt‹ zu werden; ansonsten könnte man ja auf die Selbstkommentierung auch gänzlich verzichten. Erklärungsbedürftig ist nun aber, warum Herr Gerken an der entsprechenden Sequenzstelle überhaupt Artikulationsschwierigkeiten hat. Denn eigentlich müssten ihm passende Formulierungen wie die oben bereits genannten (›sehr anstrengend‹, ›konditionell sehr fordernd‹) ohne weiteres zur Verfügung stehen, da nichts thematisch ist, für das man etwa einen Fachterminus oder einen fremdsprachigen Ausdruck benötigte oder das einen besonderes komplexen, schwer in Worte zu fassenden Zusammenhang darstellte. Und auch handelt es sich um nichts in dem Sinne Problematisches, als dass es etwa um eine negative Bewertung bzw. einen negativen Kommentar ginge und es mit Blick auf Höflichkeitsnormen somit nachvollziehbar wäre, dass es nicht direkt angesprochen wird. In Herrn Gerkens Perspektive, so bleibt daher zu schließen, sind jene alternativen Formulierungen anscheinend schlichtweg nicht treffend genug, weshalb er nach einer treffenderen Formulierung sucht und im »reißt man net einfach so ohne Training runter« schließlich auch eine findet, die ihm eben besser zu passen scheint.

Aber auch jenseits dessen müssen wir seine Formulierung wörtlich nehmen. Denn der Umstand, dass er zuvor angezeigt hat, dass man dies auch anders ausdrücken könnte, ›schützt‹ ihn sozusagen nicht vor dem objektiven Sinngehalt der von ihm tatsächlich gewählten Äußerung; es hätte eben auch andere Optionen gegeben. Im Lichte des objektiven Sinngehalts der tatsächlich realisierten Formulierung wird nun aber auch deutlich, warum er dies nicht getan hat: Die alternativen Formulierungen wie »sehr anstrengend« oder »konditionell sehr fordernd« hätten zwar das Problem der Bewältigung eines Handballspiels zum Ausdruck gebracht, aber sie hätten eben nicht hervorgehoben, dass Handball etwas ist, das generell an die Substanz geht. Genau das scheint aber in der Perspektive Herrn Gerkens die Essenz des Handballspielens zu sein.

Versuchen wir die Fallstruktur weiter zuzuspitzen und zu konturieren: Herr Gerken versucht seine Laufpraxis weiterhin motivational im Handballspielen und hier vor allem im laufbasierten Konditionstraining zu verankern. Dies begründet er mit einer recht eigenwilligen Deutung der Handballspielpraxis. Handballspiele, so die Deutung, müssten ›runtergerissen‹ werden und gingen daher tendenziell immer an die Substanz, was durchgehalten werden muss. Entsprechend müsste auch das Training, also auch das Lauftraining, so konzipiert sein, dass man sich damit im An-die-Substanz-Gehen einüben kann. Wir haben oben schon festgestellt, dass die Verankerung des Laufens im Handball sowohl auf der motivationalen wie praktischen Ebene als auch auf der Ebene des biographischen Kontextes bzw. des erlebten Lebens brüchig ist. Mit der speziellen Deutung des Handballspielens und der darauf bezogenen Konditionstrainings kommt nun eine weitere Brüchigkeit hinzu. Denn der Fokus Herrn Gerkens ist nicht etwa, grundsätzlich erst mal Spiele zu gewinnen und/oder gute Spiele bzw. gute Mannschaftsleistungen ›abzuliefern‹ und dafür zu trainieren, sondern sein Fokus ist es, sich selbst an die Substanz zu gehen, im Training wie im Spiel. Wir haben damit also eine Fallstruktur vorliegen, die zur objektiven Sinnstruktur sportlicher Praxis gleichsam querliegt, ja, ihr im Grunde sogar zuwiderläuft. Denn nimmt man das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen wörtlich und versucht sich vorzustellen, wie unter diesen Bedingungen ein Handballspiel oder eine Trainingseinheit von Herrn Gerken aussehen könnten, so wäre er jemand, der unabhängig vom konkreten Spielgeschehen oder Trainingszweck so lange ›powert‹, bis er beinahe kollabiert. Dies aber scheint im Kontext einer konkreten Spielpraxis eher kontraproduktiv. Denn muss es nicht vielmehr das Ziel sein, zu gewinnen und darauf bezogen möglichst effizient zu agieren, um die ›Körner‹ nicht vorzeitig zu verschießen oder sich zu verletzen? Und müsste dies nicht auch im Training so sein? Natürlich muss man ein gewisses Maß an Anstrengung aufbringen, um einen Trainingseffekt zu erzielen; sich dabei aufzureiben, wie es das ›Runterreißen‹ nahelegt, kann aber auch nicht sinnvoll sein, weil man sich dadurch eben eher schaden als sich verbessern dürfte.

Wir wissen freilich bis dato nicht, wie die Trainings- bzw. Lauf- und Handballpraxis von Herrn Gerken tatsächlich aussieht. Was sich also bislang andeutet, ist zunächst einmal vor allem eine besondere Haltung diesen Praktiken gegenüber, die sich idealtypisch zuspitzen lässt. Das offenkundig ›Überschießende‹ an dieser Haltung verweist darauf, dass es hier um ein besonderes Bewährungsmuster geht und das ›Runterreißen‹ etwas ist, das den Kern der Bewährungsfigur Herrn Gerkens ausmacht. Demnach wäre Herr Gerken jemand, der sich zentral dadurch bewahrt, dass er sich selbst an die Substanz geht und dies aushält, ohne daran zu zerbrechen. Laufen und Handball scheinen dabei Kontexte zu sein, die ihm das Ausleben dieser Bewährungsfigur ermöglichen, und es liegt nahe, dass das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen auch in Bezug auf die latente Motivationsstruktur hinter der Laufpraxis Herrn Gerkens den zentralen Antrieb bildet: *das Laufen stellt eine Ermöglichungsstruktur für diese Art*

von Bewährung bereit. Es ist damit verbunden auch vorstellbar, dass das Laufen die »Einschränkungen« des Handballs hinsichtlich der Realisierung einer solchen Bewährungsfigur kompensiert: da sie sich aufgrund der für Handball bzw. Sport im Allgemeinen kennzeichnenden Strukturen faktisch wohl nur schwerlich »in Reinform« auf dem Spielfeld respektive im Training wird realisieren lassen, bietet das Laufen möglicherweise eine Kompensationschance, die Herr Gerken im handballbezogenen Lauftraining erblickt und später immer stärker sozusagen auch außerhalb des Handballs genutzt hat, was ihn dann eben auch mit nur 19 Jahren zu seiner ersten Marathonteilnahme geführt haben könnte. Zumindest bis hierhin gibt es indes keine Hinweise darauf, dass diese Bewährungsfigur einen Bezug zur Berufspraxis des Interviewees aufweist. Tatsächlich spricht die enge biographische und motivationale Bindung der Laufkarriere an den Handball in der Erzählung Herrn Gerkens eher dafür, dass dies entweder etwas mit milieuspezifischen Strukturen im Handballsport generell oder mit den spezifischen Strukturen des Umfeldes, in dem Herr Gerken in den Handball sozialisiert wurde, zu tun hat. Im ersten Fall könnten die buchstäblich harten Wettkampfbedingungen im Handball (harter Boden, harter Körperkontakt und deshalb: häufige schwere Stürze und Zusammenstöße) die Ausbildung einer »runterreißen« Haltung begünstigen. Sich zu bewähren, hieße in diesem Kontext dann nicht nur, eben Spiele zu gewinnen bzw. gute sportliche Leistungen zu erbringen, sondern – ähnlich wie vielleicht im Boxen – die Wettkämpfe auch schlichtweg körperlich zu überstehen. Gleichwohl erschiene es auch dann eigentlich merkwürdig, wenn eine solche Haltung ins Zentrum rücken würde, denn in erster Linie bliebe es ja eine sportliche Praxis, in der es um Leistungsvergleich und Gewinnen geht. Und auch stellte sich die Frage, weshalb Spielende dann noch einen Kompensationsbedarf entwickeln sollten, wenn sie die Bewährungsfigur doch bereits im Handball ausleben könnten. Es spricht also mehr dafür, dass Herr Gerken einen »Sonderbedarf« hat, an seine Grenzen zu gehen und dass dieser Sonderbedarf mit den Bedingungen zu tun hat, in denen er in den Handball sozialisiert wurde. Hier wäre es vorstellbar, dass er generell autoritär erzogen wurde und/oder einen autoritären Trainer bzw. eine autoritäre Trainerin hatte, der/die eine »Kultur des Runterreißens« und damit die Ausbildung einer entsprechenden Bewährungsfigur förderte.

Wir müssen die Frage nach der Genese der Bewährungsfigur Herrn Gerkens vorerst hintanstellen und schauen, ob wir dazu später noch mehr im Interview finden. Zunächst kommt es vor allem darauf an, diese Bewährungsfigur gleichsam dingfest zu machen und zu schauen, inwieweit deren Rekonstruktion als gesichert gelten kann und ob noch mehr Strukturaspekte identifiziert werden können. Jedenfalls scheint vor diesem Hintergrund Herrn Gerkens Selbstdarstellung als »geborener Sportler« nun in einem etwas anderen Licht: Möglicherweise ist sie insofern Ausdruck ebenjener Bewährungslogik, als dass sich der »Hang zum Extremen« eben auch auf der Ebene der Selbstpräsentation gleichsam durchschlägt und Herrn Ger-

ken zum Übertreiben bringt. Dies würde auch das ›aktive‹ Handballspielen erklären: Das Profähnliche darin ist Ausdruck seines ›runterreißen‹ Habitus.

Im Folgenden könnte Herr Gerken darauf eingehen, warum Handballspiele seiner Ansicht nach runtergerissen werden müssen. Er könnte aber auch auf die spezifischen Trainingsinhalte zu sprechen kommen: Wie muss man dann trainieren, um in der Lage zu sein, die Spiele runterzureißen? Auf der Ebene des erlebten Lebens muss er zudem aber auch weiterhin noch erzählen, wie genau und warum es zur Aufnahme des Laufens als eigenständigen Sports zusätzlich zum Handball und schließlich auch zur Marathonteilnahme bei ihm kam.

P. Gerken: und das be- äh deutet auch viel Vorbereitung selbst in den Jugendabteilungen schon und äh (.) Idealschte, um die kleinen Knipse heutzutage kaputtzukriegen

Mit dem »und das be- äh deutet« kündigt Herr Gerken eine Erläuterung von Konsequenzen an, die sich ihm zufolge aus der von ihm zuvor eingeführten Prämisse (Handballspiele seien grundsätzlich runterzureißen, wofür trainiert werden müsse) notwendig ergeben. Genauer gesagt geht es nur um eine Konsequenz, die das Training betrifft: Um Handballspiele über die volle Spielzeit hinweg runterzureißen, sei demnach »auch viel Vorbereitung selbst in den Jugendabteilungen schon« erforderlich. Offenkundig versucht Herrn Gerken hier einen argumentativen Bogen zu den Minimannschaften zurückzuschlagen. Die Kombination aus »selbst« und »schon« zeigt nämlich eindeutig, dass es um eine Plausibilisierung bzw. Rechtfertigung der zuvor eingeführten, lebensgeschichtlich sehr frühen Verankerung des Laufens im Handball geht. Andernfalls hätte Herr Gerken den Einschub ja auch weglassen können. Sein Argument lässt sich dabei in etwa so paraphrasieren: Als Außenstehende(r) könnte man denken, im Kinderhandball werde noch nicht ernsthaft Handball gespielt und entsprechend trainiert; diese Vorannahme sei jedoch falsch. Es geht also im Kern um die Widerlegung einer Gegenerwartung. Dazu ein Beispiel: Eine angehende Pilotin, die sich im ersten Ausbildungsjahr befindet und ihre Ausbildung erst kürzlich angetreten hat, zeigt sich ihrer Ausbilderin gegenüber verwundert, wie viel Ausbildungszeit laut Lehrplan bereits im ersten Lehrjahr für den Flugsimulator eingeplant ist. Sie hätte mit viel mehr Theorie gerechnet. Daraufhin entgegnet die Ausbilderin, dass es wichtig sei, mit den Flugstunden möglichst früh zu beginnen, um die Standardabläufe zu routinieren und eine Grundsicherheit im Umgang mit dem Fluggerät zu erwerben. Und das bedeute »viel Praxis selbst im ersten Lehrjahr schon.«

Herr Gerken muss also gemerkt haben, dass seine Darstellung, er sei ›recht früh‹ zum Handball und zum Laufen gekommen, weil es dort ›diese Konditionstrainings‹ gebe, die unabdingbar seien, um Handballspiele runterzureißen, brüchig ist, da in diesem Zusammenhang eben die Frage sich aufdrängt, inwieweit

es im Kontext der Minimannschaften überhaupt schon um richtiges Handballspielen und ernsthaftes Training gehen kann. Diese von ihm selbst evozierte und erkannte Gegenerwartung versucht er nun zu entkräften. Faktisch spricht Herr Gerken natürlich nunmehr von »Jugendabteilungen«, die im organisierten Handball Kinder und Jugendliche zwischen sieben (F-Jugend) und 18 Jahren (A-Jugend) inkludieren²⁸ und nicht mehr von »Minimannschaften«. Von der Gestalt seiner Erzählung her muss er sich aber darauf beziehen, denn ansonsten hätte er, wie gesagt, keinen Rechtfertigungsbedarf. Ein Stück weit ›rudert‹ er damit also zurück, was die Brüchigkeit seiner anfänglichen Darstellung nochmal deutlich zeigt: die Verankierung des Laufens im Kinderhandball war übertrieben. Von seiner grundsätzlichen Argumentationslinie weicht Herr Gerken jedoch nicht ab und hält auch weiterhin an dem Versuch fest, das Laufen im Handball lebensgeschichtlich möglichst früh zu verankern. Denn schließlich umfassen ja auch die »Jugendabteilungen« Kinderhandball, und selbst mit sieben oder auch mit zehn Jahren zum Laufen zu kommen, kann als sehr früh gelten. Zudem markiert er sein ›Zurückrudern‹ nicht explizit; er sagt ja nicht so etwas wie, dass es »zwar nicht in den Minimannschaften, aber spätestens in den Jugendabteilungen« mit dem richtigen Training losgehe; damit würde er seine anfängliche Überzeichnung zumindest teilweise explizit zurücknehmen. Mit der tatsächlich gewählten Formulierung versucht er sein Selbstbild hingegen nachgerade ›mit der Brechstange‹ aufrechtzuerhalten, nach dem Motto: »Vielleicht habe ich etwas übertrieben, aber im Grunde bin ich trotzdem recht früh zum Handball und Laufen gekommen.«

Zusammengenommen reproduziert sich hier nicht nur der fehlende reflexive Zugriff auf die eigene Praxis, sondern eben auch die Prämissen, dass Handballspiele grundsätzlich runtergerissen werden; es sei nicht etwas, dass gleichsam nur im Erwachsenenhandball gelte, sondern es gelte für den Handballsport generell. Daher, so die Unterstellung, müsse das Runterreißen auch im Kinder- und Jugendhandball schon trainiert werden. Auch Kinder und Jugendliche müssten, wörtlich genommen, somit stets an ihre Substanz gehen respektive so trainiert werden, dass es ihnen an die Substanz geht. Dazu passt letztlich auch, dass die viele »Vorbereitung« weiterhin nicht etwa im Dienste des Gewinnens von Handballspielen steht, sondern im Dienste des Runterreißens, für das sie die Ermöglichungsbedingungen schaffen soll.

Spätestens mit dem Anschluss »und äh (.) idealschste, um die kleinen Knirpse heutzutage kaputtzukriegen« nimmt Herr Gerken eine Trainerperspektive ein. Denn der Fokus scheint der Sache nach nun auf eine konkrete Trainingsmethode bzw. auf die konkreten Inhalte der Vorbereitung gelenkt zu werden. Das Runterreißen steht dabei weiterhin außerfrage; es geht nummehr lediglich um die Frage, was

²⁸ Vgl. online unter: https://dhb.de/fileadmin/downloads/satzungen_ordnungen/DHB-Spielordnung_14052017.pdf. [Einsicht am: 19.06.2017].

die »idealste« Methode ist, es schon im Kinder- und Jugendhandball zu trainieren. Zunächst fällt an der dialektal ausgesprochenen Formulierung »idealste« auf, dass sie im Superlativ dekliniert ist, was grammatisch und logisch irritiert, da sich etwas, das bereits »ideal« ist, eigentlich nicht steigern lässt. Natürlich lässt sich darüber diskutieren, was in einem jeweiligen Fall das Ideal ist oder sein soll; aber es gibt nichts, was darüber hinaus geht – sprich, nur Abweichungen nach unten, nicht nach oben. Das »Idealschste« gibt es kurzum nicht. Was es hingegen im Superlativ gibt, ist »das Beste« oder »Effektivste«. Daher scheint es, als hätte Herr Gerken hier »ideal« mit den letztgenannten Variationen zusammengezogen und damit sozusagen das Nicht-Steigerbare gesteigert. Worin aber liegen die Unterschiede und was bedeutet vor diesem Hintergrund die Zusammenziehung?

Die Rede vom Ideal verweist immer auf gedachte bzw. vorgestellte Handlungsverläufe, Bedingungen oder Zustände. Beispielsweise können Rettungseinsätze »ideal« verlaufen, genauso wie die Wetterbedingungen fürs Skifahren, die Bedingungen für ein Musikfestival oder für die Durchführung eines Forschungsprojekts »ideal« sein können oder man im Rennsport »Ideallinie fahren« kann. Daher stellt sich immer die Frage, inwieweit etwas dem Ideal entspricht – diesem nahekommt, davon abweicht; es gibt also eine kontinuierliche Spannung zwischen Vorstellung und Faktizität. Tatsächlich ist eine vollständige Übereinstimmung mit dem Ideal in der Realität eher unwahrscheinlich. Zugleich ist wichtig, dass im Falle einer Abweichung vom Ideal die jeweils betroffene Praxis in ihrer Durchführung dennoch nicht grundlegend gefährdet ist: Der Rettungseinsatz könnte trotzdem erfolgreich verlaufen, und Ski fahren ließe sich auch dann, wenn die Wetterbedingungen zwar nicht ideal, aber doch hinreichend sind. Somit kann man sagen, dass dem Ideal immer etwas Utopisch-Erstrebens- bzw. Wünschenswertes innewohnt.

Die »idealste« Trainingsmethode, auf die Herr Gerken hier abzustellen scheint, ist daher zunächst einmal etwas Gedachtes, eine gleichsam utopische Vorstellung. Insofern kann es durchaus sein, dass sie eben nicht oder nur teilweise mit der Realität zusammenfällt. Doch nichtsdestotrotz bleibt sie in seiner Perspektive eine prinzipiell wünschenswerte, ja im Grunde die wünschenswerteste Realität.

Demgegenüber geht es bei der Rede vom »Besten« oder »Effektivsten« um die Frage, wie man etwas *macht*, wobei unterstellt wird, dass es eine Vorgehensweise gibt, die sich im Gegensatz zu anderen praktisch bereits als optimal bewährt hat. Das »Effektivste« hebt dabei insbesondere auf die Wirkungsweise ab, während »das Beste« allgemeiner ist und Effektivität mit einschließt. Beispielsweise könnte ein Gitarrenbauer erklären: »Das Beste, um den Saitensteg von der Halsplatte zu lösen, ist, man legt ein Holzplättchen an und hämmert ganz leicht dagegen, bis er sich löst.« Dasselbe Beispiel ließe sich auch mit »das Effektivste« bilden. Wichtig ist auch, dass jemand, der/die so spricht, selbst über die einschlägige praktische Erfahrung verfügen muss; anderenfalls würde man deutlich machen, dass dies nicht

so ist: »Ich habe gelesen, das Beste, um ...«. Was bedeutet es nun, dass Herr Gerken beides zusammenzieht?

Zum einen scheint in der Steigerung des Nicht-Steigerbaren ein Bedeutungsüberschuss sich bahngebrochen zu haben, welcher mit der runterreißenrischen Bewährungsfigur Herrn Gerkens zusammenhängen könnte, die ihn hier möglicherweise ebenso zur Übertreibung verleitet, wie dies zuvor schon bei der Selbstdarstellung als geborener Läufer/Sportler der Fall war. Schließlich ist mit der Behauptung, die gleichsam ultimative Trainingsmethode zu kennen, ja ebenfalls eine Selbstinszenierung verbunden, nur dieses Mal weniger als Sportler, sondern als erfahrener Trainer. Zum anderen vereint Herr Gerken mit dieser Zusammenziehung sozusagen Utopie und Realität: Einerseits ist mit »idealste« eine Trainingsmethode angekündigt, die zunächst lediglich in der Vorstellung existiert und daher in der Realität wohl nicht bzw. nicht immer so umgesetzt werden kann, wie es gemäß dem Ideal erstrebens- respektive wünschenswert wäre. Andererseits ist, sofern dies zugleich die beste Methode sein soll, aber auch eine Methode angesprochen, die bereits eine praktische Bewährung durchlaufen hat. Mit anderen Worten: Die »idealschste« Trainingsmethode kennt Herr Gerken deshalb, weil er diese als Trainer und/oder als Spieler selbst schon angewandt hat bzw. anwenden musste; aufgrund dessen scheint sie für ihn, wie gesagt, wünschens- und erstrebenswert zu sein, aber er scheint eben zugleich Bedenken zu haben, ob bzw. inwieweit sie sich gemäß der Idealvorstellung auch tatsächlich praktizieren lässt. Und schaut man sich das Ziel des Trainings an, welches Herr Gerken in der anschließenden Sequenz noch spezifiziert, so wird auch deutlich, warum er diese Bedenken hat.

Herr Gerken sagt: »um die kleinen Knirpse heutzutage kaputtzukriegen«. Zunächst fällt die Formulierung »die kleinen Knirpse« auf. Zum einen deshalb, weil der Ausdruck ›Knirps‹ heute kaum gebräuchlich ist. Bezeichnete er einst Jungen zwischen vielleicht drei und sieben Jahren, wird er heute tendenziell pejorativ verwendet, ja ist im Grunde eine Beleidigung, die die Adressierten als schwach bzw. dem Sprechenden unterlegen stigmatisiert: »Was willst Du denn, Du Knirps?!«). Zum anderen fällt das vorangestellte »kleine« auf, welches tautologisch ist, denn ein Knirps ist eben per definitionem klein. Damit ist ausgeschlossen, dass die Beleidigung auch älteren Jungen bzw. Jugendlichen und Erwachsenen gelten könnte; gemeint sind auf jeden Fall kleine Kinder. Folglich kehrt Herr Gerken von den Jugendabteilungen gleichsam wieder zu den Minimannschaften zurück, worin sich die Brüchigkeit seiner Erzählung reproduziert. Darüber hinaus jedoch nimmt er diesen gegenüber nunmehr auch eine, wörtlich genommen, feindliche, genauer: eine geradezu kindfeindliche Haltung ein. Noch deutlicher reproduziert sich diese Haltung aber auch in dem Trainingsziel, welches Herrn Gerken zufolge darin besteht, »die kleinen Knirpse [...] kaputtzukriegen«, wobei er derjenige ist, der zugleich die »idealschste« Methode dafür kennt.

Denn ›Sich-kaputt-kriegen-lassen‹ ist etwas anderes, als wenn man sich etwa ›unterkriegen‹ lässt. Im letzteren Fall gibt jemand seine Haltung in Bezug auf etwas aufgrund von Druck auf. Sich unterkriegen zu lassen, heißt dann vor allem, nicht durchsetzungsfähig zu sein. So könnte man sich etwa einen Betriebsratsvorsitzenden vorstellen, der sich vom Management unterkriegen lässt und eine Forderung der Belegschaft zurücknimmt. Gleichwohl ist, wer sich unterkriegen lässt, zumindest physisch nicht direkt bedroht; die Kapitulation liegt in der Aufgabe einer Haltung. Dies ist beim Kaputtkriegen anders. Denn eine Person kaputtzukriegen bedeutet, sie psychisch und physisch zu *brechen*, sie ganzheitlich zu ›zerstören‹. Insofern könnte man sich zum Beispiel einen Drill-Sergeant vorstellen, der einen Rekruten mit »warr' mal ab, dich krieg' ich auch noch kaputt« anbrüllt. Es geht kurzum darum, die leiblich-geistige Integrität einer Person anzugreifen und aufzubrechen.

Wörtlich genommen hat Herr Gerken nun also die ideale Methode angekündigt, mit der sich kleine Kinder, drastisch ausgedrückt, in ihrer leiblich-geistigen Integrität zerstören lassen, wobei er aus Erfahrung spricht, denn er selbst war ja auch mal der ›kleine Knirps‹. Das ›heutzutage‹ impliziert dabei, dass es früher eine andere ideale Methode für das Kaputtkriegen gegeben habe, die nunmehr nicht zur Verfügung steht. Im Grunde kann es sich dabei nur um körperliche Gewalt handeln. Die latente Argumentationsfigur, auf die Herr Gerken implizit abstellt, geht daher wie folgt: Unter den Bedingungen, dass physische Gewalt gegen Kinder *heute* verboten ist, müsse auf andere Mittel zurückgegriffen werden, um sie kaputtzukriegen; das Ziel bleibt also dasselbe. Im Umkehrschluss bedeutet dies: Gäbe es das Verbot nicht, dann wäre körperliche Gewalt das Mittel der Wahl. Er scheint daher nicht vom Verbot überzeugt zu sein, sondern hält es lediglich ein. Dass Herr Gerken hier Ironie walten lässt und/oder mit dem Gesagten gar eine Kritik an solch rabiaten ›Trainingsmethoden‹ zu formulieren beabsichtigt, ist entsprechend weder aus dem Transkript noch aus der Audioaufnahme ersichtlich. Subjektiv intendiert er vermutlich lediglich deutlich zu machen, dass Handballspielen eine hohe körperliche Fitness erfordere, die eben nur durch hartes Training zu erreichen sei. Auf der Ebene der latenten Sinnstruktur hingegen nimmt er die Perspektive eines schindenden bzw. sadistischen Trainers ein.

Halten wir fest: Es zeichnet sich ab, dass Herr Gerken eine sadomasochistische Disposition auf der Ebene der Persönlichkeitsstruktur hat und dass diese Disposition gleichsam den Kern seiner Bewährungsfigur bildet bzw. die Bewährungsfigur darauf aufbaut. Dem klassischen psychoanalytischen Verständnis zufolge bilden Sadismus und Masochismus stets eine komplementäre Einheit, wobei je nach Fall eine der beiden Seiten dominant und die jeweils andere verdrängt ist (vgl. Fromm 1936: 114–115). Dabei muss es sich, wie in Kapitel 2.7 erläutert, nicht zwingend um pathologische Fälle handeln. Die Kritische Theorie hat eine solche Charakterformation auf den Begriff des »autoritären Charakters« gebracht (vgl. dazu ausführlich ebd. 1936: 110ff.). Es liegt vor dem Hintergrund unserer Interpretation nun relativ

offen zutage, dass das masochistische Moment bei Herrn Gerken im ›Runterreißen‹ sich zum Ausdruck gebracht hat, das ja darin besteht, sich selbst an die Substanz zu gehen, ohne dass diese Selbstaufopferung an den systemspezifischen Zweck sportlicher Praxis – den Leistungsvergleich/das Gewinnstreben – gekoppelt wäre. Im Fokus stehen das Erleiden und Unterwerfen selbst. So sind es bezeichnenderweise ausgerechnet die »Konditionstrainings« bzw. »Ausdauerläufe«, die Herr Gerken gleichsam als motivationalen Anker für sein Zum-Laufen-Kommen anführt – eine Begründung, wie man sie von einem Sportler, von einem *Mannschaftssportler* zumal, eben gerade nicht erwartet hätte. Vielmehr würde man erwarten, dass das Spiel als Spiel und das Gewinnen-Wollen im Vordergrund stehen. Darin kommt ein konformistischer Charakterzug zum Ausdruck, welcher gut zur Struktur masochistischen Handelns passt. Zugleich wird auch auf der Ebene der Identitätskonstruktion bzw. Selbstdarstellung das masochistische Moment betont, ja geradezu dramatisiert, denn Herr Gerken stellt es so dar, als wäre das Runterreißen schon im Kinderhandball der Normalfall und er der ›geborene Extremsportler‹.

Das sadistische Moment drückt sich demgegenüber darin aus, dass Herr Gerken die Perspektive eines sadistischen Trainers bzw. eine geradezu feindliche Haltung gegenüber Kindern einnimmt. Der komplementäre Part zum Runterreißen ist das Kaputtkriegen. Die Einnahme einer feindlichen Haltung gegenüber Schwächeren sowie die Verherrlichung vergangener Zeiten (›heutzutage‹), was in diesem Fall die prinzipielle Gutheißung körperlicher Gewalt miteinschließt, sind dabei ebenfalls typische Strukturmerkmale der autoritären Charakterformation (vgl. ebd.: 116, 119). Dabei ist zu vermuten, dass der masochistische Zug bei Herrn Gerken stärker ausgeprägt bzw. der dominantere Zug seiner Charakterformation ist. Zum einen spricht dafür, dass er diesen von seiner Erzählstruktur her zuerst relevant gesetzt hat, indem er auf das Runterreißen zu sprechen kam und sich in seiner Selbstdarstellung auch darüber heroisierte. Zum anderen liegt es aufgrund der Tatsache nahe, dass er zusätzlich zum Handball eben auch Langstreckenlauf betreibt. Und schließlich verweist auch die Selbstverständlichkeit, mit welcher Herr Gerken von »kleinen Knirpse[n]« und der »idealschste[n]« Methode spricht, sie »heutzutage kaputtzukriegen« darauf, dass dies die »verdrängte Seite« (ebd.: 115) seines Sadomasochismus ist, die sich in den genannten Äußerungen gleichsam bahnbricht und die er, würde man ihn mit deren objektiver Bedeutung konfrontieren, sicherlich abstreiten würde. Die Struktur des Runterreißens hingegen scheint er eher zu glorifizieren und prahlt mit seinen diesbezüglichen Fähigkeiten sogar an mehreren anderen Stellen im Interview. So habe er bei einem Handballspiel einmal einen Wadenriss gehabt und habe trotzdem »fünfzig Minuten weitergespielt« (dazu später mehr). Diese Bewährungsfigur manifestiert sich schließlich auch in der Art und Weise des Erzählens selbst, die in Bezug auf die Selbstdarstellung zum Extremen bzw. zum Übertreiben neigt, was nicht nur in der kontrafaktisch frühen

Verankerung des Laufens im Handball, sondern etwa auch in der Formulierung »idealschste« zum Ausdruck kommt.

Gleichwohl scheint ihm insgesamt verborgen zu sein, dass seine eigentliche Motivation für das Laufen in genau jenen masochistischen Strebungen liegt. Denn er hat bislang nichts Explizites dazu gesagt. Was diesbezüglich vor allem fehlt, ist das Moment einer positiven inneren Bindung an das Laufen, wie dies der Fall wäre, wenn er so etwas wie »das Laufen hat mir schon immer viel Spaß bereitet« oder »eigentlich möchte ich das Laufen immer mehr als das Handballspielen«, gesagt hätte. Stattdessen mutet der Beginn seiner Laufkarriere von der Art und Weise seines Erzählens darüber wie ein Automatismus bzw. etwas Schicksalhaftes an: das Laufen hat sich notwendig aus dem Handball und dem damit verbundenen Ausdauertraining ergeben. Die tatsächliche innere Bindung an das Laufen ist latent.

Die einzige sinnvolle Anschlussoption an der aktuellen Transkriptstelle ist, dass Herr Gerken nun die »idealschste« Trainingsmethode nennt. Wir wollen uns im Folgenden einen längeren Abschnitt anschauen, in dem Herr Gerken schließlich auch darauf zu sprechen kommt, wie er zum Laufen als einer vom Handball unabhängigen, eigenständigen Praxis gekommen ist. Dabei werden wir die Feinanalyse nur sporadisch bemühen und uns auf die Frage konzentrieren, ob bzw. inwieweit sich die rekonstruierte Struktur reproduziert.

P. Gerken: isch, man lässt sie erschtmal durch die Halle rennen <holt Luft> vier Mal um die äh ums Spielfeld und irgendwann reicht es halt nimmer aus und dann geht's halt raus in die äh in die Natur und so bin ich eigentlich zum Laufen gekommen, und ähm . das hat mir dann irgendwann selber nimmer ausgereicht und dann hab ich gesagt, »okay (.) dann laufen wir doch mal längere Dischtanzen //mhm// und äh längere Zeiten« und dsss mh das schaukelt sich halt irgendwann so hoch, weil man merkt dann diesen positiven Effekt, des es hat (.) zum einen ähh konditionell, ausdauertechnisch, aber auch zum anderen ähm (...) merkt man's, wenn man jetzt zum Beispiel, wenn ich da an meine äh Studienzeit oder Schulzeit zurückdenke, da ischs dann oft ähh der Ausgleich gewesen zum langen Sitzen und äh diesem, jaa, zwei Stunden am Stück einer Vorlesung folgen, das isch auch net unbedingt so ähh, man kennt es aus der eigenen Schulzeit, da schweift man dann doch oft mit den Gedanken ab und dann wirklich nach Hause kommen, abschalten zu können, gibt's eigentlich nur die Möglichkeit, mh das war in meiner Jugend schon so, entweder ich setz mich vor (.) damals hieß es glaube ich noch Atari oder C64, heute heißt's ja äh iPads und äh Xbox ähm und wie die ganzen äh Entwicklungen da ähm (.) ähm namenstechnisch äh bewandt sind, aber es isch einfach so, das Laufen oder ähh in der freien Natur das isch eigentlich so der Ausgleich gewesen und das hat sich durchgezogen //mhm// bis heute

Tatsächlich nennt Herr Gerken die angekündigte Trainingsmethode. Vor dem Hintergrund der zuvor rekonstruierten Struktur überrascht diese jedoch, denn vier Mal »durch die Halle rennen« mutet eher wie ein Aufwärmen als ein ›Kaputtkriegen‹ an; schließlich sind vier Mal ums Spielfeld im Handball rund 480 Meter.²⁹ Für Dreijährige ist dies zwar sicherlich nicht wenig, aber zugleich eben auch nicht so viel, dass man sagen würde, sie würden damit an die Grenzen ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit stoßen. Die wahre ›Herausforderung‹ dürfte deshalb eher darin liegen, sie überhaupt dazu zu bringen, auch wirklich zu laufen und sich nicht ablenken zu lassen. So kann man sich vorstellen, dass die Kinder immer wieder stehen bleiben, in die falsche Richtung oder quer durch die Halle laufen. Entsprechend spricht Herr Gerken auch vom »durch die Halle rennen«, was das Unkontrollierte dabei zum Ausdruck bringt. Entscheidend von der Stoßrichtung seiner Argumentation her scheint für ihn, der ja weiterhin aus der Trainerperspektive spricht, daher zu sein, die Kinder zu disziplinieren und Macht über sie auszuüben; es gilt, eine Machtstruktur zu etablieren. So sagt er ja auch, dass man sie rennen »lässt« und nicht, dass erst vier Runden ums Spielfeld »gelaufen werden« oder dass »man« vier Runden ums Spielfeld läuft. Letzteres hätte auch ausdrücklich ihn mit eingeschlossen, als jemanden, der das auch mal gemacht hat. Das »lässt sie« zeigt hingegen an, dass er ausschließlich aus der Trainerperspektive spricht und es ihm um einen umfassenden Zugriff geht. Zugleich ist ›Rennen‹ aber auch eine maximale Steigerung von Laufen; wer *rennt*, geht ans persönliche Geschwindigkeitslimit. Daher kann man sagen, dass Herr Gerken sich hier regelrecht in eine ›S&M-Phantasie‹ hineinsteigert. Von der Sache her handelt es sich zwar eher um ein Aufwärmen, aber der Phantasie nach soll es trotzdem bereits an die Grenze gehen.

Man könnte nun denken, dass das »erschmal« gut zum Aufwärmen passt, weil es möglicherweise andeutet, dass danach noch das richtige Training beginnt. Allerdings wird sodann deutlich, dass es um die nächsthöhere Belastungsstufe geht, da mit zunehmendem Alter und zunehmender Fitness auch die zu überschreitende Belastungsgrenze steigt: »irgendwann reicht es halt nimmer aus und dann geht's halt raus [...] in die Natur«. Diese Steigerungslogik und der damit verbundene ›Ausbruch‹ aus der Halle werden dabei für selbstverständlich erachtet (»halt«). Der Sache nach verwundert es jedoch, dass der nächste Steigerungsschritt darin besteht, »raus in die [...] Natur« zu gehen, denn es geht ja zunächst um die Steigerung von Umfängen. Herr Gerken hätte also eigentlich so etwas sagen müssen wie: »und irgendwann reicht es halt nicht mehr aus und dann fängt man halt mit Dauerläufen draußen/im Park/im Wald an« oder »und dann läuft man halt längere Strecken«.

²⁹ Vgl. online unter: https://dhb.de/fileadmin/downloads/satzungen_ordnungen/Internationale_Handballregeln_mit_den_DHB-Zusatzbestimmungen_und_Aenderungshinweisen_Stand_1._Juli_2016.pdf. [Letzter Zugriff: 23.08.2017].

Es ist natürlich einleuchtend, dass die architektonischen Bedingungen einer Sporthalle für läuferische Konditionstrainings nicht optimal sind und daher logisch, dass man zum Laufen nach draußen geht. Das wäre allerdings auch klar gewesen, wenn Herr Gerken gesagt hätte, dass die Umfänge gesteigert werden müssen. Das »raus in die Natur« impliziert also mehr als lediglich steigende Umfänge. Kurzum: Es impliziert einen latenten Ausbruchswunsch. Denn »raus in die Natur« spielt kontextfrei immer auf den Gegensatz von ›hektisch-lärmender Urbanität‹ und ›ländlicher Idylle‹ an; die Freizeit ›in der Natur‹ zu verbringen, heißt dann immer auch: aus dem »stressigen« Alltag auszubrechen und damit verbunden Leistungserwartungen und Verpflichtungen hinter sich zu lassen. »Raus in die Natur« heißt im faktischen Kontext also ›raus aus der Sporthalle‹ und damit weg von den Leistungserwartungen bzw. dem Trainer, der diese repräsentiert. Die Sporthalle steht quasi für die Seite der Fremd-, das »raus in die Natur« für die Seite der Selbstbestimmung, der Befreiung. Faktisch jedoch verbleibt diese, wie gesagt, eine bloße Wunschvorstellung. Denn die Befreiung ist eine nur vermeintliche und durch die Distanz zur fremdbestimmten Sphäre der Sporthalle lediglich ex negativo bestimmt; sie ist keine wirkliche Distanzierung von Leistungsansprüchen (bspw. Aufhören oder Wechsel in niedrige-re Spielklassen). Stattdessen wird die Unterwürfigkeit hinsichtlich fremdge setzter Anforderungen aufrechterhalten, mit der Einschränkung nur, dass man sich fortan selbst unterwirft. »Raus in die Natur« kündigt kurzum eine Transformation von Fremd- in Selbstzwang an. Vor diesem Hintergrund kann man sich vorstellen, dass der Ausbruch aus der Sporthalle für Herrn Gerken auch dahingehend ›befreidend‹ ist, als dass das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen nun prinzipiell auch keine Grenzen mehr kennt. Freilich kann man sich auch in der Sporthalle verausgaben (so gibt es zum Beispiel Ultramarathonläufe, die in Sporthallen veranstaltet werden), gleichwohl ist die Nutzung dieser im Kontext des Handballtrainings in der Regel zeitlich begrenzt. Zudem ist dort aber eben auch der Trainer anwesend, der die Verausgabung reguliert. Und auch die Mitspielenden setzen dem Verausgaben Grenzen, sofern man sich an sie anpassen muss – im Training wie im Spiel. Ständig an seine Belastungsgrenze zu gehen, kann sowohl trainings- als auch spieltechnisch nicht sinnvoll sein, da im ersten Fall das Training eher kontraproduktiv und im zweiten die Spieldynamik erheblich gestört werden würde, denn ein Spieler, der in erster Linie daran interessiert ist, sich selbst an die Substanz zu gehen, dürfte weniger kooperativ und eher ineffizient sein. Draußen ›in der Natur‹ hingegen gibt es weder raum-zeitliche noch soziale Grenzen: Herr Gerken kann so weit und so lange laufen, wie er möchte und damit seine sadomasochistische Bewährungsfigur gleichsam in vollen Zügen ausleben.

Die Transformation von Fremd- in Selbstzwang reproduziert sich sodann auch in der Folgeäußerung: »und so bin ich eigentlich zum Laufen gekommen, und ähm . das hat mir dann irgendwann selber nimmer ausgereicht«. Der erste Satzteil ist ein Resümee der vorherigen Schilderung. Wiederum zeigt das »eigentlich« an, dass es

durchaus eine alternative Darstellungsoption gäbe. Und tatsächlich bleibt das Laufen vom Erzählkontext her ja auch immer noch an den Handball gebunden: es geht nunmehr zwar »raus in die Natur«, aber der Hintergrund ist immer noch die Steigerung von Trainingsumfängen im Rahmen des Handballs; es geht noch nicht ums Laufen als eigenständige Praxis. Der Einstieg in diese bleibt sowohl äußerlich wie auch innerlich unexpliziert. Auf der latenten Ebene ist die Motivation dagegen weitgehend klar: Herr Gerken hat anscheinend gemerkt, dass er sich durch die Dauerläufe außerhalb der Sporthalle mehr und gleichsam in Eigenregie verausgaben kann, was ihn zu reizen scheint; das Laufen hat offenbar eine Kompensationsfunktion im Hinblick auf das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen eingenommen.

Erst im zweiten Satzteil kündigt sich eine Bezugnahme sowohl auf die Oberflächengeschichte des Zum-Laufen-Kommens als auch auf die intrinsische Motivierung dazu an. Denn das »und ähm . das hat mir dann irgendwann selber nimmer ausgereicht« reproduziert die Transformation von Fremd- in Selbstzwang deutlich: Wenn es dem Interviewee nunmehr »selber« nicht mehr ausgereicht hat, dann hat es zuvor eben jemand anderem (Trainer, Eltern) nicht ausgereicht, der/die den Leistungsdruck ausübt(e)n. Die Äußerung bringt die für den eigentlichen Laufinstieg entscheidende Transformation in der Motivationsstruktur Herrn Gerkens zum Ausdruck. Demnach kam der *ursprüngliche* Antrieb zum Dauerlaufen offensichtlich nicht von ihm selbst, sondern von außen. Mit den Fremdanforderungen hat er sich erst im Nachhinein identifiziert. Der Kern seiner Motivation ist daher ein innerer Zwang, der ehemals ein äußerer Zwang war. Im Grunde kann man sagen, dass er das Laufen nicht wirklich gewählt hat, sondern sozusagen da hineingetrieben wurde. Das »nimmer ausgereicht« drückt für sich betrachtet indes zwar lediglich ein diffuses Verlangen nach Mehr aus; man kann sich allerdings schon vorstellen, dass es nicht etwa um die Hinzunahme einer weiteren Sportart gehen kann, sondern darum, die Verausgabung zu steigern. Entsprechend sagt Herr Gerken: »und dann hab ich gesagt, okay (...) dann laufen wir doch mal längere Dischtanzen und äh längere Zeiten«. Wichtig ist nun auch, dass die Steigerung der Umfänge sich von den Erfordernissen des Handballspiels gleichsam entkoppelt; es ist etwas, das Herr Gerken darüber hinaus gehend anstrebt. An keiner Stelle sagt er, dass dies alles nur dazu diente, seine Leistung für die Handballspiele zu verbessern bzw. einen größeren Beitrag zur Mannschaftsleistung zu erbringen und so vielleicht mehr Spiele zu gewinnen, einen besseren Platz in der Tabelle zu erzielen oder in eine höhere Liga aufzusteigen.

Die Äußerung »und dann hab ich gesagt« verweist indes auf einen autonomen Entschluss, der eine Zäsur setzt (»Und dann habe ich gesagt: das mache ich nicht mehr mit«). Die nachfolgende Zustimmung »okay« läuft der autonomen Entscheidung jedoch zugleich entgegen; denn das Autonome beschränkt sich auf das Nachgeben gegenüber einer »inneren Stimme«, welche nicht weiter expliziert wird. Herr Gerken reinszeniert in seiner Erzählung also einen inneren Dialog, welcher die Dy-

namik zwischen, wiederum mit Mead gesprochen, dem »Me« und dem »I« präsent ausdrückt. Die fallspezifische Dynamik besteht dabei darin, dass es eine gewisse Spannung zwischen den beiden Instanzen gibt, wobei das »I« derart auf das »Me« reagiert, dass es diesem eben nachgibt. Denn es heißt ja nicht »und dann hab ich gesagt, ich will jetzt längere Distanzen laufen«, sondern eben »wir«. Der im »Me« repräsentierte Trainer (vielleicht aber auch die Eltern) von Herrn Gerken sind also Dialogpartner, die ihm sozusagen im Geiste gegenüberstehen, mit denen er sich aber anscheinend nicht vollständig identifiziert; der Dialog ist gleichsam auf Dauer gestellt. Entsprechend ist diese Dynamik auch zum Interviewzeitpunkt noch aktuell und ihm nicht bewusst, anderenfalls würde er sich zu der ›inneren Stimme‹ in seiner Erzählung eben durch Identifikation klar positionieren können. Der innere Handlungsdruck, dem er nachgibt, scheint stattdessen auf der Ebene des Erlebens damals wie zum Interviewzeitpunkt diffus zu sein. Entsprechend mündet die Konsequenz des Nachgebens – »dann laufen wir doch mal« – in eine Art neugierigen Test, nach dem Motto: »Mal schauen, was passiert« bzw. »ob das klappt«. Die Steigerung des Laufpensums wird also als Lösungsversuch für ein Problem herangezogen, das ihm nicht klar vor Augen steht und krisenhaft ist, wobei das Krisenhafte darin besteht, dass sein masochistischer Trieb einen Handlungsdruck erzeugt, zu dem er sich permanent verhalten muss. Und weil er ihn im Handball offenbar nicht vollständig ausleben kann, sucht er im Laufen eine Kompensationsmöglichkeit.

In dieser Hinsicht ist die Formulierung »längere Dischtanzen und äh längere Zeiten« instruktiv. Denn sie bedeutet eine in jeglicher Hinsicht umfassende Steigerung des Laufpensums. Dabei zeigt sich, dass diese Steigerung nicht nur, wie schon erwähnt, von konkreten *handballbezogenen Zielen* entkoppelt ist, sondern von sportlichen Zielen überhaupt. Denn sportlich gesehen wären »schnellere Zeiten« die sinnlogische Ergänzung zu den längeren Distanzen, nicht »längere«. Freilich: Längere Distanzen gehen logischerweise immer mit längeren Zeiten einher. Was allerdings *sportlich* zählt, ist die Absicht, eine Distanz – welche konkret auch immer – so schnell wie möglich zu bewältigen. Indem Herrn Gerken längere Distanzen *und* längere Zeiten zusammenzieht, legt er den Fokus beim Laufen somit offenbar darauf, sich in jeglicher Hinsicht stärker zu verausgaben: Es ist nicht nur wichtig, dass die Strecken länger werden, sondern auch, dass die Herausgabe immer *länger andauert*.

Entsprechend folgt die Laufpraxis Herrn Gerkens in seiner Darstellung einer Eskalationslogik, welche seiner Kontrolle entzogen ist, zeitlich eher diffus bleibt und für die er auch keine überzeugende Begründung anbieten kann. So sagt er weiter: »und [...] das schaukelt sich halt irgendwann so hoch, weil man merkt dann diesen positiven Effekt, des es hat«. Es wird unterstellt, dass die Eskalationslogik sich wie selbstverständlich und zwingend (»sich hält«, »man merkt«) aus einem »positiven Effekt« ebenerster Eskalation bzw. Intensivierung ergibt (»des es hat«). Dass die Entwicklung eine unkontrollierte ist, zeigt sich dabei auch daran, dass der positive Ef-

fekt von Herrn Gerken eben nicht als ursprüngliches Ziel des Laufeinstiegs benannt wird, sondern als etwas dargestellt, dass er erst merkte, *nachdem* er seine Laufumfänge umfassend intensiviert hatte. Das korrespondiert mit dem Tentativen »dann laufen wir doch mal«: Die Intensivierung des Laufens ist Ausdruck einer tastenden Suche nach einer Lösung für eine Krise, deren Struktur Herrn Gerken verborgen ist. Die Suche gestaltet sich daher tendenziell impulsiv. Wir wissen freilich nicht, wie sich die tatsächliche Lebenspraxis Herrn Gerkens damals entwickelt hat; gleichwohl ist die Art und Weise seiner erzählenden Rekapitulation seines Laufeinstiegs instruktiv. Denn wären ihm seine wahren Beweggründe bewusst (gewesen), würde er sie auch in seiner Erzählung klar darlegen können. Da er es jedoch nicht kann und im Diffusen verbleibt, liegt es nahe, dass sie ihm nicht nur zum Interviewzeitpunkt, sondern eben auch damals schon unklar waren.

Im Anschluss versucht Herr Gerken den positiven Effekt der Intensivierung des Laufens zu explizieren, wobei er unterstellt, dass dieser sich gleichsam in zwei Aspekte teilt: »zum einen ähh konditionell, ausdauertechnisch, aber auch zum anderen ähm (...) merkt man's, wenn man jetzt zum Beispiel, wenn ich da an meine äh Studienzeit oder Schulzeit zurückdenke, da ischs dann oft ähh der Ausgleich gewesen zum langen Sitzen und äh diesem, jaa, zwei Stunden am Stück einer Vorlesung folgen, das isch auch net unbedingt so ähh, man kennt es aus der eigenen Schulzeit, da schweift man dann doch oft mit den Gedanken ab«.

Der konditionelle Effekt ist das, was man von Laufen *als Trainingsinstrument* gemeinhin eigentlich erwarten würde. Nun wissen wir aber schon, dass es Herrn Gerken nicht primär darum geht. Es ist etwas, das mit der Intensivierung des Laufens zwar notwendig einhergeht, aber für Herrn Gerken letztlich eher nebensächlich bleibt. Der entscheidende Aspekt am positiven Effekt des Laufens ist für ihn vielmehr der zweite. Dies kommt nicht nur in der konkreten Satzstruktur (»zum einen [...], aber auch zum anderen«) zum Ausdruck, sondern auch in der Tatsache, dass dieser zweite Aspekt viel ausführlicher thematisiert wird. Dieser läuft auf das Argument hinaus, dass das Laufen einen Ausgleich »zum langen Sitzen« in der Schule sowie im ›Studium‹ darstellte.³⁰ Mit der Rede vom Ausgleich bedient Herr Gerken ein verbreitetes Deutungsmuster. Diesem zufolge müssen einseitige Belastungen im Beruf in der Freizeit ausgeglichen werden. Da Herr Gerken gemäß seiner Erzählung in dem von ihm thematisierten Zeitraum ja ohnehin bereits Handball gespielt und in diesem Rahmen auch schon Dauerläufe gemacht haben muss, kann die einseitige Belastung nicht im Bewegungsmangel bestanden haben. Zudem hat er ja den »positiven Effekt«, den Laufen auf der rein körperlichen Seite hat, bereits benannt. Der Ausgleich, den das Laufen seiner Erzählung nach für ihn darstellt, muss sich

³⁰ Es ist interessant, dass er hier weiterhin daran festhält, studiert zu haben. Damit verfälscht er die Realität bewusst und wertet sich damit auf.

folglich auf den psychischen Pay-off beziehen, den er daraus gezogen hat und zieht. Worin könnte dieser bestanden haben?

Herr Gerken sagt, dass das Laufen in seiner »Studienzeit oder Schulzeit« ein Ausgleich »zum langen Sitzen« und dem »zwei Stunden am Stück einer Vorlesung folgen« gewesen sei. Das ist erklärungsbedürftig. Zum einen gehen Vorlesungen nicht über zwei Stunden, sondern über anderthalb. Von zwei Stunden oder Doppelstunden spricht man nur in Schulkontexten, aber auch dort sind es zeitlich gesehen anderthalb Stunden. Zudem wissen wir bereits, dass Herr Gerken eigentlich gar nicht studiert, sondern eine Weiterbildung zum staatlich geprüften Techniker an einer berufsbildenden Schule gemacht hat. Vermutlich bezieht er sich hier also auf seine Erfahrungen aus der Schule, spricht aber von »Vorlesung«, um seiner Selbstdarstellung treu zu bleiben. Zum anderen erschließt es sich jenseits dessen aber auch rein von der Sache her nicht, was genau an dem Geschilderten ausgleichsbedürftig ist. Anderthalb Stunden kognitiv ›präsent‹ zu sein, kann zwar durchausfordernd sein, ist zugleich aber auch nichts, von dem es unmittelbar einsichtig wäre, dass es ausgleichsbedürftig ist, zumal es Herrn Gerken ja explizit um eine Doppelstunde und nicht etwa um einen ganzen Schultag geht (»zwei Stunden am Stück«). Folglich erscheint auch die Rede vom langen Sitzen in diesem Kontext unpassend. Vom »langen Sitzen« würde man eher sprechen, wenn es etwa um einen mehrstündigen Flug oder eine lange Zugfahrt ginge. Im Schulkontext hingegen würde man eher vom »vielen Sitzen« sprechen. Herr Gerken ›macht‹ eine Doppelstunde also kontrafaktisch zu etwas, was es in erster Linie durchzuhalten gilt; kontrafaktisch nicht nur, weil es lediglich *eine* Doppelstunde ist, sondern weil es dabei auch kaum primär darum gehen kann, durchzuhalten. In erster Linie geht es doch um Verstehen und darum, sich am Unterricht zu beteiligen. Nur mit Durchhalten kommt man hier nicht durch. Eine Erklärung wäre, dass Herr Gerken den Unterricht damals vor allem als etwas Durchzuhaltendes erlebt hat, weil er vielleicht überfordert war und nicht mitgekommen ist. Wieso sagt er dann aber nicht einfach, dass es »sehr anstrengend« war oder Ähnliches? Zudem legt auch die Tatsache, dass Herr Gerken mit nur 35 Jahren bereits in einer leitenden Position als Techniker arbeitet, es nahe, dass er fachlich durchaus sehr kompetent ist, sodass es unwahrscheinlich erscheint, dass er in der Schule bzw. Ausbildung besondere Probleme hatte, mitzukommen. Außerdem fragte es sich dann wiederum ohnehin, wie das Laufen dem hätte entgegenwirken können.

Es ist daher plausibler, dass in der Formulierung »zum langen Sitzen« erneut die masochistische Bewährungsfigur ich ›durchdrückt‹ und ihn, wie schon zu Beginn im Kontext der »Minimannschaften«, gleichsam zur Übertreibung drängt. Denn von der Sache her geht es in seiner Erzählung doch eher um das, was man alltagssprachlich als »Abschalten« bezeichnet: Es geht darum, sich mit wenig anspruchsvollen Beschäftigungen gedanklich abzulenken und so zu entspannen. Und tatsächlich läuft Herrn Gerkens Schilderung dann auch genau darauf hinaus, wenn

er eigens vom »abschalten« spricht. Das Computerspielen, dass er anschließend selbst als alternative Ausgleichsmöglichkeit zum Laufen aufführt, ist dann eben auch genau das, was man gemeinhin als Ablenkung bzw. Mittel zum Abschalten bezeichnen würde. Sich an die Substanz gehen muss man dafür nicht.

Der Versuch, die freiwillige Intensivierung des Laufpensums damit zu begründen, dass es ein Ausgleich für die geistige Anstrengung in der Schule gewesen sei, misslingt also. Herr Gerken bemüht dabei das gängige Deutungsmuster vom Ausgleich, aber es wird nicht ersichtlich, was genau an seiner Schulzeit zum einen ausgleichsbedürftig gewesen sein soll und zum anderen, warum es dazu des intensiven Langstreckenlaufs bedurfte. Der Sache nach geht es eigentlich eher um Abschalten, Entspannen und Erholen. Er versucht also gleichsam ›auf Biegen und Brechen‹ Erklärungen für seine eskalierende Laufpraxis zu finden, mündet jedoch, da ihm seine eigentliche Motivation verborgen ist, in allgemeine Erklärungsmuster. Es ist daher vorstellbar, dass das Laufen während seiner Schulzeit vor allem dahingehend ein ›Ausgleich‹ war, dass er damit die Möglichkeit hatte, sich umfassend zu erschöpfen, was ihm im Schulalltag wohl eher schwerlich möglich gewesen sein wird, weil man hier mir ›Runterreißen‹ nicht weiterkommt. Dafür spricht jedenfalls sein Versuch, den Schulalltag kontrafaktisch zu etwas Durchhaltungsbedürftigem zu machen.

Wir wollen an dieser Stelle unsere Interpretation der laufspezifischen Motivationsstruktur beenden und uns im Folgenden an zwei weiteren Stellen nur noch kurz versichern, dass sich die Fallstruktur reproduziert und ob noch etwaige Details hinzukommen. Die erste Interviewstelle, die sich dafür eignet, betrifft vor allem die sadistische Komponente der Persönlichkeitsstruktur Herrn Gerkens, die zweite die masochistische.

P. Gerken: Ich hab noch zwei Labradore mit, die mich ab und zu beim Laufen noch begleiten //mhm// ähm, der eine äh, es sind zwei Hündinnen, die eine isch etwas kleiner, die hält so diese zwölf, vierzehn Kilometer durch, die größere, die isch ähh hält dann auch schon mal n Halbmarathon durch, aber äh ich merk dann schon, des geht dann ihr auch schon ein bisschen an die Grenzen und von daher ähm hab ich die eigentlich beim Laufen so gut es geht immer dabei, weil ich kann dann zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, //mhm// Hunde sind kaputt, ich bin dann zufrieden ausgeglichen und ähh kann dann so ein bisschen abschalten auch von der Arbeit.

Dem angeführten Interviewausschnitt unmittelbar voraus geht ein Resümee des Interviewees, in welchem er versucht, seine Laufmotivation mehr oder weniger explizit zu thematisieren. Er sagt: »aber es isch einfach so, das Laufen oder ähh in der freien Natur das isch eigentlich so der Ausgleich gewesen und das hat sich durchgezogen bis heute«. Dabei reproduziert sich nicht nur die Bemühung, das Laufen mit dem Deutungsmuster des Ausgleichs zu begründen, sondern im Ausdruck »freien

Natur« in gesteigerter Weise auch wieder seine Ausbruchsphantasie, die wiederum unsere Annahme bestärkt, dass das Laufen von Herrn Gerken immer dann als Kompensationslösung herangezogen wird, wenn es ihm konkrete Kontextbedingungen verunmöglichen, sich an die Substanz zu gehen und seine sadomasochistische Bewährungsfigur auszuleben. An der nun gewählten Interviewpassage interessieren uns insbesondere einige instruktive Formulierungen; den Großteil werden wir deshalb nicht feinanalytisch interpretieren.

Zunächst suggeriert die Aussage Herrn Gerkens, dass er »noch zwei Labradore« mithabe, die ihn »ab und zu beim Laufen noch begleiten«, dass neben der zuvor benannten Ausgleichsfunktion das Laufen zum Zeitpunkt des Interviews eine weitere Funktion (»noch«) bzw. Motivation erhalten habe: das Ausführen der Hunde. Die manifeste Argumentationslogik ist klar: Herr Gerken kann mit dem Laufen gleichzeitig zwei Praxen ›kurzschließen‹: Er kann sich einerseits sportlich betätigen und damit etwas für sich selbst tun; andererseits kümmert er sich aber auch um die Hunde und erfüllt so eine wichtige familiäre Aufgabe. Auf der latenten Ebene zeigt sich jedoch, dass das Sich-um-die-Hunde-Kümmern nicht im Vordergrund steht: Herr Gerken verwendet mit »begleiten« nämlich einen anthropomorphisierenden Euphemismus, womit er unterstellt, die Hunde würden sich gleichsam von sich aus entscheiden, mit ihm zu laufen. Dadurch beschönigt er die Tatsache, dass er sie realliter zum Mitlaufen zwingt. Er spricht auch nicht etwa von »seinen beiden« oder »unseren beiden Hunden«, sondern von »Labradoren«. Das heißt: Die Rasse sowie die mit ihr verbundenen Eigenschaften stehen im Vordergrund, nicht die Hunde, um die es sich zu kümmern gilt. Wörtlich genommen könnten es beliebige Labradore sein. Impliziert ist – passend dazu – im »begleiten« auch, dass Herr Gerken auch dann laufen würde, wenn die Hunde ihn nicht »begleiten« würden; das Laufen hat also eindeutig Priorität. Entsprechend werden die Hunde auch nur »ab und zu« mitgenommen, das heißt vermutlich nur dann, wenn es unvermeidlich ist und Herr Gerken ansonsten nicht laufen gehen könnte.

Besonders interessant sind nun die folgenden Ausführungen. Dass die eine Hündin »diese zwölf, vierzehn Kilometer« und »die größere [...] auch schon mal n Halbmarathon« durchhalten, suggeriert eine wiederkehrende Erprobung der jeweiligen Leistungsgrenzen. Diese werden bei beiden Hündinnen immer wieder auf die Probe gestellt; mal klappt es mit den »zwölf, vierzehn« Kilometern bei der einen, mal mit dem Halbmarathon bei der anderen, in jedem Fall aber wird so lange gelaufen, bis bei der einen wie der anderen nichts mehr geht. In diesem Zusammenhang stellt die anschließende Formulierung »ein bisschen an die Grenzen« eine Untertreibung dar. Denn zum einen kann man nicht nur »ein bisschen an die Grenzen« gehen; entweder man geht an die Grenze oder nicht. Im zweiteren Fall ist es ›nur‹ anstrengend. Und zum anderen hat Herr Gerken ja schon zum Ausdruck gebracht, dass er die Leistungsgrenzen wiederkehrend austestet und dass es auch bei den Hündinnen ums Durchhalten geht; »ein bisschen an die Grenzen«

könnte insofern auch bedeuten, dass Herr Gerken eventuell mit einer Steigerung der Umfänge spekuliert, nach dem Motto: »vielleicht ist ja noch Luft nach oben?«. Des Weiteren heißt »ihr auch schon« im Umkehrschluss, dass Herrn Gerkens Fokus darauf eingestellt ist, auch sich selbst an die Substanz zu gehen. Es deutet sich also an, dass sich die sadomasochistische Struktur reproduziert, wobei die sadistische Komponente insbesondere in der Anschlussformulierung noch deutlicher wird.

Denn die Konsequenz aus der Feststellung, dass er merkt, den Hunden geht es »auch schon ein bisschen an die Grenzen«, ist: »und von daher ähm hab ich die eigentlich beim Laufen so gut es geht immer dabei«. Aus dem ›ab und zu begleiten‹ ist nun regelrecht ein Anspruch geworden, gleichsam jede Gelegenheit (›so gut es geht immer‹) zu nutzen, die Hunde mitzunehmen und an ihre Grenzen zu bringen. Dass es ihnen an die Grenzen geht, ist die Motivation für deren Mitnahme zum Laufen. Dabei würde man doch eigentlich nachgerade umgekehrt erwarten, dass angesichts der Feststellung, dass die Hunde überfordert sind, die Konsequenz gezogen wird, sie gerade nicht mehr mitzunehmen bzw. die Distanzen deutlich zu reduzieren oder mit ihnen stattdessen einfach Gassi zu gehen. Insofern zeigt sich hier die sadistische Haltung Herrn Gerkens deutlich. Nachfolgend bestätigt sie sich auch noch einmal mehr oder weniger manifest: »weil ich kann dann zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, [...] Hunde sind kaputt, ich bin dann zufrieden ausgeglichen und ähh kann dann so ein bisschen abschalten auch von der Arbeit«. Wie schon bei den ›kleinen Knirpsen‹ besteht das Ziel auch hier im ›Kaputtmachen‹. Es geht nicht darum, sich mit den Hunden zu beschäftigen, sie auszuführen etc., sondern sie wörtlich genommen zu zerstören. Und aus dieser Zerstörung wiederum wird als direkte Konsequenz (›ich bin dann‹) Zufriedenheit und Ausgeglichenheit bezogen – eine typisch sadomasochistische Struktur. Es heißt ja nicht: »ich kann dann zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: ich habe mein Training absolviert und war gleichzeitig mit den Hunden draußen«. Auch das Abschalten von der Arbeit ist eine Konsequenz aus dem Kaputtmachen, nicht aus dem Sporttreiben. Zugleich scheint es aber auch nicht ganz zu gelingen (›ein bisschen‹). Zudem steht es auch nicht im Vordergrund (›auch von der Arbeit‹). Herr Gerken muss also primär von etwas anderem abschalten, und zwar naheliegenderweise eben vom inneren Druck, sich und andere gleichsam ›kaputtzukriegen‹. Das Abschalten respektive Ausgeglichen-Sein scheinen also eine Art Chiffre für die Befriedigung des sadomasochistischen Drucks zu sein.

Schauen wir uns nun die zweite Falsifizierungsstelle an. Es handelt sich um einen Interviewausschnitt, in dem es zum einen um eine Knieverletzung beim Handball geht und zum anderen um eine Spielsituation, in der Herr Gerken trotz einer Verletzung weitergespielt hat.

P. Gerken: Ich hab äh durchs Handball dann auch ne Knieverletzung gekriegt und äh die Ärzte hatten dann gemeint, »Herr Gerken das mit dem Leistungslau-

fen (.) können Sie sich mal schön abhacken« (.) Aber so wie der Herr Gerken halt isch ähm, geht net gibt's net, haben wa uns dann ganz langsam wieder zurückgekämpft übern über die zehn Kilometer //mhm// dann zum Halbmarathon, und jetzt werden wir dieses Jahr das erschte mal wieder den Marathon in Angriff nehmen //okay//. In der Hoffnung, dass es vom Knie her hält [...] Also ich kenns auch vom vom Handball halt, also . ähm des isch auch so was, was mein Trainer immer sagte, ähm »den Gerken den kriegt man net kaputt ähh es sei denn er läuft mit dem Kopf unterm Arm, aber selbst dann setzt er sich nicht auf die Spielfeldbank«. Und ähm, also ich hab lezschte Saison auch sehr über die Maßen hinaus gespielt, also äh Wadenriss gehabt //oh// und dann eben die Wade getaped und dann nochmal fünfzig Minuten weitergespielt und solche Geschichten, also da bin ich recht ähh schmerzunempfindlich [...]

Herr Gerken sollte aufgrund einer Knieverletzung, die er sich im Handball zugezogen hatte, auf Anraten «der Ärzte» das »Leistungslauen« einstellen, hat dies jedoch nicht getan. Ohne diese Äußerung en détail zu interpretieren, zeigt sich hier eine objektiv unvernünftige Haltung: Trotz ärztlicher Bedenken setzt er seine Laufpraxis fort und intensiviert diese sogar sukzessive. Die Formulierung »die Ärzte« legt dabei nahe, dass er mehrere Ärzt*innen konsultiert hatte und alle dieselbe Einschätzung vertraten. Herr Gerken handelt also stur bzw. uneinsichtig. Die biotechnische Fragilität seines Unterfangens scheint ihm dabei durchaus bewusst zu sein, da er angibt, den anstehenden Marathon in der »Hoffnung« anzugehen, »dass es vom Knie her hält«. Dass es aus medizinischer Sicht aber schlachtweg unvernünftig ist, scheint er nicht zu sehen; das Gesundheitliche steht für ihn also nicht an erster Stelle. Zudem stellt er die Bewältigung des Marathons als solches auch gar nicht infrage; die Schwachstelle ist nur das Knie bzw. der Körper, nicht der Kopf.

In der Äußerung »geht net gibt's net« reproduziert sich die objektive Unvernünftigkeit und die Sturheit. Gemeinhin wird damit eine besondere Beharrlichkeit zum Ausdruck gebracht. Im Falle Herrn Gerkens scheint diese jedoch fehl am Platz, denn er weiß, dass er es im Sinne seiner Gesundheit eigentlich lassen sollte. Er ignoriert also seine Verletzung und den ärztlichen Rat, ohne einen vernünftigen Grund dafür zu haben. Die Unvernünftigkeit erweist sich indes umso erkläungsbedürftiger, als dass er das Laufen zum einen ja nicht *prinzipiell* aufgeben müsste; es soll es nur nicht mehr leistungsmäßig betreiben. Und zum anderen ist es nichts Existenzielles, an dem sein Auskommen etwa hinge; es ist nur Freizeit. Dessen ungeachtet möchte Herr Gerken »wieder den Marathon in Angriff nehmen«. An keiner Stelle zeigt er an, dass er sich der Unvernünftigkeit seines Handelns bewusst ist. Im Gegenteil: Die Formulierungen »den Marathon in Angriff nehmen« und »haben wa uns dann ganz langsam zurückgekämpft« zeigen, dass er es sich sogar als eine besondere Leistung zurechnet, sich entgegen dem ärztlichen Rat auf einen Marathon vorbereitet zu haben. Das »ganz langsam« ist dabei nur *vermeintlich* Ausdruck einer vorsichtigen und

besonnenen Haltung. Denn eigentlich würde man von dieser Formulierung her erwarten, dass er zunächst nur Distanzen von vielleicht 200 Metern gejoggt ist oder überhaupt etwa ein halbes Jahr nur Walking gemacht hat. Der sequenzielle Bezugs-punkt sind jedoch »die zehn Kilometer«, sodass von »ganz langsam« objektiv keine Rede sein kann. In dem »wir« objektiviert sich dabei erneut sein ›innerer Dialog‹: Herr Gerken befindet sich in einem unsichtbaren Arbeitsbündnis mit dem internalisierten Trainer, der ihn zur Unvernünftigkeit ›antreibt‹.

Explizit wird der Trainer sodann in der darauffolgenden Passage erwähnt. Dass Herr Gerken ausgerechnet an dieser Stelle auf ihn zu sprechen kommt, ist kein Zufall. Denn die Assoziation mit einer scheinbar tief eingeprägten Charakterisierung seines Trainers kommt ihm just, nachdem er die objektive Unvernünftigkeit und Härte gegen sich selbst artikuliert hat: »Also ich kenns auch vom vom Handball halt, also . ähm des isch auch so was, was mein Trainer immer sagte, ähm den Gerken den kriegt man net kaputt ähh es sei denn er läuft mit dem Kopf unterm Arm, aber selbst dann setzt er sich nicht auf die Spielfeldbank«. Damit haben wir einen konkreten Anhaltspunkt für die Erklärung der Genese der sadomasochistischen Bewährungsfigur des Interviewees: Die Formulierung »den Gerken den kriegt man net kaputt« ist eine offenbar durch den Trainer vermittelte Charakterisierung, die Herr Gerken hier wiedergibt und die genau den Kern seiner Bewährungsfigur trifft: Herr Gerken ist derjenige, der sich vollkommen aufzureiben bereit ist, aber daran nicht zerbricht, jedenfalls nicht ›im Geiste‹. Im Laufe seiner Sozialisation in den Handball muss er von seinem Trainer also vor allem *dafür* Anerkennung bekommen haben. Er muss dort aber auch den Versuch erlebt haben, von ihm kaputt gekriegt zu werden, und diesem standgehalten haben. Gleichwohl gibt das »auch« einen Hinweis darauf, dass er das möglicherweise auch in einem anderen Kontext erlebt hat, naheliegenderweise in der Familie.

Mit der Äußerung, dass er »letzte Saison auch sehr über die Maßen hinaus gespielt« habe, deutet Herr Gerken sodann eine weitere Bewährungssituation an, in welcher er nicht kaputtzukriegen war. Er sagt: »also äh Wadenriss gehabt //oh// und dann eben die Wade getaped und dann nochmal fünfzig Minuten weitergespielt und solche Geschichten«. Auch das ist offensichtlich unvernünftig. Die Formulierung »sehr über die Maßen« unterstellt dabei, dass das Über-die-Maßen-Spielen generell der Normalfall bei ihm ist, nur war es dieses Mal eben »sehr« drüber. Das reproduziert sich dann nochmal in der Formulierung »solche Geschichten«: es gab wohl noch mehr ähnlicher Vorfälle. Zugleich spielt er die Unvernünftigkeit seines Tuns damit wieder herunter. Wiederum fehlt also eine selbstkritische Perspektive. Zwar deutet sich diese im »sehr über die Maßen« an, wird jedoch sogleich relativiert, weil das Weiterspielen als solches nicht generell als problematisch angesehen und mit dem Resümee, dass er da »recht ähh schmerzunempfindlich« sei, sogar als eine gleichsam angeborene Qualität von ihm herausgehoben wird. Mit anderen Worten: Herr Gerken erzählt die Wadenriss-Geschichte nicht, um sein Verhalten kri-

tisch zu reflektieren, sondern um zu prahlen. Indes kann man schmerzunempfindlich im wörtlichen Sinne eigentlich nur infolge eines genetischen Defekts bzw. einer Erkrankung, die diese Unempfindlichkeit evoziert hat, sein bzw. werden. Da dies, würde es zutreffen, aber mit Sicherheit auch konkret benannt worden wäre, ist anzunehmen, dass es Herrn Gerken um den *Umgang* mit und das *Ertragen* von Schmerz geht: Seine Toleranzgrenze, so die Suggestion, sei überdurchschnittlich hoch; er sei abgehärtet und könne den Schmerz ignorieren. Dass man den Schmerz aber nicht oder weniger spürt bzw. gut ertragen kann, heißt eben noch lange nicht, dass man eine *Verletzung* ignorieren sollte.

Die Frage ist letztlich auch, warum Herr Gerken mit einem Wadenriss von seinem Trainer nicht aus dem Spiel genommen wurde. Es ist unwahrscheinlich, dass der Trainer, der immer sagte, dass man den Gerken nicht kaputt kriege, derselbe Trainer war, der ihn mit dem Wadenriss weiterspielen ließ, da dies ein zum Interviewzeitpunkt aktuelles Ereignis gewesen zu sein scheint. Insofern verweist dies darauf, dass es im Handball möglicherweise tatsächlich eine Kultur gibt, die solche selbstzerstörerischen Handlungen honoriert, zumindest jedoch toleriert. Es ist aber auch nicht auszuschließen, dass diese Kultur über den Handball hinausgeht. Gleichwohl muss Herr Gerken in dieser Hinsicht gewissermaßen hervorstechen, ansonsten könnte er sich mit dem Runterreißen nicht individuell aufwerten; er muss über eine selbst im handballerischen Maßstab herausgehobene Leidensfähigkeit verfügen.

Fassen wir kurz zusammen: Sowohl in der Hauptanalyse als auch in den zusätzlich herangezogenen Interviewpassagen konnten wir eindeutige Strukturreproduktionen feststellen. Herrn Gerkens Kernmotivation für das Laufen hängt demnach mit seiner sadomasochistischen Charakterstruktur und der auf dieser basierenden Bewährungsfigur zusammen, die er im Kontext seiner Sozialisation in den Handballsport ausgebildet hat und bei welcher der masochistische Teil der dominantere zu sein scheint. Das Laufen bietet ihm eine Kompensationslösung für das Problem, sich in bestimmten Kontexten (Handball, Schule/Ausbildung, Beruf?) nicht verausgaben zu können. Die Krise, für die das Laufen eine Lösung darstellt, ist daher der masochistische Druck, der Herr Gerken dazu förmlich drängt, sich selbst (und anderen) an die Substanz zu gehen. Diese Motivationsstruktur ist ihm nicht bewusst zugänglich. Die einzige explizite Begründung, die er für seine Laufpraxis anführen konnte, bestand in der Übernahme verbreiteter Deutungsmuster vom Ausgleich und Abschalten, die gleichwohl in seinem Fall widersprüchlich und erklärbungsbedürftig sind und daher als tatsächliche Motivatoren seiner Laufpraxis nicht plausibel erscheinen. Dafür, dass die Laufpraxis Herrn Gerkens in direktem kausalem Zusammenhang mit seiner beruflichen Praxis steht, haben wir bislang ebenfalls keine Anzeichen, und es scheint vor dem Hintergrund der rekonstruierten Fallstruktur auch unwahrscheinlich, dass diesbezüglich im Interview noch etwas kommt. Das bedeutet gleichwohl nicht, dass es keine indirekten Wechselwirkungen zwischen

Laufen und Beruf gibt. Dazu wollen wir uns nachfolgend noch weitere Interviewstellen anschauen. Zudem und als erstes wollen wir gleichwohl noch in aller Kürze in Erfahrung bringen, wie und warum Herr Gerken zu seiner ersten Marathonteilnahme gekommen ist und warum er sich in der M-M-W für den Frankfurt-Marathon angemeldet hat.

c) Marathonteilnahme und Anmeldung in der M-M-W

Wenn wir nun nachfolgend der Frage nachgehen, wie und warum der Interviewee denn letztlich zum Marathonlaufen kam, dann können wir bereits jetzt vermuten, dass es damit zusammenhängen wird, dass das Marathonlaufen eben Realisierungschancen für seine Persönlichkeitsstrukturelle masochistische Disposition und eine Bewährungsmöglichkeit für seine darauf aufbauende masochistische Bewährungsfigur bietet. Wir wollen im Folgenden wiederum nur sporadisch auf die Feininterpretation zurückgreifen.

I: Mhm okay, und äh wie kam es dann, dass Sie Marathon laufen wollten oder dann tatsächlich so sagen wir mal ab Halbmarathon dann noch weiter gegangen sind ähm?

P. Gerken: Es, es war eigentlich so ähmm, zu diesem aktiven Laufen bin ich dann dazu gekommen über ähh äh diese längeren Disctanzen über äh Freunde, die dann gesagt haben, »na hey, jetzt hascht schon die zehn Kilometer, willsch net mal noch ein Schritt weiter?« Und äh ich hab dann gesagt, »naja also zwölf, vierzehn Kilometer reicht mir eigentlich schon«

Die Frage des Interviewers zielt auf die Genese der Motivation für das Marathonlaufen ab. Es geht um den dahinterliegenden biographischen Entwicklungsprozess (»wie kam es«). »Marathon laufen« legt dabei nahe, dass es um die erste Teilnahme Herrn Gerkens an einer regulären Marathonveranstaltung geht. Im zweiten Satzteil wird dann gleichwohl eine alternative (»oder«) Anschlussoption eingeführt. Fraglich ist, worin die Alternative besteht. Das »sagen wir mal« unterstellt zunächst in Form einer spontan daher kommenden Erwägung, dass »ab Halbmarathon« die eigentlich entscheidende Zäsur darstellt. Damit wird der Laufpraxis, die über den Halbmarathon hinausgeht, eine neue Qualität zugeschrieben, unabhängig davon, ob es dann bis zum Marathon oder gar darüber hinaus geht; die Marathonteilnahme als solche wird also niedriger gehängt, während »mehr als Halbmarathon« und damit die Distanzsteigerung über die Halbmarathondistanz hinaus zur zentralen Erklärungsbedürftigkeit avanciert; es braucht dafür eine Zusatzmotivation, so die Unterstellung.³¹ Von der Sache her liegt dies auch nahe, denn einen Halbmarathon können

³¹ Zu dem Zeitpunkt war dem Interviewer auch nicht bekannt, dass Herr Gerken vor seiner ersten Marathonteilnahme an einem Halbmarathonwettkampf teilgenommen hat, sodass es hier wohl tatsächlich die *Halbmarathondistanz* gemeint ist.

etwa gut trainierte Jogger*innen, die problemlos zehn Kilometer laufen, auch ohne großen zusätzlichen Trainingsaufwand bewältigen. Anders ist es hingegen, wenn man über die Halbmarathondistanz hinaus und bis zum Marathon oder noch weiter gehen möchte; hierfür muss die Trainingspraxis deutlich angepasst werden, sodass entsprechend eine besondere motivatorische Bereitschaft vorliegen muss.

Im Folgenden kann Herr Gerken nun wählen, ob er sich zuerst auf den ersten oder den zweiten Teil der Interviewerfrage bezieht. Letztlich wird er in seiner Antwort jedoch beide Frageteile bedienen müssen. Denn die Erläuterung der ersten Marathonteilnahme impliziert notwendigerweise auch die Thematisierung der Frage, warum es ihn gereizt hat, über das für den Handball Notwendige und schließlich auch über die Halbmarathondistanz hinauszugehen. Und wenn er genau damit beginnt, dann liegt es nahe, auch zu erläutern, warum er dann an einem offiziellen Marathonlauf teilnehmen wollte bzw. faktisch teilgenommen hat und nicht einfach weiter rein privat gelaufen ist. Beiden Frageteilen ist also gemeinsam, dass sie letztlich auf die »Konversion« Herrn Gerkens vom ›Jogger‹ zum ›Läufer‹ abzielen.

Mit »Es, es war eigentlich so ähmm« steigt Herr Gerken unmittelbar in eine Erzählung ein. Wiederum gibt er mit »eigentlich« dabei zu erkennen, dass es alternative Darstellungsoptionen gäbe. Hinsichtlich der Darstellung der ›Oberflächengeschichte‹, wie er zum Laufen gekommen ist, scheint er also eher im Diffusen zu bleiben und keine klare Geschichte diesbezüglich parat bzw. Schwierigkeiten dabei zu haben, die Ereignisse während des spontanen Erzählens zu rekapitulieren. Mit der Formulierung »zu diesem aktiven Laufen bin ich dann dazu gekommen« greift er sodann genau das vom Interviewer eingeführte Leithema auf: seine Transformation zum Läufer. Das »aktiven« zeigt dabei deutlich an, ähnlich wie »aktiv Handball«, dass es jetzt explizit nicht nur um höheres läuferisches Engagement als solches geht, sondern vor allem eben auch um Wettkampfteilnahmen und systematisches Training; es ist eben erneut die profisportliche Terminologie, die Herr Gerken wählt. Ging es bisher vor allem darum, wie er zum Laufen als einer eigenständigen, vom Handball unabhängigen, zugleich aber immer noch *privaten* Praxis gekommen ist, so geht es nunmehr also um Laufen *als Sport*.

Gleichwohl spricht Herr Gerken nicht etwa explizit von seiner »ersten Marathonteilnahme« oder vom »Marathonlaufen«. Vielmehr umfasst das ›aktive Laufen‹ prinzipiell alle wettkampfmäßigen Aktivitäten – seien es zehn Kilometer, Halbmarathon oder Marathon. Folglich scheint das *Marathonlaufen* als solches nicht besonders identitätsbedeutsam für ihn zu sein. Als nächstes würde man nun erwarten, dass Herr Gerken schildert, wie es zu seiner ersten Wettkampfteilnahme kam. Er sagt: »über ähh äh diese längeren Dischтанzen über äh Freunde, die dann gesagt haben, na hey, jetzt hascht schon die zehn Kilometer, willsts net mal noch ein Schritt weiter?«. Zunächst wird deutlich, dass der Impuls für eine Wettkampfteilnahme nicht von Herrn Gerken selbst ausgegangen ist, sondern von außen an ihn herangetragen wurde (›über Freunde‹). Wer die »Freunde« waren und wie genau sich

das Ganze konkret zugetragen hat, bleibt vorerst offen. In welcher Relation stehen »Freunde« und »längere Distanzen«? Ist Herr Gerken mit jemanden zusammengegangen oder hat er Freunden, die bereits wettkampfmäßig liefen, von seinem gesteigerten Laufengagement erzählt? Von der konkreten Formulierung her liegt es jedenfalls nahe, dass es sich um Freunde gehandelt hat, die ihrerseits wettkampfmäßig gelaufen sind. Warum sonst sollten sie ihn agitieren, einen »Schritt weiter« zu gehen? Es bleibt indes unklar, in welchem Zeitraum sich die Ereignisse abgespielt haben (»dann«). Auch ist nicht klar, ob Herr Gerken bis dato bereits an einem zehn Kilometer Laufwettkampf teilgenommen hat. Das »jetzt hascht schon die zehn Kilometer« suggeriert einerseits einen konkreten Meilenstein, der inhaltlich tatsächlich auch einer leichtathletischen Wettkampfdisziplin entspricht. Dazu passt auch, dass »ein Schritt weiter« eine eingerichtete Abfolge unterstellt und sich daher nur auf die Hierarchie der leichtathletischen Laufdisziplinen beziehen kann; dieser zu folge wäre der nächste Schritt der Halbmarathon. Andererseits ist aber wiederum nicht explizit von einer *Wettkampfteilnahme* die Rede. Im Vordergrund steht die Bewältigung der Distanz als solcher, was sich auch im »hast schon« ausdrückt. Denn damit wird nicht nur auf die erfolgreiche Bewältigung der zehn Kilometer Distanz verwiesen, sondern zugleich auch unterstellt, dass der nächste Schritt keine große Hürde ist, nach dem Motto: Wer zehn Kilometer laufen kann, kann auch Halbmarathon laufen.

Das Entscheidende auf der Darstellungsebene ist jedoch, dass Herr Gerken nicht explizit vom Halbmarathon bzw. einer Halbmarathonteilnahme spricht. Er sagt eben »noch ein Schritt weiter« und nicht »willst net mal nen Halbmarathon mitlaufen?«. Das bedeutet, dass er diesen nächsten Schritt nicht vor dem Hintergrund der Frage nach der Teilnahme an einem offiziellen Wettbewerb thematisiert, um die es der Sache nach geht, sondern lediglich vor dem Hintergrund der Frage, ob er noch längere Distanzen laufen soll oder nicht; die Frage nach der Teilnahme an Wettbewerben generell blendet er aus bzw. verhält sich dazu nicht. Insofern bestärkt dies unsere Vermutung, dass die Marathon- bzw. Wettbewerbsteilnahmen generell für ihn nicht besonders identitätsbedeutsam sind; er scheint das aktive Laufen weniger mit Wettkampfteilnahmen zu assoziieren als vielmehr mit längeren Distanzen.

Auch in der Anschlussäußerung wird der »nächste Schritt« nicht weiter expliziert. Stattdessen reinszeniert Herr Gerken zunächst seine Reaktion auf die zuvor rekapitulierte Agitation durch die Freunde: »Und äh ich hab dann gesagt, naja also zwölf, vierzehn Kilometer reicht mir eigentlich schon«. Von der Sache her wird zum einen deutlich: Herr Gerken wollte sich ursprünglich wohl nicht agitieren lassen und hatte kein Interesse daran, einen »Schritt weiter« zu gehen. Zum anderen fällt auf, dass er nun nicht von »den« zehn Kilometern spricht, sondern von »zwölf, vierzehn«. Das erscheint unpassend. Denn die Frage war ja, ob er nicht einen »Schritt weiter« gehen möchte, was eben in Kategorien der Leichtathletik der Halbmarathondiszi-

plin entspricht. Insofern müsste die Antwort Herrn Gerkens »die zehn Kilometer reichen mir eigentlich schon« oder »Halbmarathon ist nichts für mich« heißen. Damit würde er gleichsam im leichtathletischen Kategoriensystem bleiben. Mit »zwölf, vierzehn Kilometern« behandelt er die vorausgegangene Frage jedoch wiederum lediglich unter dem Gesichtspunkt der Distanzsteigerung; entscheidend ist für ihn nicht die Frage: »Soll ich an einem Halbmarathon teilnehmen?«, sondern: »Reicht mir das?«. Auf das erlebte Leben bezogen, ist damit nahegelegt, dass ein wettkampfmäßiges Laufengagement für Herrn Gerken von vornherein eigentlich nicht infrage kam bzw. er sich eine entsprechende Frage schlichtweg gar nicht stellte. Entscheidend war für ihn nicht die Teilnahme an Laufwettbewerben, sondern das *privat praktizierte Langlaufen*, bei welchem es ihm vor allem um die gelaufenen Distanzen – in seinen Worten: die »längeren Distanzen« – ging. Das liegt von der bisher rekonstruierten Motivationsstruktur freilich auch nahe bzw. verwundert nicht: Für Herrn Gerken steht vor allem die Selbsterschöpfung im Vordergrund; Wettkampfteilnahmen sind dafür prinzipiell nicht erforderlich, ja im Grunde sogar eher hinderlich, weil die Rahmenbedingungen fremddefiniert sind und man sich an sie halten muss. Wie wir gesehen haben, geht es Herrn Gerken aber eben vor allem um das selbstbestimmte Sich-an-die-Substanz gehen (»in der freien Natur«). Dazu passt auch, dass er bislang vom Laufen als Sport auch nicht gesprochen hat und auch keine positive innere Bindung zum Laufen als solchem zum Ausdruck bringen konnte (»das ist einfach toll«, »Laufen mochte ich schon immer«), sondern dies eher ein innerer Zwang (»selber nicht mehr ausgereicht«) bzw. ein Mittel zum Zweck (Abschalten, Ausgleich) für ihn ist. Lediglich in der Formulierung »in der freien Natur« deutet sich so etwas wie eine positive innere Bindung an; letztlich steht dabei aber eben das selbstbestimmte Runterreißen und nicht das Laufen als solches im Fokus.

Zugleich wissen wir nun ja schon, dass Herr Gerken am Ende dann doch Marathon gelaufen ist und zum Interviewzeitpunkt eine erneute Teilnahme anstrebt. Es fragt sich daher, warum ihn eine Wettbewerbsteilnahme irgendwann doch gereizt hat bzw. wie es dazu kam, obwohl es eigentlich nicht sein Fokus gewesen ist. Es liegt nahe, dass es mit der Agitation durch die Freunde zusammenhangt. Entsprechend fährt Herr Gerken fort mit:

P. Gerken: und dann habn ähhm (.) diejenigen gemeint, »ahh es gibt aber auch noch die äh ne Dischtanz weiter nach den zehn, die Halbmarathondischtanz«

Herr Gerken behält seinen Erzählstil der Reinszenierung der ursprünglichen Situation bei. Von der Sache her geht es dabei darum, dass ihn die Freunde weiter zu überzeugen versucht haben, den nächsten Schritt zu gehen. Doch auch der wieder gegebene Überzeugungsversuch wird von ihm erneut nicht explizit vor dem Hintergrund der Frage nach der Teilnahme an einem Laufwettbewerb thematisiert, obwohl von der Sache her nichts anderes gemeint sein kann, weil wieder die logische

Abfolge von leichtathletischen Laufdisziplinen angesprochen ist. Stattdessen geht es wieder nur um die Frage, ob Herr Gerken die Distanz steigern soll oder nicht. Dabei stellt er es so dar, als wären die Freunde davon ausgegangen, dass er es schlichtweg nicht gewusst habe, dass es noch »ne Distanz weiter nach den zehn« gibt. Dass dem tatsächlich so war, ist natürlich sehr unwahrscheinlich, denn als Sportler wird Herr Gerken doch bestimmt gewusst haben, dass eine solche Distanz existiert. Von daher hätte man erwartet, dass der Überzeugungsversuch eher auf eine Formulierung wie »ach komm, mach' doch einmal mit, du wirst sehen, das ist absolut spitze« hinausläuft. Vermutlich ist es faktisch auch so gewesen. Dass Herr Gerken dies hier so reinszeniert bzw. erinnert, wird daher vielmehr damit zu tun zu haben, dass ihn die Wettbewerbsteilnahme als solche nicht sonderlich interessiert (hat) und es für ihn eben lediglich um die Frage »reicht es oder reicht es nicht?« ging bzw. geht. Das reproduziert sich dann auch so in seinen weiteren Ausführungen:

P. Gerken: und ähm ich hab dann auch schon von vielen so ausm ähh ausm Freundeskreis gehört, »ja es isch absolut ne neue Erfahrung« und äh ich sag mal so, das war dann so der Einstieg in diese (.) äh ich würd sagen legale Drogé ähhm, weil es hat es hat wirklich die die gleichende äh gleiche berauschende Wirkung ähhm (.) nachm zehn Kilometer Lauf oder nachm Halbmarathon ähh, wer des erreicht hat, der blickt dann zurück, denkt sich, »äh heut morgen hab ich mich noch für verrückt erklärt, einundzwanzig Kilometer zu laufen, jetzt bin ich sie gelaufen in 1:55, ähhm ich kann jetzt Bäume rausreißen« und dieses Hochgefühl des bleibt auch, ähh //mhm// man hat zwar am nächschten Tag schwere Beine, aber ich weiß noch nach meinem erschten Halbmarathon, ähm der war sonntags ähhh bin ich dienstags wieder fünfzehn Kilometer laufen gegangen, weil ähh dieses Hochgefühl noch so angehalten hat

Mit »und ähm ich hab dann auch schon von vielen so ausm ähh ausm Freundeskreis gehört, ja es isch absolut ne neue Erfahrung« deutet sich an, dass Herr Gerken sich hat überzeugen lassen, an einem Halbmarathon teilzunehmen. Gleichwohl verhält er sich weiterhin nicht dazu, was ihn an der Wettbewerbsteilnahme selbst gereizt hat. Er schildert auch keinen Entschluss, im Sinne von: »...und dann habe ich entschieden, dass ich das mal versuchen möchte«. Die »neue Erfahrung« ist bloß eine Floskel, was in der darin enthaltenen Tautologie zum Ausdruck kommt. Denn per definitionem ist jede Erfahrung neu. Man kann keine »alten« Erfahrungen machen. Man kann »tolle«, »wichtige« oder »negative« Erfahrungen machen. Damit würde man immerhin zum Ausdruck bringen, dass die gemachte Erfahrung gleichsam eine emotionale Valenz für einen hat. Aber selbst dann müsste man im nächsten Schritt noch explizieren, was daran toll, wichtig oder negativ war, damit es für ein Gegenüber verständlich wird. Entsprechend gibt es immer viele ›neue‹ Erfahrungen, die man potenziell machen könnte; ob und warum man das möchte, ist

gleichwohl eine andere Frage; die Neuartigkeit von etwas allein erklärt demnach noch nicht, was genau einen daran reizt, geschweige denn, dass man es machen soll. Die Erfahrung wird also zum Selbstzweck erhoben. Das »absolut« amplifiziert die Tautologie und damit das Floskelhafte noch weiter. Obwohl also Herr Gerken es der Intention und der Sache nach zu versuchen scheint, zu erläutern, was ihn schließlich überzeugt hat, einen Halbmarathonlauf zu laufen, gelingt ihm dies objektiv nicht. Das Floskelhafte bestärkt uns vielmehr erneut in der Annahme, dass die Teilnahme als solche eigentlich nichts Reizvolles für ihn hatte. Sie war lediglich etwas, zu dem er mehr oder weniger widerwillig überredet wurde. Das Einzige, was ihn zu interessieren scheint, ist die Halbmarathondistanz und die Möglichkeit, die sie ihm bietet, an seine Grenzen zu gehen.

Entsprechend kommt auch im gesamten nachfolgenden Interviewabschnitt nichts mehr zur Teilnahme an sich. Herr Gerken sagt erneut nicht, dass und warum er sich überzeugen hat lassen, sondern spart die dazugehörige ›Oberflächengeschichte‹ (Wann und wo war das? Wie ist es abgelaufen? etc.) gleichsam komplett aus und fokussiert sich vielmehr auf die Wirkung, die die wettkampfmäßige Bewältigung der Halbmarathondistanz – denn der Sache nach bezieht er sich ja darauf – auf ihn hatte: »und äh ich sag mal so, das war dann so der Einstieg in diese (.) äh ich würd sagen legale Drogen, weil es hat es hat wirklich die die gleichende äh gleiche berauschende Wirkung«. ›Angefixt‹ war Herr Gerken somit erst, *nachdem* er den Halbmarathon gelaufen ist.

Die Formulierung »legale Drogen« sticht nun besonders hervor und wird vom Interviewee in ähnlicher Form mehrmals im Interview verwendet (»positive Drogen«, »positive Medizin«, »Drogen«). Dabei fällt zum einen generell auf, dass das Laufen so in einen sozusagen funktionalen Zusammenhang gestellt wird, jenseits des Sportlichen: Es sind nicht der Wettkampf mit anderen oder die persönliche Bestzeit, die den Reiz der Teilnahme ausmachen, sondern die »berauschende Wirkung« ist es; auch dies verweist darauf, dass das Wettkampflaufen Herrn Gerken höchstens als eine formal-sportliche Aktivität interessiert. Zum anderen fragt es sich aber auch, was genau daran für ihn so berauschend bzw. warum das Laufen eine »Drogen« für ihn ist. Tatsächlich wird unter einer Drogen im Allgemeinen eine Substanz verstanden, deren Konsum zu einem Rausch führt (entsprechend ist es in institutionellen Kontexten nicht unüblich, von »Rauschmitteln« oder »Rauschgiften« zu sprechen), welcher je nach Dosierung stärker oder schwächer ausfallen und mit einer Bewusstseinsveränderung einhergehen kann. Zudem besitzen Drogen abhängig machende Potenziale, die je nach Substanz wiederum variieren. Der Umgang mit sowie der Gebrauch von Drogen sind in modernen Gesellschaften gesetzlich geregelt. So ist in den meisten westlichen Staaten der Konsum von Alkohol erlaubt, derjenige von Kokain oder Heroin hingegen nicht. Zudem unterscheiden sich die konkreten Konsumpraktiken je nach Milieu und Region. Die Tatsache, dass eine Droge als *legal* deklariert ist, bedeutet indes nicht zwingend, dass sie nicht oder weniger gesundheits-

gefährdend bzw. abhängig machend ist als eine illegale. Entsprechend kontrovers werden die Debatten um die Legalisierung bzw. das Verbot bestimmter Substanzen geführt. Grundsätzlich sind Drogen – ob legal oder illegal – jedoch im Alltagsbewusstsein eher negativ konnotiert.

Indem Herr Gerken also die Bewältigung seiner ersten wettkampfmäßigen Halbmarathondistanz als »Einstieg« in eine »Droge« bezeichnet, problematisiert er seine Laufpraxis zunächst einmal. Durch das vorgesetzte »legale« allerdings kommt dieser Anklang von Selbstkritik zugleich schon als »entschärft« daher. Folglich nimmt Herr Gerken eine apologetische Haltung ein, nach dem Motto: »Es ist vielleicht nicht gut, aber immerhin ist es erlaubt«. Darin offenbart er eine durchaus ambivalente Haltung zu seiner Laufpraxis. Faktisch hingegen ist das Laufen natürlich keine Droge; es kann sich zwar wie jegliches Verhalten zu einer stoffungebundenen Verhaltenssucht entwickeln (vgl. Schack 2000), aber es ist keine Substanz, die man einnehmen kann. Es wäre daher grundsätzlich denkbar, dass Herr Gerken, indem er vom Laufen als *Droge* spricht, es vermeidet, von *Sucht* zu sprechen und damit eine mögliche Suchtproblematik zu adressieren. Dazu würde nicht nur die Rede vom »Einstieg« (an einer anderen Stelle spricht er auch vom »schleichende[n] Prozess«), sondern auch die ambivalente Haltung, die er seiner Laufpraxis gegenüber zu haben scheint, passen. Tatsächlich wird in der psychoanalytischen Suchtforschung neben einer »adaptive[n]« und »symbiotische[n]« auch eine »masochistische Sucht« differenziert (vgl. Voigtel 2000). Den Mechanismus der Identifikation mit dem Aggressor (»die kleinen Knirpse heutzutage kaputtzukriegen«) und den Wunsch nach »Objektfreiheit« (»in der freien Natur«), der für die masochistische Sucht unter anderem charakteristisch ist (vgl. ebd.: 31), konnten wir im Falle Herrn Gerkens ebenfalls schon identifizieren. Wie wir zudem gesehen haben und später noch sehen werden, weist Herr Gerkens Sport- und Berufspraxis durchaus Anzeichen von Kontrollverlust und Kontinuitätstrieb auf, wenn er eben trotz einer massiven Verletzung nicht aufhört zu spielen oder bis zur vollkommenen Erschöpfung arbeitet. Auch eine Ausweitung der Toleranzschwelle für Belastungen sowie eine enorme Aufwendung von Zeit für die jeweiligen Aktivitäten können wir bei Herrn Gerken beobachten, die allesamt Indikatoren einer primären (Sport = primäres Suchtmedium) oder sekundären Sportsucht (Sportsucht = Symptom einer anderen Erkrankung) sein können.³²

Wir können im Rahmen dieser Arbeit gleichwohl nicht eindeutig entscheiden, inwieweit es sich im Falle Herrn Gerkens tatsächlich um Sucht handelt (mehr dazu im Schlusskapitel der Analyse). Geht man nach den Kriterien bzw. Indikatoren

³² Vgl. zur Unterscheidung primäre/sekundäre Sportsucht: De Coverley Veale (1987); zu den Indikatoren sportsüchtigen Verhaltens: Hausenblas/Symons Downs (2002); und zur Sportsucht aus soziologischer Perspektive: Bette/Gugutzer (2012).

sportsüchtigen Verhaltens nach Hausenblas und Symons Downs (2002), so liegt eine Sportsucht dann vor, wenn mindestens drei von insgesamt sieben von den Autorinnen identifizierten Kriterien vorfindbar sind. Im Falle Herrn Gerkens trifft dies, wie aufgeführt, zu. Auch eine gewisse Zwanghaftigkeit ist gegeben. Gleichwohl reicht dies meiner Ansicht nach nicht aus, um zu entscheiden, ob es sich deshalb schon um Sucht handelt. Denn masochistisches Verhalten hat rein äußerlich stets etwas Suchtförmiges an sich, da diesem eine gleichsam eskalierende Logik innewohnt: Um das Leiden »stabil« halten zu können, muss die Unterwerfung mit immer höherem Kraftaufwand betrieben werden, weil ansonsten womöglich ein Gewöhnungsbzw. im Falle sportlichen oder bewegungsbezogenen Handelns ein Trainingseffekt eintrate. Die Grenze zur Sucht ist also sehr dünn und dürfte dann überschritten sein, wenn die jeweils suchtförmig werdende Praxis zum lebensbestimmenden Faktor wird und die allgemeine Lebenspraxis einer Person massiv beeinträchtigt. Teilweise deutet sich ein solcher Kontrollverlust in den Erzählungen Herrn Gerkens (auf eine besondere Stelle kommen wir im letzten Teilkapitel dieser Analyse noch genauer zu sprechen) an; im Großen und Ganzen jedoch scheint seine Lebenspraxis zu funktionieren: er ist beruflich erfolgreich, konnte eine Familie gründen und stößt mit seinem exzessiven Sportverhalten offensichtlich auch auf Anerkennung innerhalb seines sozialen Umfelds. Und selbst wenn es sich tatsächlich um Sucht handeln sollte: entscheidend für die Motivationsstruktur seiner Laufpraxis wäre auch dann nicht die Sucht selbst, sondern seine sadomasochistische Persönlichkeitsstruktur, ohne die sich ja auch das masochistisch-süchtige Verhalten nicht ausbilden könnte. Die Kernstruktur der masochistischen Sucht ist eine sadomasochistische charakterliche Disposition; die treibende Kraft ist die masochistische Strebung.

Entscheidend ist für unser Erkenntnisinteresse jedenfalls, dass Herr Gerken mit der Klassifizierung des Laufens als »legale Drogen« zwar andeutet, dass er nun etwas dazu sagen wird, was ihn am Laufen reizt; sein Zugriff darauf gleichwohl eher distanziert bleibt. Er unterstellt, dass dies nicht nur *für ihn*, sondern *für alle* Lauflnden so sei. Das vorangestellte »ich würd sagen« steht dieser Interpretation nicht entgegen, weil es nicht etwa ausdrückt, was Herrn Gerken persönlich am Laufen gereizt hat (dann hätte er eben »für mich ist es eine Drogen« oder »auf mich wirkt es wie eine Drogen« sagen müssen), sondern lediglich eine subjektive Deutung ankündigt, die gleichwohl Anspruch erhebt, etwas Objektives am Laufen zu identifizieren. Und dieses Objektive besteht in seiner Darstellung eben darin, dass das Laufen eine drogenähnliche, »wirklich [...] berauschende Wirkung« habe – wiederum nicht *für ihn*, sondern generell. Das reproduziert sich dann auch: »wer des erreicht hat, der blickt dann zurück, denkt sich äh heut morgen hab ich mich noch für verrückt erklärt, einundzwanzig Kilometer zu laufen, jetzt bin ich sie gelaufen in 1:55, ähhm ich kann jetzt Bäume rausreißen und dieses Hochgefühl des bleibt auch«. Die Wirkung des Laufens wird weiterhin aus einer distanzierten Perspektive beschrieben. Es heißt nicht: »Als ich meinen ersten Halbmarathon geschafft hatte, merkte ich

...». Der Sache nach geht es darum, das Rauschhafte am Laufen bzw. der Bewältigung eines Halbmarathonwettkampfs zu beschreiben. Dass es tatsächlich bloß um Bewältigung und nicht um sportliche Ziele geht, zeigt sich dabei zum einen in der Zeitangabe »1:55«. Denn das ist nicht mehr als eine durchschnittliche Zeit, mit der man sich folglich nicht wirklich aufwerten kann. Zum anderen aber auch im Zweifel ob der generellen Machbarkeit, aber auch der Vernünftigkeit des Unterfangens (»hab ich mich noch für verrückt erklärt«). Worin besteht nun der Rausch? Zunächst einmal ist nunmehr von »Hochgefühl« die Rede. Ein Hochgefühl ist durchaus mit einem Rausch vergleichbar bzw. hat in sich etwas Rauschhaftes. Gleichwohl wird damit vor allem das gleichsam Aufputschende, Glückhafte und Euphorisierende an der Rauschwirkung betont. Die Formulierung »Bäume rausreißen«, auf die sich die Rede vom Hochgefühl bezieht (»dieses«), passt dazu. Denn vom »Bäume rausreißen« kann nur jemand sprechen, der/die das Gefühl einer schier grenzenlosen physischen Stärke verspürt und sich dabei in einem regelrechten Euphorierausch befindet. Im Kontext betrachtet, kann man sagen, dass Herr Gerken hier eine Art *masochistische Allmachtsphantasie* entwickelt, sofern dem Gefühl unendlicher körperlicher Kraft und Unzerstörbarkeit ein Gefühl der Nichtigkeit und Schwäche entgegenstehen muss, das nur mit der Allmachtsphantasie und der damit verbundenen Bewährung im Wettkampf beschwichtigt werden kann. Und es ist eben auch das Hochgefühl, das ihn am Langlaufen zu reizen scheint, wenn er sodann davon berichtet, wie er nach seinem »erschöpften Halbmarathon [...] dienstags wieder fünfzehn Kilometer laufen gegangen« sei, da »dieses Hochgefühl noch so angehalten hat«. Die Halbmarathonerfahrung – und es kann sich hier nur um eine offizielle Wettkampfteilnahme handeln (»der war sonntags«) – hat ihn nicht etwa abgeschreckt – nach dem Motto: »und dann habe ich mir geschworen: so etwas mache ich nie wieder« –, sondern ihn regelrecht in Ekstase versetzt. Letztlich bestärkt uns dies in der Deutung, dass es sich nicht um ein genuin süchtiges Verhalten handelt, denn im Vordergrund scheint das Rauschhafte des Langlaufens zu stehen, was im Endeffekt sehr gut mit dem masochistischen Element einhergeht: Es indiziert ein aus der Selbstunterwerfung resultierendes Befriedigungsgefühl.

Es passt indes auch sehr gut zur bereits rekonstruierten Struktur, dass Herr Gerken sich weiterhin nicht zur Frage verhält, warum ihn eine offizielle Wettkampfteilnahme gereizt hat. Auch im weiteren Interview kommt er darauf nicht mehr zu sprechen – auch nicht auf seine erste Marathonteilnahme, die ja bereits erfolgte, als er nur 19 Jahre alt war und was nur gleichsam folgerichtig ist, weil die Teilnahme als solche für ihn wohl nicht besonders prägend war. Das, was ihn am Langlaufen als solchem gereizt hat, war die neue Möglichkeit, seine masochistischen Streubungen »selbstbestimmt« auszuleben; das war das, was er *eigentlich* entdeckt haben muss. Zu den Wettkampfteilnahmen wurde er hingegen eher fremdmotiviert. Dazu passt auch, dass Herr Gerken insgesamt auch nicht viele Wettkampfteilnahmen vorzuweisen scheint. Denn wie gesagt: zum Interviewzeitpunkt hatte er nur einen

Marathon gelaufen und einige Halbmarathonläufe absolviert. Dies gilt auch dann, wenn man berücksichtigt, dass er seine Laufaktivität durch seine Knieverletzung einschränken musste. Andernfalls würden Wettkampfteilnahmen in seiner Erzählung generell einen viel größeren Stellenwert einnehmen. Tatsächlich kommt er im Interview aber nur auf Nachfrage darauf zu sprechen. Der niedrige Stellenwert, den Wettkampfteilnahmen als solche für ihn haben, reproduziert sich sodann auch in seiner Schilderung, wie es zur Teilnahme in der M-M-W kam:

I: Wie- wie kam's dazu? Haben Sie das irgendwie zufällig gesehen, dass es das gibt oder?

P.Gerken: Ähm, Freunde von mir, die- ähm die sind letzstes Jahr äh den Team-marathon gelaufen. Das heißt ähm jeder läuft ne vordefinierte Strecke //mhmm// zwischen sieben und dreizehn Kilometer. Man kann sich's aussuchen, dreizehn, elf, neun und sieben sind's glaube ich. Ich müsste nochmal nachgucken, aber ich glaub in der in der Staffelung ischs-, und ähm (.) ich sollte äh für den einen Kollegen krankheitsbedingt einspringen, bin aber dann beruflich unterwegs gewesen und konnte net und äh //mhmm// da hab ich gesagt »okay, dieses Jahr hat's net ganz gereicht ähh dann werde ich le- äh nächstes Jahr äh auf jeden Fall wieder die Staffel laufen«. Und ähm ähm n ehemaliger Handballkollege von mir, der hat sich auch angemeldet, unabhängig von mir und dann habn wa gesagt »ey, hat er gesagt, ey, du willscht doch net ernschhaft die Staffel dieses Jahr laufen, wenn, dann laufen wa zusammen die komplette Strecke«. Und dann hab ich überlegt »pff, ob ich jetzt einundzwanzig laufe oder zweimal einundzwanzig, pff, eigentlich isches egal, ähhm irgendwie wird es schon hinhauen.« Bin da auch bisschen leichtgläubig bei der Anmeldung gewesen und hab dann gesagt »okay, komm, ganz oder gar net, ähhm, du willscht's mal wieder machen«, Frankfurt isch wirklich n top Marathon, hat keine Berge in dem Sinne wie jetzt in München oder sonscht wo und äh ischt ne schöne Strecke, am Main entlang. Lasse-ahh, »ich meld mich jetzt net für de- den Team an oder für die a- für den Halb-marathon, wenn, dann mache ich des voll aufs Ganze« und äh hab dann gesagt »okay«. Und bei der Anmeldung kam dann eben diese Manager-Wertung, und ich musste mich dann erschtmal schlau machen, was jetzt eigentlich diese Manager-Wertung bedeutet. Und ähm hab dann festgestellt, okay, isch einfach n Vergleich ähhh zwischen verschiedenen Führungspositionen und hab dann gesagt »okay komm, machen ma noch mit« äh und habn dann halt das volle Programm angeklickt, mit I-Love-Shirt und Pipapo allem Pipapo

Wir brauchen das nicht mehr en détail zu interpretieren. Man sieht zunächst, dass der Interviewer eine Nachfrage stellt. Diese bezieht sich auf die Teilnahme Herrn Gerkens in der M-M-W (»das«), nach der zuvor schon gefragt wurde, was Herr Gerken jedoch recht knapp und redundant beantwortete, indem er schlichtweg sagte, dass dies eine »ganz spontane Sache« war und er sich in dieser Wertung auf der Internetseite des Frankfurt-Marathons angemeldet habe. Die Nachfrage des In-

terviewers zielt also darauf ab, mehr über den genauen Hergang der Anmeldung zu erfahren und damit verbunden auch darüber, was die »ganz spontane« Anmeldung tatsächlich motiviert haben könnte. In Herrn Gerkens Antwort wird sodann zunächst deutlich, dass die Marathonteilnahme erneut eher fremdmotiviert war. Erst »sollte« er, wiederum auf die Agitation von Freunden hin, für »einen Kollegen krankheitsbedingt« für eine Marathonstaffel »einspringen«.³³ Da ihm dies aufgrund beruflicher Verpflichtungen jedoch nicht möglich war, hatte er sich vorgenommen (»da hab ich gesagt«), im darauffolgenden Jahr an der Staffel teilzunehmen. Interessant ist, dass er dies nun so darstellt, als sei es von vornherein sein Bestreben gewesen, die Marathonstaffel zu laufen (»net ganz gereicht«), was objektiv nicht der Fall zu sein scheint, wenn er doch nur »krankheitsbedingt einspringen [sollte]«. Er versucht es also als etwas Selbstbestimmtes darzustellen, aber es gelingt ihm nicht. Das setzt sich dann auch in der Entscheidung fort, statt der Staffel einen ganzen Marathon zu laufen. Denn abermals ist es nicht er selbst, sondern eine andere Person, die den entscheidenden Anstoß gibt (»ehemaliger Handballkollege«). Und wiederum versucht Herr Gerken sich als aktiven (Teil-)Part darzustellen, wenn er sagt: »und dann habn wa gesagt«, nur um sogleich zu korrigieren, dass die Agitation *nur* vom Handballkollegen ausging: »ey, hat er gesagt, ey, du willscht doch net ernschaft die Staffel dieses Jahr laufen, wenn dann laufen wa zusammen die komplette Strecke.« Unabhängig davon, ob der Handballkollege das tatsächlich auch so gesagt hat, bringt die Äußerung beinahe schon einen Befehlston zum Ausdruck; es wird kein Vorschlag unterbreitet, sondern eine Bedingung gestellt: »wenn dann laufen wa zusammen ...«. Jedenfalls ist es klar, dass Herr Gerken nur bedingt eine bewusste Entscheidung getroffen zu haben scheint, wenn es heißt: »Und dann hab ich überlegt »pff, ob ich jetzt einundzwanzig laufe oder zweimal einundzwanzig, pff, eigentlich isches egal, ähhm irgendwie wird es schon hinhauen«. Zum einen ist nun nicht mehr die ursprünglich anvisierte Marathonstaffel, sondern der Halbmarathon die Alternative zum Marathon. Zum anderen wird der Distanzunterschied zwischen Halb- und Ganzmarathon marginalisiert: »eigentlich isches egal«. Faktisch ist es natürlich nicht egal, denn es ist genau die doppelte Distanz und im Vergleich zur Staffel, wo die längste Strecke laut Herrn Gerken um die dreizehn Kilometer liegt, ist es mehr als drei Mal so viel. Dies ist nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund seiner Knieverletzung, aufgrund derer er eigentlich gar nicht so viel laufen sollte, unvernünftig; er geht ohne Not ein gesundheitliches Risiko ein und macht sich die Agitation des Handballkollegen gleichsam zu eigen: »wenn, dann mache ich des voll aufs Ganze und hab dann gesagt okay«. Zunächst wirkt auch diese Äußerung so, als hätte Herr

33 Auffällig ist hieran auch, dass das die Teilnahme an der Marathonstaffel wie etwas Berufsformiges behandelt wird, denn man kann bei Freizeitaktivitäten nicht »krankheitsbedingt einspringen«. Zudem impliziert »einspringen« auch, dass es für Herrn Gerken spontan auch problemlos möglich gewesen wäre.

Gerken sich aus eigenen Stücken zur Marathonteilnahme entschieden. Gleichwohl zeigt das konziderende »okay« an, dass es sich lediglich um eine Einwilligung handelt, welche sich nur auf die Aufforderung seitens des Handballkollegen beziehen kann.

Die Anmeldung in der M-M-W ist nun insofern interessant, als dass Herr Gerken während seiner Anmeldung zum Marathon zumindest darüber »gestolpert« ist; er hat nicht darüber hinweggesehen, sondern musste sich »erschtmal schlau machen« und dazu positionieren, was prinzipiell nicht erforderlich gewesen wäre; er hätte ja auch darüber hinwegsehen können. Entsprechend muss er etwas Interessantes daran entdeckt haben. Dabei hat er sich möglicherweise zunächst etwas anderes darunter vorstellt: »und hab dann festgestellt, okay, isch einfach n Vergleich ähhh zwischen verschiedenen Führungspositionen«. Instruktiv ist jedenfalls, dass er hier tatsächlich die Wettkampfdimension im Blick hat und die Formulierung »Vergleich zwischen verschiedenen Führungspositionen« wählt. Denn wörtlich genommen ist hiermit die sportliche Konkurrenz mit der beruflichen gleichgesetzt. Aber mehr noch: Mit der Rede von »verschiedenen Führungspositionen« hat er die vertikale Konkurrenz, die Hierarchie im Blick; so, als ginge es um die Konkurrenz zwischen unterem, mittlerem und oberem Management. Hier scheint insofern Herrn Gerkens Aufstiegs- bzw. Aspirationsmotiv auch eine Rolle zu spielen, worauf, wie wir im Rahmen der biographischen Konturierung gesehen haben, die Rede vom »Studium« ja auch schon verwies. Jedenfalls kann man sich gut vorstellen, dass ihn die Konkurrenz mit denjenigen, die in einer höheren Führungsposition als er tätig sind, gereizt hat. An dieser Stelle haben wird somit durchaus eine gewisse Strukturähnlichkeit in Bezug auf die Struktur der Verknüpfung von Arbeit und Freizeit, wie wir sie im vorigen Kapitel rekonstruiert haben. Es verwundert Herrn Gerken nicht etwa, dass es eine solche Wertung überhaupt gibt bzw. er interpretiert sie gleichsam von vornherein in terms dessen, was mit ihr objektiv unterstellt wird: Sport bzw. Freizeit und Arbeit fließen ineinander über, aber auch: Manager-Sein heißt Führungskraft-Sein.

Ansonsten jedoch scheint Herr Gerken der Wertung keine besondere Bedeutung beizumessen, wenn er sagt: »okay komm, machen wa noch mit«. Sie erscheint letztlich wie eine Nebensächlichkeit; es war kein »großes Ding«, so der Tenor. Dazu passt auch der Rest seiner Ausführungen: »und hab dann halt das volle Programm angeklickt, mit I-Love-Shirt und Pipapo, allem Pipapo«. Herr Gerken hat sich gleichsam etwas »gegönnt«, hat nicht gespart etc. Mit anderen Worten: Es drückt sich darin eine konsumistische Einstellung zum Marathon aus; Herr Gerken konsumiert den Marathon als ein Event, zu dem das ganze »Pipapo« eben dazu gehört, so wie wenn man im Restaurant Vor-, Haupt- und Nachspeise bestellt, im Kino Popcorn und Getränke oder bei einer Städtereise alle Sehenswürdigkeiten und Attraktionen abklappert, die man gesehen bzw. gemacht haben »muss«, sich klischeemäßige Souvenirs kauft und den Aufenthalt in einem überdurchschnittlich teuren Hotel sich genehmigt. Ja,

er wirkt wie ein typischer Tourist, ein Marathon-Tourist. Damit bekommt die Marathonteilnahme zugleich den Status von etwas Außeralltäglichem, von etwas, das man nicht ›alle Tage‹ macht, womit sich erneut reproduziert, dass das wettkampfförmige Marathonlaufen für Herrn Gerken nicht besonders identitätsbedeutsam ist und er offenbar nicht vorhatte, es als freizeitmäßig betriebene Wettkampfpraxis zu etwas Regelmäßigem werden zu lassen. Regelmäßig Marathonlaufende würden sich hingegen wohl eher nicht das »I-Love-Shirt« mit »allem Pipapo« kaufen, zumal Finisher*innen bei den meisten Marathonveranstaltungen ohnehin ein Finisher*innen-Shirt und immer eine Medaille bzw. ein Äquivalent bekommen.

Nicht zuletzt muss man sagen, dass dieses Sich-etwas-Gönnen vor dem Hintergrund, dass es dabei um die Anmeldung für einen *Marathon* geht und Herr Gerken damit eigentlich eine Leidensstrecke vor sich hat, freilich fast schon komisch wirkt, weil es damit zu etwas grundsätzlich Lustvollem wird, zu etwas, womit man sich eben ›mal etwas Gutes tut‹. Folglich reproduziert sich darin die masochistische Charakterdisposition: *Für ihn* ist die Teilnahme anscheinend mit Lustbefriedigung verbunden, was wiederum auch zum Rauschhaften, zur legalen Drogen, passt.

Wir wollen an dieser Stelle einen Punkt machen. Alles in allem läuft es doch darauf hinaus, dass Herr Gerken keine innere Bindung an die Wettkampfteilnahmen hat. Diese haben sich eher als Gelegenheitsstrukturen angeboten, zu denen er vermittelt über Bekannte mehr oder weniger gedrängt wurde. Woran er aber tatsächlich Gefallen gefunden zu haben scheint, war wohl die damit eröffnete Möglichkeit, sich noch stärker an die Substanz zu gehen und sich zu verausgaben. Was für ihn im Vordergrund stand, war entsprechend das Rauschhafte, das er in der Selbstkasteierung erlebte. Im Folgenden wollen wir uns noch in aller Kürze eine Stelle anschauen, die die indirekte Verbindung beleuchtet, die zwischen der Lauf- und Berufspraxis Herrn Gerkens besteht und wo auch deutlich wird, welche konkrete Funktion das Laufen für ihn als Kompensationsmedium hat.

d) (Marathon-)Laufen und berufliche Praxis

Es dürfte bereits auf der Hand liegen, dass Herrn Gerkens Lauf- und Sportpraxis auf der Ebene seiner Motivationsstruktur nicht im direkten Sinne mit seiner beruflichen Praxis verflochten ist. Das zentrale Movens in seinem Fall ist eine grundsätzlich sadomasochistische Charakterstruktur mit einer Dominanz der masochistischen Seite. Es könnte gleichwohl sein, dass es indirekte Bezüge gibt, so wie es bei ihm indirekte Bezüge zwischen Laufen und anderen Handlungsbereichen auch gibt, indem das Laufen ihm eine Kompensationsmöglichkeit für das Ausleben seines masochistischen Triebes eröffnet und als solche immer genau dann relevant wird, wenn Herrn Gerken Letzteres in anderen Handlungsbereichen nicht ohne weiteres mehr möglich ist. So merkte er in seiner Jugend, dass wenn er ›raus in die Natur‹ geht, er sich der ›Enge‹ der Sporthalle entziehen und mehr laufen kann, als

es im Rahmen des Handballtrainings eigentlich nötig wäre (»selber nimmer ausgereicht«); dies behielt er dann auch in seiner Schul- und Ausbildungszeit bei und lief »in der freien Natur«, um das körperliche ›Stillgestellt-Sein‹ zu kompensieren. *Das Laufen ermöglicht es ihm kurzgesagt, die masochistische Phantasie von Objektfreiheit aufrechtzuerhalten und sich gleichzeitig sozusagen selbstbestimmt an die Substanz zu gehen.* Und wie wir sogleich sehen werden, setzt sich diese Struktur auch im Berufsleben fort. Im folgenden Interviewausschnitt berichtet Herr Gerken von seinem Wechsel und dessen Hintergründen zu seinem zum Interviewzeitpunkt aktuellen Arbeitgeber.

P. Gerken: Also ich komm ähm ich bin ja bei der Firma XY jetzt seit anderthalb Jahren und ähm es ist so, dass die- ich war vorher bei nem Servicedienstleister in äh in der äh äh (nennt Branche) tätig, ähh da hatte ich n Arbeitstag, der hat morgens um vier angefangen und hat abends um dreiundzwanzig Uhr aufgehört. Also ich hatte äh, war dann zwischen vierzehn und achtzehn Stunden am Tag unterwegs, war viel im Auto unterwegs, bin dann auch teilweise morgens um vier (.) sechshundert Kilometer zum Kunden gefahren, hab dann dort n Gerät repariert, bin dann mittags zum nächschten Kunden dreihundert Kilometer entfernt weitergefahren und hab dann dort das Gerät repariert, bin dann- bin aber dann an dem Tag auch wieder Heim gefahren. Das heißtt, wenn's wenig waren, waren's sechshundert Kilometer am Tag, wenn's viel waren's zwölfhundert //mhm//. Und irgendwann kommt man an den Punkt, wo der Körper einfach sagt, so, Kollege, da hilft Ihnen dann auch die vierzig-sechzig-Regel nichts mehr ähh, da sagt dann der Körper jetzt isch fertig und äh (.) der Punkt kam und dann war für mich das Naheliegende, entweder ähm ich gehe zu meinem Chef, was ich getan hab, und mein Chef hat mir klipp und klar gesagt, »Herr Gerken äh da wird sich nichts ändern, des bleibt so« //mhm//. Und dann hab ich gesagt, »gut okay, dann muss ich die Reißleine ziehen, weil äh ich will meinen fufzigschten Geburtstag will ich noch erleben. Und ähhm (.) möchte meine Kinder noch aufwachsen sehen« (...) Ja und dann hat sich eben die Stelle hier angeboten und ähhm, für mich waren die erschten drei, vier Monate schon hart //mhm//, weil man isch wirklich in diesem hundertsiebzig Prozent Fordern isch man drin (.), aber dass es auch Unternehmen gibt, wo es heißt nach zehn Stunden »Herr Gerken es reicht« (.). Des war n Lernprozess, der wirklich gedauert hat //mhm//. Weil wenn Sie konschtant zweihundert fahren, gibt's zwei Möglichkeiten, wie Sie Ihr Fahrzeug runterkriegen. Sie bremsen langsam ab, des isch dieser Lernprozess, was ich meine, oder Sie fahren das Ding mit zweihundert gegen die Mauer //mhm//. Dann steht das Ding auch, aber dann haben Sie n Totalschaden //hm//, und ähm, das war halt der Punkt, wo ich gesagt hab, »okay, ich muss hier, muss mich dran gewöhnen«. Es hat lang gedauert, weil, ich hab dann teilweise zu Hause bis nachts um elf noch die E-Mails beantwortet und da hat mein Chef gesagt (.) »Herr Gerken, es gibt jetzt zwei Möglichkeiten, entweder Sie halten sich an die Arbeitszeiten //mhm// oder wir stöpseln Sie ab (.) wir stöpseln Sie dann konsequent, wenn Sie abstechen, ab-

stempeln, dann isch aber auch Ihr Internetzugang, also Ihr E-Mail-Postfach in der Zeit gesperrt« //mhm//. Dann hab ich gedacht huh puh he he sss äh »was mach ich denn jetzt mit meiner vielen Freizeit?« //okay//. Und des war dann der Punkt, wo ich dann wieder äh angefangen hab, bewusst die Zeit zu nutzen für Family, Sport, Freunde //mhm//, Laufen und von daher äh bin ich ganz zufrieden

Diese Interviewpassage bringt nochmal deutlich die masochistische Disposition Herrn Gerkens zum Ausdruck. Er beginnt damit, die Arbeitsbedingungen bei seinem früheren Arbeitgeber zu schildern. Dort habe er einen Arbeitstag gehabt, »der hat morgens um vier angefangen und hat abends um dreiundzwanzig Uhr aufgehört«. Was sich zunächst als eine Übertreibung liest, von welcher man denken könnte, dass sie sozusagen dramaturgisch eingesetzt wird, um die Unhaltbarkeit der Arbeitsbedingungen deutlich zu machen, scheint sodann tatsächlich nicht allzu übertrieben, wenn Herr Gerken ausführt, dass er »zwischen vierzehn und achtzehn Stunden am Tag unterwegs« gewesen sei. Das freilich ist extrem viel, eine 70- bis 90-Stunden-Woche. Nimmt man das wörtlich, so muss sein Leben nur aus Arbeiten und Schlafen bestanden haben, wobei selbst für den Schlaf nicht sonderlich viel übrig geblieben sein dürfte. Man kann sich vorstellen, dass etwa Regierungschef*innen oder Konzernvorstände solche Arbeitszeiten haben. Herr Gerken hingegen war *slediglich* als Servicetechniker angestellt. Wir wissen nun einerseits schon, dass der Interviewee einen gewissen Hang zum Übertreiben hat, der mit seiner Persönlichkeitsstruktur zusammenhängt; andererseits gibt seine Darstellung aber auch keinen Anlass dazu, ihm nicht zu glauben. Denn die von ihm genannten Zeiten – von 4 bis 23 Uhr und zwischen 14 und 18 Stunden – stimmen relativ gut überein, und auch die Kilometerangaben sind mit diesen durchaus kompatibel. Letztlich wissen wir es aber natürlich nicht, wie es genau war. Er stellt es jedenfalls so dar, als hätte er in der Zeit nichts außer Arbeiten und Schlafen gemacht. Ja, von dieser Darstellung aus zu urteilen, kommt seine damalige Tätigkeit im Grunde so ziemlich dem nahe, was man in Anlehnung an seine eigene Formulierung tatsächlich als »Runterreißen« bezeichnen könnte.

Indes ist nicht erkennbar, dass Herr Gerken dies sozusagen nur widerwillig über sich ergehen ließ. So hätte er bei weiten Strecken zum Beispiel ja auch in einem Hotel übernachten können, anstatt nach Hause zu fahren. Und sicherlich hätte er die Notwendigkeit dessen mit den geltenden Arbeitszeitregelungen gegenüber seinem Arbeitgeber gut begründen oder sich im Falle einer Abweisung an gewerkschaftliche Vertreter*innen oder Anwältinnen und Anwälte wenden können. Der Punkt ist also: es hätte Möglichkeiten des Widerstandes gegeben, wenn der Widerstand gewollt worden wäre. Herr Gerken allerdings hat anscheinend erst dann etwas unternommen, als er mit seiner Substanz bereits am Ende war und schlichtweg nicht mehr weitermachen konnte: »Und irgendwann kommt man an den Punkt, wo der Körper einfach sagt, so, Kollege [...] jetzt isch fertig und äh (.) der Punkt kam«. Im Grunde

schildert er also einen Zusammenbruch. Handlungsauslösend war damit nicht eine Einsicht, dass es so nicht mehr weitergehen kann respektive die Arbeitsbedingungen unhaltbar sind und verändert werden müssen, sondern es war der ›Sturz‹ in eine Krise, die ihn zum Handeln *zwang*. Das heißt im Umkehrschluss: Wäre es körperlich noch gegangen, dann hätte Herr Gerken wohl so weitergemacht; anscheinend hatte er weniger ein Problem mit seinen Arbeitsbedingungen als vielmehr mit seinem Körper.

Dazu passt auch gut, dass, wie Herr Gerken an späterer Stelle auf Nachfrage des Interviewers noch schildert, er in jener Zeit seine Mittagspausen »dann mal« auch dazu »genutzt« habe, »ne Stunde laufen zu gehen«. Er »war dann irgendwo aufm Rastplatz an ner Raststätte duschen« und »hatte immer [...] Ersatzkleidung im Auto«. Anstatt sich zu erholen, hat der Interviewee sich mit dem Laufen folglich sogar noch mehr verausgabt, was entsprechend zum Zusammenbruch beigetragen haben dürfte. Zwar deutet das »dann mal« an, dass er es nicht regelmäßig gemacht hat; die behauptete Tatsache, dass er »immer [...] Ersatzkleidung im Auto« hatte, unterstellt gleichwohl, dass er diese Option zumindest *immer* im Blick hatte.

Es drückt sich also durch, dass der Exzess in Sport und Arbeit sozusagen auch von Herrn Gerken aktiv verfolgt wurde; es waren nicht einfach nur die Arbeitsbedingungen, die ihn an seine Grenzen brachten und denen er sich ansonsten zu widersetzen versucht hat, sondern er war bzw. ist selbst bereit, sich die damit verbundenen Strapazen zuzufügen. Dass er schließlich die »Reißleine ziehen« musste, suggeriert dabei, dass er sozusagen die eigentliche Krise durch einen autonomen Akt noch abwenden konnte. Dabei wissen wir aber schon, dass es gleichsam bereits zu spät gewesen sein muss, denn der Zusammenbruch hatte sich der Erzählung nach ja bereits ereignet. Herr Gerken scheint also lediglich zu versuchen, sein Gesicht zu wahren und sich so darzustellen, als wäre er immer noch voll handlungsfähig gewesen. Gleichwohl liegt von seiner Erzählstruktur her das Gegenteil näher. Denn Herr Gerken sagt nicht etwa, dass er genug davon gehabt habe, sich für jemand anderes aufzureiben bzw. ausgebeutet zu werden. Er meldet sich auch nicht krank. Und es scheint auch nicht so gewesen zu sein, dass er sich gegen seinen »Chef« konsequent zur Wehr gesetzt hatte. Die Formulierung »ich geh zu meinem Chef« mutet eher wie eine Bittstellung an und »klipp und klar gesagt« heißt: es gab keine Diskussion. Herr Gerken musste es hinnehmen. Dabei hätte er als jemand, der unter Beweis gestellt hatte, dass er bereit ist, sich für seinen Chef aufzureiben, sicherlich eine gute Verhandlungsposition gehabt. Er sagt dann auch nicht explizit, dass er gekündigt habe, was man als Konsequenz aus »Reißleine ziehen« eigentlich erwartet hätte. Und das »Ja und dann hat sich die Stelle hier angeboten« zeugt nicht davon, dass Herr Gerken sich mit Nachdruck um einen neuen Arbeitsplatz bemüht hat. Es wirkt eher wie eine Gelegenheit, die ihm gerade recht kam, um die er sich aber nicht selbst bemüht hatte. Hätte sich die Stelle nicht angeboten, dann hätte er im Umkehrschluss vielleicht doch noch weiterzumachen versucht.

Und schließlich wird deutlich, dass Herr Gerken selbst nach dem Arbeitsplatzwechsel sich weiterhin an die Substanz ging: »und ähhm, für mich waren die erschten drei, vier Monate schon hart //mhmm//, weil man isch wirklich in diesem hundertsiebzig Prozent Fordern isch man drin (.), aber dass es auch Unternehmen gibt, wo es heißt nach zehn Stunden »Herr Gerken es reicht« (.). des war n Lernprozess«. Man sieht: Es war also ein Problem für ihn gleichsam abzubremsen und weniger zu arbeiten. Das verwundert natürlich. Denn von seiner manifesten Argumentation her würde man doch erwarten, dass er mit der neuen Stelle nun genau das bekommen hat, was er wollte: bessere Arbeitsbedingungen. Er müsste also eigentlich so etwas sagen wie: »das war das Beste, was mir passieren konnte«. Hingegen scheinen die verbesserten Arbeitsbedingungen, speziell die reduzierten Arbeitszeiten, für ihn ein Problem (gewesen) zu sein. Denn auch »zehn Stunden« sind ja ziemlich viel, auf jeden Fall überdurchschnittlich. Für Herrn Gerken hingegen ist es wenig, beinahe ein ›Klacks‹. Folglich wird deutlich, dass das eigentliche ›Problem‹ seine Charakterstruktur und die darauf aufbauende Bewährungsfigur ist: Bisher hatte sich Herr Gerken offenbar vor allem dadurch bewährt, dass er bereit war, sich aufzureiben und sich an die Substanz zu gehen. Bei seinem neuen Arbeitgeber wurde dies allerdings nicht mehr anerkannt, was Herrn Gerken wiederum in eine Bewährungskrise stürzte, was er beschönigend als »Lernprozess« bezeichnet. Tatsächlich dürfte es wohl ›dramatischer‹ gewesen sein, wenn er diesen ›Lernprozesses‹ bildhaft mit »oder Sie fahren das Ding mit zweihundert gegen die Mauer [.], aber dann haben Sie einen Totalschaden« beschreibt. Auch schildert Herr Gerken, dass er »dann teilweise zu Hause bis nachts um elf noch die E-Mails beantwortet« habe, bis zu dem Punkt, wo wiederum nicht etwa er selbst, sondern sein Vorgesetzter den ausschlaggebenden Impuls zur Veränderung gab: »und da hat mein Chef gesagt (.) ›Herr Gerken, es gibt jetzt zwei Möglichkeiten, entweder Sie halten sich an die Arbeitszeiten //mhmm// oder wir stöpseln Sie ab‹«. In der Formulierung »Dann hab ich gedacht huh puh he he sss äh was mach ich denn jetzt mit meiner vielen Freizeit?« kommt dann schließlich der »Totalschaden«, mit anderen Worten: die Bewährungskrise, deutlich zum Ausdruck: Herrn Gerkens Bereitschaft ›runterzureißen‹ war nicht erwünscht, was für ihn in gewisser Weise eine Kränkung bedeutet haben muss, sofern es genau das zu sein scheint, was seinen Identitätskern bildet – wir erinnern uns: Herr Gerken ist derjenige, den man nicht kaputt kriegt. Dass er indes von seiner »vielen Freizeit« spricht, die er gemäß seiner Darstellung dazu gewonnen habe, wirkt dabei schon fast komisch, sofern er ja immerhin noch um die zehn Stunden am Tag gearbeitet haben muss, wenn man jedenfalls seine Angaben wörtlich nimmt. Von der »vielen Freizeit« würde man hingegen schon eher sprechen, wenn man etwa nur noch halbe Tage arbeitet.

Entscheidend ist jedenfalls, dass jener »Totalschaden« letztlich wohl der ausschlaggebende Punkt dafür war, dass Herrn sich unter anderem auch stärker dem Laufen zugewandt hat: »Und des war dann der Punkt, wo ich dann wieder äh ange-

fangen hab, bewusst die Zeit zu nutzen für Family, Sport, Freunde //mhm//, Laufen und von daher äh bin ich ganz zufrieden«. Weil er sich also auf der Arbeit nicht mehr so verausgaben konnte, dass sein masochistischer Trieb gestillt würde, begann er offensichtlich, dies in der Freizeit zu kompensieren. Interessant ist dabei auch die Formulierung »bewusst die Zeit zu nutzen«. Denn dies unterstellt weiterhin einen instrumentell-optimierenden Zugriff: Herr Gerken sagt ja nicht: »und dann habe ich angefangen mehr Zeit mit Family und Freunden zu verbringen und mehr Sport zu treiben«. Entscheidend ist, dass die Zeit effizient genutzt wird. Vor dem Hintergrund dessen, dass er gemäß seiner Darstellung körperlich am Ende war, hätte man stattdessen eher erwartet, dass er seine neu gewonnene Freizeit nunmehr zunächst schlachtweg der Erholung verschreibt oder sich ein kontemplatives Hobby sucht. Das »bewusst« verstärkt das Instrumentelle sodann auch nochmal. Denn im Umkehrschluss muss er seine Zeit vorher eben unbewusst genutzt haben. Das heißt: Nun plant er sie durch, und damit plant er auch seine Selbstausbeutung im Sport durch und muss nicht mehr gleichsam wie aus dem Affekt auf einer Raststätte anhalten, um laufen zu gehen. Dabei wäre es eigentlich logischer gewesen, sie vorher zu planen, als er noch vergleichsweise wenig Freizeit hatte und nun, wo er mehr davon hat, sich eher ›treiben‹ zu lassen. Genau das kommt für Herrn Gerken aber offenbar nicht infrage. Und letztlich verwundert es auch nicht, dass er ausgerechnet in dieser Umbruchzeit sich wieder stärker dem Laufen zugewandt und am Ende erneut für einen Marathonwettkampf angemeldet hat.

Wir wollen die Interpretation nun beschließen. Es sollte deutlich geworden sein, dass es im Falle Herrn Gerkens nicht seine Berufspraxis ist, aus welcher sich die Kernmotivation für seine Laufpraxis sich speist. Vielmehr sind es seine sadomasochistische charakterliche Disposition und die damit verbundene spezifische Bewährungsfigur, die ihn antreiben. Die Beziehung zwischen Laufen und Beruf ist daher nur gleichsam indirekter Natur, sofern das Laufen dazu dient, die Unmöglichkeit des Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehens im Beruflichen in der Freizeit zu kompensieren. Entsprechend ist das Laufen für Herrn Gerken auch eher ein Mittel zum Zweck, das weder gesundheitlichen noch mit seinem Handballengagement verbundenen trainingsspezifischen Aspekten, sondern lediglich der Befriedigung seiner sadomasochistischen Triebstruktur dient. Er hat ansonsten keine innere Bindung an das Laufen bzw. Marathonlaufen als solches, ebenso wenig an die damit verbundenen Wettkampfteilnahmen.

e) Idealtypische Verdichtung

Wir brauchen die Analyse an dieser Stelle nicht gesondert zusammenzufassen, da die Fallstruktur bereits in der Analyse ja sukzessive entfaltet und zwischenresümiert wurde. Stattdessen soll es nun um eine idealtypische Verdichtung der rekonstruierten Struktur gehen. Auch diesbezüglich sind im Laufe der Rekonstruktion zum Teil

schon entsprechende Operationen durchgeführt worden, sodass nun vor allem eine Schärfung der Kontur des rekonstruierten Typus vorgenommen werden soll. Zudem gilt es noch genauer zu bestimmen, in welchem Verhältnis die rekonstruierte Motivations- und Bewährungsstruktur zu den arbeitsweltlichen Strukturen steht, in denen Herr Gerken zum Zeitpunkt des Interviews agiert bzw. agiert hat.

Es ist ziemlich deutlich geworden, dass das entscheidende bzw. dominante Motivationsmoment im Falle Herrn Gerkens auf der Ebene der Persönlichkeitsstruktur liegt. Es ist seine sadomasochistische Charakterstruktur, die ihn letztlich zum und beim Laufen bzw. Marathonlaufen antreibt. Und dieser Charakterstruktur korrespondiert eine besondere Bewährungsfigur, der zufolge Herr Gerken sich als jemand selbstcharismatisiert, »den man nicht kaputt kriegt«. Das Eigentümliche dieser Bewährungsfigur besteht dabei darin, dass sie relativ entkoppelt ist vom Ziel bzw. Erfolg der konkreten Handlungen und damit eine gewisse Selbstreferentialität aufweist. Wie in der Analyse in Bezug auf das Handballspielen gesagt: Runterreißen lassen sich auch Spiele, die man verliert. Es ist ziemlich klar, dass Herr Gerken sowohl von seiner Haltung her als auch in seinem faktischen Leben einen Hang zum ›Überengagement‹ hat, der sich gleichsam durchdrückt und ihn immer wieder übers Ziel hinausschießen lässt. Entscheidend ist eine sozusagen unbedingte Härte gegen sich selbst und nicht eine wohldosierte Disziplinierung im Hinblick auf die Erreichung eines lebenspraktischen Ziels, wie dies für die protestantische Leistungsethik etwa konstitutiv ist. Für die innerweltliche Askese, so Weber (2000[1904/05]), ist wesentlich, dass sie eben keineswegs mit »planloser Weltflucht und virtuosenhafter Selbstquälerei« (ebd.: 78) gleichzusetzen ist. Es geht um eine Askese *in der Welt*, die wiederum der Bewährung *in der Welt* dient: »Nicht Kasteierung will sie dem Besitzenden aufzwingen«, so Weber an anderer Stelle, »sondern Gebrauch seines Besitzes für notwendige und praktisch nützliche Dinge« (ebd.: 145–146, Hervh. i.O.). Und auch für die, wenn man so will, säkularen Ableger der protestantischen Ethik, ja hier umso mehr, ist der Leistungsaufwand eng an das Leistungsergebnis gekoppelt und nicht Selbstzweck – jedenfalls ist dies für die fordertisch-tayloristische Leistungsvorstellung charakteristisch, die ja gerade die Normalleistung würdigt (vgl. Voswinkel 2002); hingegen entkoppeln sich bei der postfordistischen Leistungsvorstellung Leistungsaufwand und -ergebnis wieder, allerdings mit einer Tendenz zur Ergebnisseite hin, sodass es sein kann, dass Erfolge erzielt werden, denen nur keine oder nur eine minimale Anstrengung zugrunde liegt (vgl. Voswinkel/Kocyba 2008³⁴; Neckel 2008). Herr Gerken hingegen repräsentiert

34 Voswinkel und Kocyba (2008) gehen davon aus, dass Leistung immer eine Aufwands- und eine Ergebnisseite hat. Auf der Aufwandsseite unterscheiden sie dann zwischen eingebrauchten Ressourcen und dem geleisteten Einsatz, auf der Ergebnisseite hingegen zwischen einer sachlichen, sozialen und ökonomischen Dimension (vgl. ebd.: 23).

tiert eine *Leistungsethik des Erleidens*, die selbstzweckhaft und damit im Vergleich zur reinen Erfolgsethik gewissermaßen den anderen Extrempol darstellt.

Gleichwohl bedeutet diese Selbstzweckhaftigkeit keineswegs, dass sie losgelöst vom Anerkennungsbezug ist, auch wenn die primäre Anerkennungsinstanz in seinem Fall Gerkens sadistisches Über-Ich darstellt. Dafür spricht zum einen sein Hang zur Selbstdarstellung in Bezug auf seine Leidensfähigkeit (»da bin ich recht ähh schmerzunempfindlich«) sowie in Bezug auf seine grundsätzliche Sportlichkeit (»ich spiel ja noch äh aktiv Handball äh seit ich drei Jahre alt bin«). Zum anderen spricht dafür aber auch die explizite Erwähnung seines Trainers, der die Genese seiner Bewährungsfigur wohl maßgeblich befördert zu haben scheint. Letztlich jedoch muss man sagen, dass eine gewisse Leerläufigkeit der Bewährungsfigur Herrn Gerken überwiegt. Mit den längeren Laufstrecken hatte er begonnen, weil es ihm eben »selber nimmer ausgereicht« hat; und seine Läufe in der Mittagspause hat auch keiner mitgekriegt. Ebenso hat er sich in seinem Arbeitsleben aufgerieben, ohne dass dies entweder von seinem ehemaligen oder zum Interviewzeitpunkt aktuellen Arbeitgeber besonders gewürdigt wurde. Im Gegenteil: Im Grunde hat sich der eine wie der andere eher geweigert, dies zu tun, wenn auch auf je unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichen Konsequenzen.

Damit verbunden ließ sich am Material feststellen, dass das Laufen bzw. Marathonlaufen im Falle Herrn Gerkens tatsächlich eine Autonomie-Bewährungs-Problematik bearbeitet, indem es ihm eine Kompensationsmöglichkeit bietet, seine sadomasochistische Bewährungsfigur gleichsam auszuleben. In der Interviewanalyse konnte entsprechend gut nachgezeichnet werden, dass die das Laufen auslösenden Krisen lebensgeschichtlich dann ausbrachen und Herrn Gerken zur Kompensation drängten, als es ihm sozusagen unmöglich wurde, seine sadomasochistische Bewährungsfigur in den zum jeweiligen Zeitpunkt bewährungsrelevanten Handlungskontexten (Handball, Schule, Studium) zu realisieren. Es erscheint vor diesem Hintergrund nicht zufällig, dass er mit nur 19 Jahren schon seinen ersten Marathon gelaufen ist: Schule und Studium boten ihm eben keine Möglichkeit, sich umfassend an die Substanz zu gehen, und das Laufen erwies sich hier einmal mehr als eine geeignete Kompensationslösung, so wie er sie im Kontext seines Handballengagements bereits kennengelernt hatte, als es ihm »irgendwann selber nimmer ausgereicht« hat. Auf der subjektiven Ebene hingegen deutet er dies lediglich mit dem Schlagwort vom »Ausgleich«, das die Problemkonstellation aber insofern gleichsam in sich trägt, als es gut zum kompensativen Mechanismus passt, nur dass ihm selbst weder die spezifische sadomasochistische Ausformung, die dieser Mechanismus in seinem Fall angenommen hat, noch die darauf bezogene Problemkonstellation klar vor Augen stehen. Eine gewisse Ahnung oder Intuition scheint er gleichwohl zu verspüren, sofern in der Rede von der »legalen Drogen« durchaus eine ambivalente Haltung zur eigenen Praxis anklingt. Insofern erklärt sich auch, warum weder das Laufen noch der Marathonwettkampf für Herrn Gerken letztlich von besonderer Be-

deutung sind: Solange er sich genügend in anderen Handlungskontexten verausgaben kann, benötigt er das Laufen prinzipiell nicht; und wenn er Kompensationsbedarf hat, dann muss es nicht zwingend ein wettkampfförmiger sein, weil entscheidend allein die Verausgabung ist, und diese lässt sich auch rein privat erzielen. Jedenfalls ist in der Analyse ziemlich klar geworden, dass es nicht der Marathonlauf als Wettkampf war, der Herrn Gerken reizte, sondern die besondere Streckenlänge und damit die Möglichkeit, sich länger und intensiver verausgaben zu können. Von daher lässt sich in Herrn Gerkens Fall letztlich tatsächlich von einer *regressiven* Bewährungsfigur sprechen, deren sadomasochistischer Kern in sich entautonomisierend, weil letztlich auf Selbstaufgabe zielend und vom Leistungsergebnis und einer Bewährung im Kontext der Lösung echter Aufgaben eben relativ entkoppelt ist. Das Autonome ist, drastisch formuliert, auf die Auslöschung echter Autonomie reduziert ist – sowohl das eigene Ich (masochistische Komponente) als auch das Ich von anderen betreffend (sadistische Komponente). Eine wirklich autonome Lösung der Bewährungsproblematik bestünde hingegen darin, sich mit der sadomasochistischen Charakterstruktur auseinanderzusetzen und diese gleichsam auf Distanz zu bringen, sich vom sadistischen Über-Ich zu lösen.

Mit dem Eintritt ins Arbeitsleben hatte sich der Bewährungskontext für Herrn Gerken dann verändert. Und solange er dort die Möglichkeit hatte, sich an die Substanz zu gehen, war auch der Kompensationsbedarf geringer, auch wenn er auf das Laufen dann trotzdem nicht vollständig verzichten konnte und noch in der Mittagspause gelaufen ist. Darin zeigt sich auch gleichsam die volle Antriebskraft seiner masochistischen Motivationsstruktur bzw. Bewährungsfigur: Es muss wirklich an die Substanz gehen. Des Weiteren zeigt sich daran aber auch, dass es nicht etwa nur die spezifischen beruflichen Anforderungen waren, aufgrund derer Herrn Gerken sich aufgerieben hatte. Zwar sagt er, dass sein ehemaliger Vorgesetzter, nachdem er mit diesem ein Gespräch gesucht hatte, ihm deutlich gemacht habe, dass »sich nichts ändern« werde; gleichwohl ist es eindeutig, dass Herr Gerken auch von sich aus schon mehr gemacht hat, als er eigentlich gemusst hätte; das Mindeste wäre dabei gewesen, auf das Laufen in der Mittagszeit zu verzichten und auf die Einhaltung der gesetzlichen Arbeitszeitregelungen seitens seines Arbeitgebers zu pochen, wenn auch wir am Ende nicht genau wissen, ob oder inwieweit letzterer es förderte, dass Herr Gerken so viel arbeitet. Jedenfalls zeigt Herrn Gerkens deutlich überengagierter Start bei seinem neuen Arbeitgeber, dass es definitiv auch einen *inneren* Antriebsdruck gab, der ihn »bis nachts um elf noch die E-Mails« beantworten ließ. Und während er dies auf äußeren Druck hin zurückgefahren zu haben scheint, hat sich kehrseitig sein Kompensationsbedarf erhöht: So geht er, bevor er seinen zwölfstündigen Arbeitstag (Fahrtzeit inklusive) antritt, »teilweise morgens zwischen drei Uhr fünfzig und sechs Uhr laufen« oder aber nach der Arbeit »abends zwischen neun und elf«. Im Grunde kann man sagen, dass sich also im Vergleich zur Tätigkeit bei seinem ehemaligen Arbeitgeber nicht viel verändert hat; sein Leben scheint auch

weiterhin im Wesentlichen aus Arbeiten und Schlafen zu bestehen, nur dass er die Zeit, in der er sich nicht auf der Arbeit bzw. bei der Verrichtung arbeitsbezogener Tätigkeiten verausgaben kann, nun ins Laufen und die Verausgabung auf diesem Gebiet investiert. Man sieht aber auch an anderen Stellen im Interview, an denen er seinen übermäßigen Arbeitseinsatz als Folge äußerer Bedingungen bzw. ihn als eine sich aus den spezifischen Anforderungen seiner Arbeit ergebende Notwendigkeit darzustellen versucht, dass es letztlich nicht primär diese Bedingungen sind, sondern er selbst, der als eine Konsequenz seiner spezifischen Bewährungsfigur den Anspruch hat, schlichtweg allen Anforderungen umfassend gerecht zu werden. So etwa, wenn er ausführt:

P. Gerken: und des isch halt bei der Betreuung meiner Techniker international bisschen schwierig zu sagen, ich mach wirklich Samstag Sonntag das Handy aus, ich les' keine E-Mails, weil ich weiß dann genau ähm allein schon durch die Zeitverschiebung und alles, Australien mit zehn Stunden vor, Brasilien mit vier Stunden zurück ähhm das sind schon mal vierzehn Stunden, fünfzehn Stunden, die ich dann überbrücken muss //mhmm// ähm zusätzlich zu dem äh acht Stunden Arbeitstag, also normalerweise könnte ich vierundzwanzig Stunden sieben Tage die Woche arbeiten und äh könnte meine Techniker zufriedenstellen. <holt Luft> (.) Das mach ich vielleicht ähh n halbes Jahr n Jahr, dann ähm weiß ich, da kann mich dann mein Chef hier inner Horizontalen in ner Kischte raustragen, weil das isch //mhmm// ähh, das isch Raubbau, den Se dann am Körper betreiben und an sich selber, den den wollen Sie gar net, den kann keiner bezahlen

Dass er »normalerweise [...] vierundzwanzig Stunden sieben Tage die Woche arbeiten« könnte, bringt seine masochistische Bewährungsfigur gut zum Ausdruck. Denn genau das *muss* er eben nicht tun. Und er muss Samstag und Sonntag auch keine E-Mails lesen, gerade dann nicht, wenn doch sein Vorgesetzter ihm dies sogar ausdrücklich untersagt hat. Dieser Argumentationslogik folgend könnte im Grunde ja jeder Arbeitnehmer und jede Arbeitnehmerin, ja, könnten generell alle Arbeitenden sagen, dass sie 24/7 arbeiten, ihre Arbeit dann aber immer noch nicht vollständig bewältigen könnten. Denn es hört ja generell nie auf. Und genau deswegen gilt es das entsprechend auch zu akzeptieren und Grenzen zu ziehen. Herr Gerken jedoch kann es nicht. Zwar versucht er auch etwas in diese Richtung zu argumentieren, wenn er »Das mach ich vielleicht ähh n halbes Jahr n Jahr [...], da kann mich dann mein Chef hier inner Horizontalen in ner Kischte raustragen« sagt; gleichwohl kann er sich anscheinend, und das drückt sich schlichtweg durch, durchaus vorstellen, dies sogar »n halbes Jahr n Jahr« lang zu tun. Und mit dem Verweis auf den »Raubbau [...] am Körper« wird zwar ein Problematisierungsversuch unternommen, sodann jedoch mit »den wollen Sie gar net« zum Ausdruck gebracht, dass er dem gleichsam ausgeliefert ist: Dass er es nicht will, stellt er erst fest, während er

den Raubbau an sich bereits betreibt. Und der Verweis darauf, dass diesen Raubbau »keiner bezahlen« könne, der die Problematisierung ja eigentlich hätte steigern sollen, impliziert kehrseitig, dass es vielleicht doch ginge, wenn es bezahlt würde; anderenfalls hätte er so etwas sagen müssen wie, dass er das für »kein Geld der Welt« machen würde bzw. »kein Geld der Welt« das aufwiegen könnte, was er sich damit antun würde. Seine Charakterstruktur drückt sich also durch, und wir wissen, dass sie nicht nur bloß seine Deutungs- bzw. Reflexionspraxis beeinflusst, sondern tatsächlich auch handlungswirksam ist, auch wenn sie sich vielleicht nicht immer und überall gleichsam eins zu eins ins Handeln übersetzt. Letztlich scheint es aber eine enge Kopplung zwischen Persönlichkeitsstruktur, Bewährungsfigur und Lebenspraxis zu geben.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sagen, dass Herrn Gerkens Bewährungsfigur bzw. Charakterstruktur grundsätzlich gut zu subjektivierten und entgrenzten Arbeitsbedingungen passt. Diese sind zwar, wie gezeigt, nicht der primäre Auslöser seines Laufengagements, aber er ist gleichsam prädestiniert dafür, sich nahtlos in solche Strukturen einzufügen. Denn zum einen ist er jemand, der nicht aktiv ausgebaut zu werden braucht. Im Gegenteil: Anscheinend muss er von seinem Arbeitgeber sogar gebremst und gewissermaßen vor sich selbst geschützt werden. Zum anderen bringt er aber auch eine Disposition mit, andere auszubeuten (als Vorgesetzter); nicht zufällig scheint er ja auch Manager-Sein eng mit »Führung« zu verbinden, aber es scheint sich eben auch um eine Vorstellung zu handeln, die in seinem Arbeitsumfeld nicht als problematisch gilt, ansonsten würde er sie nicht wie selbstverständlich haben und vertreten können. Insofern gibt es hier eine Strukturhomologie zur Betonung von Führung im Kontext der M-M-W.

Ebenso verwundert es nicht, dass Herrn Gerkens Erzählung auch für subjektivierte Arbeitsverhältnisse typische Strukturen reproduziert. So scheint er grundsätzlich nicht zwischen Arbeit und Freizeit zu trennen; dass er Freizeit faktisch hat, fällt ihm gleichsam erst auf, als sein Arbeitgeber ihm androht, seine Mailadresse zu sperren, sollte er nach Feierabend weiter Mails beantworten. Insofern und vor dem Hintergrund seiner Bewährungsfigur kann man daher sagen, dass es auch nicht sonderlich verwundert, dass er sich letztlich in der M-M-W angemeldet hat. Denn auch in diesem Zusammenhang wurde, wie gezeigt, zum einen eine tendenzielle Nivellierung der Grenze zwischen Arbeit und Freizeit und zum anderen aber auch ein Manager-Typus unterstellt, der eben primär durch außergewöhnliche Durchhaltefähigkeiten sich auszeichnet. Des Weiteren findet sich auch eine Argumentationsstruktur, die auf Effizienzsteigerung in der Freizeit setzt und der Sache nach in Richtung dessen geht, was diejenigen, die diese Haltung haben, oftmals als »quality time« (Hochschild 2001) bezeichnen. So spricht Herr Gerken etwa von einer »Puzzle-Lösung«, die er zu finden versuche, um Laufen und Familie unter einen Hut zu bekommen, was im Endeffekt bedeutet, »Dinge konsequent zu planen« und »Dinge miteinander zu kombinieren«. Das heißt dann zum Beispiel konkret: Er läuft zum

Bäcker und nimmt die Hunde mit. Auch bringt er an einer anderen Stelle das Beispiel der Navy Seals, über die er eine Reportage gesehen habe, in welcher es hieß, dass »wenn dir dein Körper suggeriert, du bisch am Ende, dann hascht du grade mal vierzig Prozent deiner eigentlichen Leistungsfähigkeit des Körpers in Anspruch genommen«. Dieses »ich kann nicht mehr«, so Herr Gerken weiter, sei »einfach ne mentale Blockade [...], weil der Körper aus seiner Komfortzone net raus will«. Kurzum: Das Selbstoptimierungsvokabular beherrscht er sehr gut und es scheint sehr gut anschlussfähig an seine Bewährungsfigur. Dies eröffnet ihm auf der Seite der Begründungsverpflichtung auch die Möglichkeit, seine eigene Praxis zu legitimieren bzw. zu normalisieren. Es scheint daher doch so, dass seine Bewährungsfigur zwar eine deutliche Fallspezifik aufweist, zugleich mit dem Fokus aufs Durchhalten und Sich-Disziplinieren jedoch auch auf etwas Allgemeines rekuriert. Dafür spricht letztlich auch die Selbstverständlichkeit, mit der Herr Gerken die soeben thematisierten Ausführungen tätigt und eben generell auch sich nicht davor scheut, mit seinen selbstdisziplinarischen Fähigkeiten zu prahlen.³⁵ Letztlich passt ja auch das sehr gut zur im Kontext der M-M-W kolportierten Vorstellung, dass manageriale Praxis vor allem mit einer außergewöhnlichen Durchhaltefähigkeit zu tun habe; es scheint eine allgemeine Struktur zu sein, jedenfalls im Bereich des mittleren und oberen Managements.

Die sadomasochistische Komponente der Motivations- und Bewährungsstruktur Herrn Gerkens ist nun das entscheidende Element, was meiner Ansicht nach die Typik dieses Falles prägt. Es ist das Element, das am deutlichsten hervorsteht und angesichts dessen es auch gut vorstellbar ist, dass im Bereich des freizeitlichen Marathonlaufens weitere Varianten des damit verbundenen Typus existieren. Unter den Fällen, die ich bisher interpretiert habe, kommt dem vor allem ein Fall am nächsten, den ich bereits im Rahmen meiner Masterarbeit erhoben und analysiert habe und bei dessen Motivationsstruktur es sich im Kern um eine Suchtverlagerung vom Rauchen auf das Laufen, mithin um eine sekundäre Sportsucht handelte. Die Ähnlichkeit zu Herrn Gerkens Fall besteht darin, dass das Suchthandeln ebenfalls eine ziemlich exzessive Dynamik annimmt. So ist der betroffene Interviewte gleichsam »von Null auf Hundert« ins Laufen eingestiegen und es kam auch zum Kontrollverlust. Der entscheidende Unterschied zum Fall Herrn Gerkens scheint mir allerdings zu sein, dass die Suchtstruktur bzw. die Struktur der Suchtverlagerung auf der Ebene des Erzählens über den Laufbeginn selbst zum Ausdruck kam. So begann der Interviewee seine Ausführungen sogleich damit, dass er »ma

35 So heißt es an einer Stelle im Interview besonders deutlich: »wenn Sie sich dann noch nach zwölf Stunden noch aufraffen können einundzwanzig Kilometer zu laufen, abends zwischen neun und elf, dann sind Sie gut, weil Sie genau wissen, morgen früh um fünf, sechs geht der Wecker wieder rund, damit Sie wieder äh sich fertig machen für die Arbeit, damit Sie dann hier um acht für die Kunden wieder zur Verfügung stehen«.

früher ähm stark geraucht« habe, ohne gleichwohl weder direkt im Anschluss noch später im Interview explizit zu sagen, dass er *aufgehört* habe. Zudem zog sich das im »ma früher« anklingende Downsizing durch: »Mensch das Rauchen tut Dir gar nicht guut«. Mit anderen Worten: Es war eindeutig eine ›Strategie‹ der »Suchtcamouflierung« (Bette/Gugutzer 2012) nachweisbar. Im Falle Herrn Gerkens scheint es mir anders zu sein. Geht man, wie in der Analyse diskutiert, von Suchtmerkmalen aus, so weist seine Laufpraxis bzw. das, was man darüber anhand seiner Erzählung sagen kann, durchaus eine gewisse Suchtförmigkeit auf. Und auch die Rede von der »legalen Drogen« scheint in diese Richtung zu verweisen, weil sie rechtfertigend daherkommt. Gleichwohl lässt sich meines Erachtens auf der Ebene der Erzählung selbst nicht feststellen, dass ein Suchtmotiv das zentrale Movens hinter Herrn Gerkens Laufpraxis ist; im Vordergrund steht vielmehr von Beginn an die sadomasochistische Struktur. Ich würde nicht so weit gehen, es vollständig auszuschließen, aber es spricht meiner Ansicht nach mehr dafür, dass es sich nicht um eine genuine Suchtstruktur handelt. Es scheint vielmehr so, dass die Grenze zwischen masochistischem und süchtigem Verhalten bzw. einer »masochistische[n] Sucht« (Voigtel 2000) recht dünn ist; aber wenn es sich um Sucht handelt, dann muss es auf der Ebene des Erzählens über die jeweilige Suchtpraxis bereits eindeutig zum Ausdruck kommen, und das tut es im Falle Herrn Gerkens nicht. Mir scheint auch so, dass gerade die Rede von der »legalen Drogen« dafür spricht, dass es sich nicht um Sucht handelt, weil genuin Süchtige doch eher versuchen würden, das zu kaschieren oder, sofern sie sich die Sucht eingestanden hätten, dies deutlich auszusprechen. Es scheint eher für den masochistischen Rausch zu stehen.

Die Rede von der legalen Drogen erinnert im Übrigen auch ein Stück weit an aus dem Alltag bekannte Ausdrücke wie, dass etwas »wie eine Sucht sei«. Und mir scheint, dass es dabei primär darum geht, eine andere Problematik bzw. andere, eigentlich zutreffendere Erklärungen gleichsam zu umschiffen. Denn in gewisser Weise ist eine selbstgetroffene Suchtdiagnose auch recht bequem: Sie lässt sich zum einen relativ einfach behaupten, sofern eine gewisse Bindung an eine Praxis vorliegt bzw. diese mit einer gewissen Ambition praktiziert wird, was gerade im Kontext von Sport und Bewegung besonders leicht ist. Zudem sind diese Praktiken gesellschaftlich positiv konnotiert, sodass eine Sportsucht immer noch gewissermaßen ›besser‹ erscheint als eine Alkoholsucht. Und zum anderen tilgt man damit jeden weiteren Erklärungsbedarf; eine Suchtdiagnose leuchtet oberflächlich gesehen jedem und jeder schnell ein, sodass man womöglich nicht weiter ›nachbohrt‹. Alles zusammengekommen würde ich insofern dafür plädieren, den sadomasochistisch motivierten von dem suchtmotivierten Typus zu unterscheiden, auch wenn sie vielleicht auf ein und demselben Kontinuum liegen mögen.

Man kann in diesem Zusammenhang freilich auch diskutieren, inwieweit in Herrn Gerkens Fall es sich um einen pathologischen oder nicht-pathologischen (Sado-)Masochismus handelt. Diesbezüglich wurden in Kapitel 2.7 bereits einige

Überlegungen angestellt. Mir scheint diese Frage jedenfalls zum einen nicht am vorliegenden Material entscheidbar zu sein und zum anderen benötigte man hier mehr psychoanalytische Expertise bzw. müsste tiefer in psychologische bzw. psychoanalytische Detailfragen einsteigen, was sich im Rahmen dieser Arbeit nicht leisten lässt. Klar scheint mir jedenfalls zu sein, dass Herr Gerken im Sinne Fromms (1936) fähig zur »Aktivität« ist und seine Lebenspraxis – ungeachtet seiner beruflichen Krisen – »im Großen und Ganzen« funktioniert, er also im Umkehrschluss nicht handlungsunfähig ist. Und selbst wenn es sich um eine Pathologie handeln würde, so könnte man ja nach den sozialen Ursachen dieser fragen, sofern Psychopathologien schließlich interaktive Erfahrungen mit anderen Menschen zugrunde liegen. Jedenfalls scheint Herr Gerkens Verhalten in seinem sozialen Umfeld letztlich auch nicht als pathologisches aufzufallen. Von daher soll hier als entscheidend angesehen werden, dass seine Motivations- und Bewährungsstruktur insofern eine masochistische ist, als dass sie entautonomisierend, da residual auf Akte der Selbstunterwerfung reduziert ist; das zentral Motivierende ist die Selbstunterwerfung. Sozialcharakterlich entspricht Herr Gerken damit so ziemlich dem Typus des autoritären Charakters, wie ihn Fromm beschrieben hat. Und die zentrale Erklärungsbedürftigkeit ist: Wie kommt es, dass es solche Strukturen in sich als modern verstehenden Gesellschaften gibt, die sich ja gerade dadurch wesentlich charakterisierten, dass sie sich als antiautoritär und demokratisch verstehen?

3.2.3 Fallanalyse »Thomas Greipel«

a) Biographische Konturierung

Thomas Greipel wurde in West-Berlin geboren und wuchs ebendort auf. Zum Interviewzeitpunkt ist er 45 Jahre alt, verheiratet und hat eine Tochter (Alter nicht bekannt). Sein Herkunfts米尔ie kann als typisch bildungsbürgerlich bezeichnet werden: Seine Mutter war Chemikerin, sein Vater Rechtsanwalt, sein Großvater väterlicherseits Physiker, der Großvater mütterlicherseits Pfarrer (Konfession nicht bekannt).

Wie es von seinem Herkunfts米尔ie aus zu erwarten war, besucht Herr Greipel das Gymnasium und schließt dieses mit dem Abitur ab. Ob er im Anschluss daran Wehrdienst oder Zivildienst geleistet hat, ist nicht bekannt. Im Alter von 20 Jahren nimmt er ein Mathematikstudium auf und schließt es sechs Jahre später mit einem Diplom ab. Zum Interviewzeitpunkt ist er Bereichsleiter in einem börsennotierten Unternehmen, das im IT-Bereich tätig ist und auf Softwareentwicklung spezialisiert. Herr Greipel hat zum Interviewzeitpunkt folglich durchaus bereits »Karriere gemacht«, und es ist zu vermuten, dass er angesichts seines vergleichsweise noch recht jungen Alters noch nicht am Ende der »Karriereleiter« angekommen ist.

Was seine Sportkarriere angeht, so fokussiert sich, ähnlich wie Herr Gerken, auch Herr Greipel nicht nur auf das Laufen bzw. Marathonlaufen. Nur ist es in seinem Fall keine Mannschaftssportart, die er parallel zum Laufen betreibt, sondern es ist eine weitere Ausdauersportart, die hinsichtlich der Ausdauerleistung das Marathonlaufen gar deutlich übersteigt: Herr Greipel betreibt Triathlon auf der Langdistanz (Ironman³⁶). Bis zu seinem zwölften Lebensjahr ging er wettkampfmäßig dem Schwimmen nach und spielte danach – von einigen ›Abstechern‹ zum (Marathon-)Laufen abgesehen – bis zu seinem Triathloneinstieg vor allem Tischtennis im Verein. Seinen ersten Marathon lief er, genauer konnte er es nicht erinnern, in einem Alter von 24/25 Jahren. Weitere Marathonwettkämpfe folgten dann erst zehn bis 15 Jahre später (auch hier konnte er keine genaueren Angaben machen). Seine wöchentliche Trainingszeit gibt Herr Greipel im Interview mit rund sieben bis zehn Stunden an.

b) Der Laufeinstieg

I: So, okay dann erzählen Sie doch mal, wie sind Sie zum Laufen gekommen erst einmal?

Die Frage, was es bedeutet, zu etwas zu kommen, haben wir in der ersten Fallanalyse bereits extensiv interpretiert und brauchen dies daher hier nicht noch einmal zu tun; es soll ausreichen, die wichtigsten damit verbundenen Implikationen knapp zu resümieren und auf eine Besonderheit dieser Eingangsfrage einzugehen. Mit dem »So, okay dann« wird eine Zäsur gesetzt und das Interview thematisch eröffnet. Es ist damit klar, dass die Interaktion zwischen Interviewer und Interviewee bereits vorher eingerichtet wurde. Das darauffolgende »erzählen Sie doch mal« ist eine Erzählaufruforderung; das Interview wird als ein offenes gerahmt; es soll eine ›lebendige‹ Geschichte evoziert werden. Dabei wird unterstellt, dass der Interviewee das auch leisten kann: Er hat eine Geschichte, und diese kann man erzählen. Das »Sie« verweist auf eine distanzierte Sozialbeziehung. Die Eingangsfrage wird nun in der bereits thematisierten Form »wie sind Sie zum Laufen gekommen« gestellt. Impliziert ist damit, dass das Laufen – als eine wettkampfförmige Praxis wahlgemerkt – für die adressierte Person identitätsbedeutsam ist. Die Unterstellung ist, der Interviewte sei Läufer und nicht Jogger und damit Teil einer Community von Laufenden, für die das wettkampfförmige Laufen etwas Lebensstilmäßiges hat. Damit wird diese Praxis gleichsam entbanalisiert und als eine kulturelle Besonderheit herausgehoben, welcher der Unterstellung nach besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden

³⁶ Bei einem Ironman sind zu absolvieren: 3,8 Km im Schwimmen, 180 Km im Radfahren sowie 42,195 Km im Laufen.

muss. Und schließlich ist mit der gestellten Frage suggeriert, dass die Identitätsbedeutsamkeit des Laufens Ergebnis eines Werdegangs ist, sich also nicht von heute auf morgen eingestellt hat. Die Betonung des Laufens und der etwas salopp wirkende Nachsatz »erst einmal« bringen indes noch zum Ausdruck, dass hier eine Priorisierung getroffen wird: Dieser zufolge soll das Laufen eben als erstes thematisiert werden und anschließend noch etwas anderes, das zwar angekündigt, aber nicht konkretisiert ist. Vor dem Hintergrund der biographischen Konturierung können wir gleichwohl vermuten, dass es sich dabei um das Triathlonengagement des Interviewees handelt. Möglicherweise schreibt der Interviewer der Laufkarriere des Interviewees eine grundsätzlichere Bedeutung im Kontext seiner sportlichen Aktivitäten zu und geht damit verbunden davon aus, dass die latente Motivationsstruktur, die der Laufkarriere Herrn Greipels zugrunde liegt, auch hinter seiner Triathlonpraxis die treibende motivationale Kraft darstellt. Jedenfalls ergibt sich nun eine gewisse ›Spannung‹ zwischen Laufen und Triathlon.

In seiner Antwort muss der Interviewee nun eine biographisch-rekonstruktive Perspektive einnehmen: Er muss erzählen, wie es sich lebensgeschichtlich entwickelt hat, dass er zum wettkampfförmigen Laufen gekommen ist. Damit verbunden muss er auch darauf eingehen, warum er dazu gekommen ist. Ob er das auch tatsächlich tut, ist freilich offen. Konkret könnte er daher etwa mit einer zeitlichen Einordnung, der Schilderung eines biografisch einschneidenden Ereignisses oder eben sogleich mit der Erläuterung motivationaler Aspekte seiner Laufpraxis beginnen. Er könnte aber auch mit einem kurzen Innehalten oder einer Rückfrage einsteigen, sofern er noch keine gleichsam vorgefertigte Geschichte zu seiner Laufkarriere parat hat bzw. ihm der ›Arbeitsauftrag‹ noch nicht klar ist. Zudem wäre es denkbar, dass er aufgrund der Anspielung des Interviewers von sich aus auf seine Triathlonpraxis auch zu sprechen kommt und diese möglicherweise mit dem Laufen auch in Beziehung setzt. Das müssen wir jedoch abwarten. Herr Greipel beginnt folgendermaßen:

T. Greipel: <schnalzt mit der Zunge>

Der Interviewee schnalzt zunächst deutlich hörbar mit der Zunge. Betrachten wir als erstes diese Geste; es ist auffällig, dass der Interviewee ausgerechnet so beginnt. Wie alle Äußerungen lassen sich auch Gesten grundsätzlich als Ausdrucksgestalten verstehen, denen gemäß geltenden sozialen Regeln eine objektive Bedeutung zukommt. Parasprachliche Lautgesten bringen gleichwohl das Problem mit sich, dass es etwas umständlich ist, sie in Schriftsprache zu überführen; man muss sie umschreiben und genau kennzeichnen, was sie von anderen, möglicherweise ähnlichen Gesten unterscheidet. Entsprechend stellt sich im Falle unserer Schnalzgeste zulernerst die Frage, mit welcher spezifischen Form von Schnalzen wir es zu tun haben. Diesbezüglich lässt sich anhand der Audioaufnahme zunächst feststellen, dass es

sich nicht um ein Schmatzen handelt, welches eine Geste des Erwägens bzw. Räsonierens ist. Ferner ist es kein Schnalzen, das durch ein leichtes seitliches Öffnen der Lippen erzeugt wird (entweder zur linken oder rechten Seite hin), während die Zunge an die jeweilige Backeninnenwand gepresst wird; diese Geste hat etwas von einem »habe ich doch gesagt« bzw. einem »Tja« an sich. Solche und andere Schnalzgesten (die Lippen zu einem Kreis geformt, die Zunge gegen die Gaumenfalten gepresst oder nur mit den Lippen erzeugt) werden auch im Rahmen der Kommunikation mit Tieren oder bei der Interaktion mit Säuglingen und Kleinkindern verwendet, ertönen hier jedoch in der Regel eher staccatoartig. Auch darum handelt es sich in unserem Fall nicht.

Die Schnalzgeste Herrn Greipels stellt vielmehr ein scharfes, hohotoniges Zungenschnalzen dar, welches dadurch entsteht, dass die Zungenspitze teils gegen die Gaumenfalten, teils gegen die oberen Schneidezähne gepresst wird. Diese Geste erscheint einerseits in solchen Situationen passend, in denen sich jemand über etwas oder jemanden ärgert: »<schnalz> das gibt's doch nicht/kann doch nicht wahr sein!«. In der Regel wird das Schnalzen hier aber noch von einem Seufzen und Augenrollen begleitet. Andererseits gibt es Kontexte, in denen mit einer solchen Schnalzgeste etwas als schwierig oder knifflig kommentiert wird. So könnte man beispielsweise an eine Diskussion im Rahmen eines Vortrags denken, bei der die Person, die vorgetragen hat, gefragt wird, welche Konsequenzen sich aus ihrer Analyse ableiten ließen. Sie könnte antworten mit: »<schnalz> ich fürchte, das kann ich nicht beantworten« oder »<schnalz> da sprechen Sie einen wichtigen Punkt an«. Das Schnalzen muss dabei jedoch nicht unbedingt am Satzanfang stehen, sondern kann auch mittendrin verwendet werden: »Das ist, wie soll sich sagen, <schnalz> also man muss sehen, dass...«. Und schließlich könnte man noch einen dritten Verwendungskontext unterscheiden, wo das Schnalzen einen Einfall und damit das Ende einer längeren Suchbewegung markiert: »<schnalz> ich hab's, Müller hieß der« oder »<schnalz> wie wär's damit: ...«.

Allen Beispielen gemeinsam ist, dass das Schnalzen eine subtile *Kommentierung* darstellt. Subtil ist die Kommentierung dabei eben aufgrund ihrer Parasprachlichkeit, welche in der Regel vor oder nach der Geste aber auch sprachlich zum Ausdruck gebracht wird (z.B. mit »ich hab's«). Ein weiteres gemeinsames Strukturmerkmal, das in den aufgeführten Beispielen zum Vorschein kommt, ist, dass die jeweils thematische Sache damit als irgendwie schwierig, knifflig oder komplex gerahmt wird; sie lässt sich nicht einfach handhaben, ist mit einer gewissen Anstrengung verbunden. Dies ist gleichwohl keine rein kognitive Bewertung; vielmehr zeitigt die zum Ausdruck gebrachte Schwierigkeit, Kniffligkeit oder Komplexität ganz praktische Konsequenzen: Die so agierende Person hat offenbar Probleme, fortzufahren, kann nicht routinisiert agieren, hat keine vorgefertigte Antwort parat. Zugleich drückt sich im Schnalzen aber auch ein gewisser Eifer aus, das jeweils Thematische oder zu Thematisierende adäquat zu bearbeiten/zu klären; es ist gleichzeitiger Ausdruck des

Nicht-fortfahren-Könnens und des Fortfahren-Wollens. Es zeigt daher eine gewisse Besorgtheit um die eigene ›Performance‹; anderenfalls könnte man ja auch ›cooler‹ reagieren und die jeweilige Schwierigkeit sozusagen offen ausagieren, ohne dies mit dem Schnalzen zu kommentieren (›Puh, wie bin ich zum Laufen gekommen?‹).³⁷ Im ersten Beispiel hingegen scheint stärker noch eine Verärgerung zum Ausdruck zu kommen, während im letztgenannten eher das ›Hereinbrechen‹ des Einfalls im Vordergrund steht.

Mit dem protokollierten Text am ehesten kompatibel scheint mir daher vor allem der zweite Kontext zu sein. Denn Herrn Greipels Schnalzen ist weder von einem Seufzen und Augenrollen begleitet, noch ist eine längere Suchbewegung oder Ähnliches protokolliert. Es ist vielmehr eine Reaktion auf die Eingangsfrage des Interviewers, die er damit also als irgendwie schwierig, knifflig oder komplex kommentiert. Im Kontext betrachtet kann man sagen, dass Herr Greipel sich mit der Kommentierung gleichsam etwas ›erlaubt‹ bzw. ›herausnimmt‹ – so, wie man sagt, dass jemand sich eine »Bemerkung erlaubt« habe. Denn im Kommentieren stellt man sich unweigerlich über die kommentierte Person. Entsprechend ist es für das Gegenüber auch schwierig, darauf zu reagieren; es ist zunächst einmal zur Passivität gezwungen und muss den Kommentar über sich ergehen lassen. Dieses sozusagen undialogische Moment wird durch die Parasprachlichkeit der Geste noch gesteigert, weil es so für das Gegenüber noch schwieriger ist, diese zu adressieren (was bei einer Formulierung wie »puh, schwierige Frage....« eben leichter wäre).³⁸ Die Kommentierung durch das Schnalzen drückt also auf der latenten Sinnebene eine, wenn man so will, konfrontative Haltung aus; das mit ihr verbundene ›Sich-etwas-Erlauben‹ bzw. ›Über-einen-Stellen‹ verweist, allgemein gesprochen, auf Machtausübung und lässt die Interviewsituation tendenziell ›kampfförmig‹ werden, stellt, zugespitzt formuliert, einen ›Angriff‹ auf strukturelle Asymmetrie der Interviewinteraktion dar.

Mit seiner Kommentierung rahmt Herr Greipel die Eingangsfrage, wie gesagt, als irgendwie schwierig, knifflig oder komplex. Aber was genau könnte daran schwierig, knifflig oder komplex sein? Es liegt nahe, dass dies etwas mit der offen-biographischen Struktur der Frage und der damit verbundenen Erzählaufrfordnung zu tun hat; schließlich sind damit ja tatsächlich recht hohe Anforderungen verbunden, und die Frage, wie gut deren Bewältigung gelingt, hängt freilich in hohem Maße davon ab, inwieweit Herr Greipel seine Laufpraxis bislang schon reflexiv aufgearbeitet hat. Insofern wäre es denkbar, dass er sich damit noch nicht wirklich beschäftigt hat – zumindest nicht in dem Maße, dass er ohne weiteres und

³⁷ Dazu passt im Übrigen auch, dass das Schnalzen schon rein kinesiologisch betrachtet auf eine Art Spannungsentladung und damit kehrseitig auf eine Angespanntheit verweist.

³⁸ Es ist gleichwohl zu betonen, dass das Sich-über-einen-Stellen zur interaktiven Struktur einer Kommentierung grundsätzlich dazu gehört, unabhängig davon, ob sie sprachlich oder parasprachlich realisiert wird.

in freier Rede darüber zu erzählen beginnen könnte. Der spontane Zugriff auf seine (Lauf-)Biographie scheint ihm also schwerzufallen.

Doch unabhängig davon, wie es um die Reflektiertheit Herrn Greipels bezüglich seiner Laufpraxis tatsächlich bestellt ist, kann man in Bezug auf die Eingangsfrage jedenfalls sagen, dass Herr Greipel, indem er diese als schwierig, knifflig und komplex rahmt, zugleich darin mit der Unterstellung des Interviewers übereinstimmt, dass es sich eben nicht um ein banales, sondern um ein besonderes Thema handelt, um ein Thema, das einer besonderen Zuwendung und eines besonderen Zugriffs bedarf. Damit rahmt er seine noch anstehende Antwort als besondere Herausforderung, die es zu meistern gilt und pflichtet in der Besonderung des (Marathon-)Laufens als eines außeralltäglichen Lebensbereichs dem Interviewer prinzipiell bei. Und weil der Interviewee objektiv eben auch selbst an diesem Lebensbereich partizipiert, erscheint er somit gewissermaßen selbst außeralltäglich. Und vielleicht lässt sich dieser ›Drang zur Außeralltäglichkeit‹ auch mit der Struktur der Kommentierung zusammenbringen: Durch das Sich-über-einen-Stellen besondert sich Herr Greipel bereits, was letztlich auch zum Eifer bzw. zur Sorge um die eigene ›Performance‹ passen würde, die sich im Schnalzen ja ebenfalls andeuten.

Herr Greipel hat nun die Möglichkeit, entweder umgehend mit seiner Erzählung zu beginnen oder zunächst noch weiter die Schwierigkeit der Eingangsfrage zu thematisieren, beispielsweise durch eine sprachliche Kommentierung oder eine Rückfrage an den Interviewer.

T. Greipel: () oh da muss ich lange nachdenken <atmet ein>

Offenkundig steigt Herr Geipel nicht in eine Erzählung ein, sondern setzt seine Kommentierung auf sprachlicher Ebene fort. Die kurze Pause (<1 Sek.), die nach dem Schnalzen erfolgt, verweist dabei auf die Notwendigkeit einer Sortierung: Herr Greipel muss überlegen, wie es weitergehen soll, was das Schwierige, Knifflige und Komplexe an der Beantwortung der Eingangsfrage, das im Schnalzen unterstellt wurde, geradezu dramaturgisch heraushebt; die Pause wirkt wie ein rhetorisches Mittel. Zugleich wird damit aber auch eine Spannung im Hinblick auf die anstehende Erzählung aufgebaut. Das folgende »oh« passt dazu: es drückt ein Überrascht-Sein aus, was zwar zuvor in der Schnalzgeste schon ein Stück weit enthalten war, nunmehr die Überraschung aber gleichsam explizit macht und damit das Wundersame und Komplexe am (Marathon-)Laufen nochmal deutlich hervorhebt; es reproduziert sich die Unterstellung, dass es etwas Außeralltägliches ist, dem man sich in besonderer Weise zuwenden muss. Das setzt sich dann auch in der Anschlussäußerung »da muss ich lange nachdenken« fort. Denn wörtlich genommen müsste Herr Greipel das Interview nun unterbrechen und zunächst »lange nachdenken«, bevor er fortfahren kann. Im Grunde, so die Unterstellung, mit der sich Herr Greipel auch wieder über den Interviewer stellt, sei die Frage

spontan bzw. im laufenden Interview nicht beantwortbar; er weist also die Erzählaufforderung des Interviewers zurück.³⁹ Andernfalls hätte Herr Greipel die Äußerung im Konjunktiv formulieren und so etwas wie »da müsste ich *länger* nachdenken« sagen müssen. Dann wäre jedenfalls markiert, dass es sich lediglich um ein Ideal handelt, das unter den gegebenen Bedingungen nicht erreichbar ist bzw. nicht verfolgt werden kann; damit würde der Interviewee die dialogische/kooperative Ebene aufrechterhalten; ähnlich wie der Formulierung »da muss ich weit ausholen«. Durch das Undialogische und Konfrontative, das sich insofern ebenfalls reproduziert, mutet die tatsächlich realisierte Äußerung jedoch wie ein nach außen getragenes Selbstgespräch an, wirkt selbstreferenziell bzw. gewissermaßen autistisch.⁴⁰ Herr Greipel strukturiert seine Ausführungen damit wie eine Art Vortrag oder Monolog und unterstellt im Grunde, da er sich faktisch ja nicht einfach aus dem Gespräch ausklinken kann, dass er im Folgenden sozusagen laut nachdenken wird, während der Interviewer und die potenziellen Leser*innen dieser Interpretation in eine passive Rezipientinnen- bzw. Rezipientenrolle gleichsam gedrängt werden. Natürlich stehen bei Interviews die Interviewees immer im Fokus und bekommen damit durchaus eine Art Bühne. Letztlich bleiben es aber immer *interaktive* »Veranstaltungen«, sie bleiben *Gespräche*. Herr Greipel hingegen scheint das Interview, überspitzt formuliert, zu einer »One-Man-Show« zu machen und sich der objektiven Gesprächsfähigkeit der Situation zu entziehen. Parallel zur Besonderung des Laufens findet damit eine Besonderung des Interviewees statt: er ist der »Star« und steht im »Spotlight«.

Mit dieser Besonderungsbewegung korrespondiert jedenfalls auch, dass Herr Greipel vom »nachdenken« spricht. Denn selbst dann, wenn er die Äußerung im Konjunktiv formuliert hätte, bliebe das, worüber nachgedacht werden sollte, als etwas gerahmt, das nicht »einfach so« erzählbar wäre. Das »da« passt dazu, weil es im Gegensatz zu einem »darüber«, das einen inhaltlichen Bezug aufweist, eben auf das interviewpraktische Problem des Erzählens rekuriert, nach dem Motto: »Wenn Sie die Frage *so* stellen, dann kann ich das nicht ohne weiteres beantworten und muss erst mal nachdenken.« »Nachdenken« nun ist eine prinzipiell müßige Praxis, die sich – im Gegensatz zum »Überlegen« etwa – nicht in der Abwägung von Handlungsalternativen erschöpft, sondern zeitlich und sachlich tendenziell entgrenzt bzw. zukunftsoffen ist; das, worüber man nachdenken muss, ist immer komplex, vielschichtig etc. Die dem (Marathon-)Laufen, dem daran geknüpften Lebensstil und der dahinterstehenden »Karriere« zuvor schon unterstellte Komplexität und Außeralltäglichkeit wird hiermit förmlich ins »Unermessliche« gesteigert,

39 Würde der Interviewer Herrn Greipel beim Wort nehmen, könnte er nun vorschlagen, das Gespräch zu verschieben.

40 Vermutlich ist es genau das, was das Agieren Herrn Greipels »konfrontativ« oder »kampfförderlich« wirken lässt; es hängt mit dem Undialogischen zusammen.

zu einem rätselhaften Abstraktum gemacht, das erst kognitiv erschlossen werden muss; die Zurückweisung der Erzählauflaufforderung zeigt sich demnach auch hierin. Das vorgesetzte, dezidierte »lange« versucht die unterstellte Komplexität indes noch weiter zu erhöhen, was letztlich aber misslingt. Denn sofern Nachdenken ein prinzipiell offener Prozess ist, weiß man im Grunde nie, ob es lange dauern wird oder nicht. Das »lange nachdenken« hat also etwas von einer ›leeren Gewissheit‹.

All dies zusammengenommen drängt sich die These auf, dass wir es hier mit einer *Inszenierungslogik* zu tun haben, deren Sinngestalt einer *Selbstheroisierung* bzw. einer *Veraußeralltäglichung des Selbst* gleicht. Andernfalls hätte der Interviewee ja auch die Möglichkeit gehabt, direkt mit einer Erzählung zu beginnen; denn erzählen kann man schließlich auch ohne lange über etwas nachgedacht zu haben, weil man sich zum Beispiel auf die Schilderung der äußersten Umstände auch konzentrieren könnte, die einem bei einer identitätsbedeutsamen Praxis doch mehr oder weniger präsent sein müssten. Durch den expliziten Verweis auf die Notwendigkeit des langen Nachdenkens stellt sich Herr Greipel hingegen als jemand dar, der den Dingen stets ›auf den Grund‹ geht, sie umfassend auf einer abstrakten Ebene reflektiert und macht damit eben auch das Reden über seinen Laufinstieg zu einer abstraktionsbedürftigen Aufgabe. Wäre er gleichwohl tatsächlich so reflektiert, dann hätte man eigentlich erwartet, dass er seine Laufpraxis bereits umfassend durchdacht *hat* und nun entsprechend mit einer konsistenten Deutung dieser aufwarten kann. Damit verbunden liegt es nahe, dass die Inszenierung kehrseitig auf eine *Identitätsunsicherheit* bzw. *Autonomieproblematik* verweist. In der Inszenierung könnte der Interviewee seine Identitätsunsicherheit gleichsam zu überspielen und sich einer offenen, authentischen Auseinandersetzung mit der eigenen Lebenspraxis zu entziehen versuchen. Möglicherweise ist die Inszenierung auch ein Teil seiner Bewährungsfigur, die somit schon aus sich heraus etwas Künstliches hätte. Er würde sich genau dann bewähren, wenn er mit der Inszenierung auf Anerkennung stößt. Dazu passte auch das undialogisch-konfrontative Moment: Durch die ›Abkapselung‹ von der Dyade der Interviewinteraktion und den Wechsel zum Monologisch-Vortraghaften schützt sich der Interviewee gleichsam vor ›Angriffen‹ auf seine Identitätskonstruktion. Und die Frage ist letztlich, welchen Platz das (Marathon-)Laufen sowie auch seine Triathlonaktivität in dieser Konstruktion möglicherweise einnehmen. Zu vermuten ist, dass sie ›irgendwie‹ Teil der inszenierten Selbstheroisierung bzw. -veraußeralltäglichung sind.

Was nun die Anschlussoptionen betrifft, so hat sich Herr Greipel gewissermaßen in Schwierigkeiten gebracht: Um der Besonderung des (Marathon-)Laufens weiter Rechnung zu tragen, müsste er seine Ankündigung, lange nachzudenken, im Folgenden eigentlich tatsächlich einlösen, was er offenkundig nicht macht und was daher unsere These bestätigt, dass es sich um eine *Inszenierungslogik* handelt.

T. Greipel: <atmet ein> ähm ich bin im Studium zum Ausdauerlaufen gekommen

Durch das laute Einatmen werden die anstehenden Ausführungen wiederum gleichsam dramaturgisch gerahmt: Herr Greipel betritt die Bühne, bündelt die Aufmerksamkeit des Publikums und beginnt nach einer kurzen Sortierung (»ähm«) mit seinem Räsonnement; zugleich rahmt er das Nachfolgende dadurch wieder als ein schweres Unterfangen. Mit »ich bin im Studium« leitet er dabei eine Retrospektive ein, die von einem eher erzählerischen als räsonierenden Charakter ist. Dabei bringt »im Studium«, im Gegensatz zu »während des Studiums«, eindeutig zum Ausdruck, dass hiermit nur Vorgänge und Ereignisse angesprochen sein können, die tendenziell eng mit der Studienpraxis bzw. den Studieninhalten selbst verbunden waren; es geht nicht um etwas, das lediglich während des Studiums im Sinne einer Lebensphase (implizit aber natürlich auch darum), sich ereignete. Herr Greipel sagt auch nicht etwa »als Student«, was den Studentenstatus bzw. die Studentenrolle herausgehoben hätte (dann könnte man sich zum Beispiel vorstellen, dass er im Rahmen des Hochschulsports zum Laufen gekommen ist). Die Formulierung »im Studium zum Ausdauerlaufen gekommen« suggeriert hingegen wörtlich genommen, dass das Laufen *immanenter Teil der Studienpraxis* gewesen und (aufgrund des »gekommen«) als ebensolcher für Herrn Greipel auch identitätsbedeutsam geworden sei.

Aber inwiefern könnte das Laufen tatsächlich immanenter Teil seiner Studienpraxis gewesen sein? Am ehesten würde man hier an ein Sportstudium oder etwa an Feldforschung denken.⁴¹ Gleichwohl wissen wir aus der biographischen Skizze, dass weder das eine noch das andere auf Herrn Greipel zutrifft, denn er hat Mathematik studiert und das Laufen war nicht Gegenstand seiner Forschung. Wir können deshalb daraus schlussfolgern, dass sich hier eine instrumentelle Verknüpfung von Laufen und Studium, mithin von beruflicher und läuferischer Karriere, andeutet: Kann es sein, dass Herr Greipel das Laufen als irgendwie funktional für sein Studium betrachtet bzw. dass es tatsächlich irgendwie funktional dafür war? Jedenfalls ist es erklärbungsbedürftig, warum der Prozess der identitätsmäßigen Bedeutsamwerdung des Laufens als immanenter Bestandteil der beruflichen Orientierung und Ausbildung dargestellt wird und das Laufen dabei eben *nicht als Freizeitaktivität* in Erscheinung tritt, obwohl es doch faktisch eigentlich nicht immanenter Bestandteil des Studiums gewesen sein kann.

Nun spricht Herr Greipel aber nicht einfach vom »Laufen«, sondern vom »Ausdauerlaufen«. Das heißt: Es ist diese *spezifische* Form des Laufens, die für ihn identitätsbedeutsam geworden ist. Darin, das kann man jetzt schon sagen, reproduziert sich die Besonderungs- und Inszenierungslogik: Herr Greipel ist

⁴¹ Dann würde man aber vielleicht auch eher davon sprechen, dass man sich im Studium mit dem Ausdauerlaufen »beschäftigt« habe und nicht, dass man dazu »gekommen« sei. Zumindest müsste es dann noch deutlich werden, dass es sich um einen Forschungsgegenstand gehandelt hat.

kein normaler Läufer, sondern jemand, der einer besonderen Form des Laufens nachgeht, die mit der Bezeichnung »Ausdauerlaufen« auch ein Stück weit gehoben bzw. elitär anmutet. Und das passt wiederum nicht nur gut zum »lange nachdenken«, sondern auch zur instrumentellen Logik. Denn der im Alltag eigentlich eher weniger gebräuchliche Ausdruck, »Ausdauerlaufen« verweist auf der Ebene der objektiven Bedeutungsstruktur zunächst einmal lediglich auf eine Trainingspraxis. Entsprechend spricht man von Ausdauer- oder Dauerläufen etwa im schulischen Kontext (Dauerlauf als Teil des Sportunterrichts) sowie vor allem im Bereich der Trainingswissenschaft bzw. -lehre, wo Ausdauer- bzw. Dauerläufe spezifische und probate Trainingsinstrumente darstellen, welche in zahlreichen Sportdisziplinen zur Steigerung der Kondition bzw. zur Verbesserung und/oder Erhaltung der Grundlagenausdauer genutzt werden. Der Fokus liegt dabei darauf, über einen längeren Zeitraum (in der Regel um eine Stunde herum) ohne Unterbrechung und mit gleichbleibender und relativ niedriger Geschwindigkeit zu laufen; die Trainingsintensität liegt hier im sogenannten »aeroben Bereich«, das heißt, es wird ein Trainingspuls von ca. 70–80 % der maximalen Herzfrequenz angestrebt. Der Fokus liegt dabei auf der Ausdauer bzw. dem Durchhalten, und zwar nicht nur auf physischer, sondern auch auf psychischer Ebene, da es sich eben um eine hochgradig monotone Aktivität handelt und das Ganze eigentlich nur gemacht wird, um in der Kernsportart besser zu werden. Als Pendant zu Ausdauerläufen könnte man Sprints bzw. Intervallläufe ansehen, die ebenfalls probate Trainingsinstrumente sind, aber vom Trainingseffekt her auf die Verbesserung der Kraft-Ausdauer und Schnelligkeit zielen und damit primär eine Intensität im »anaeroben Bereich« anvisieren. Indes ist das Laufen freilich nur ein mögliches Mittel zur Erhöhung und Aufrechterhaltung einer bestimmten Ausdauerleistungsfähigkeit; prinzipiell kämen hierfür auch andere Ausdauersportarten bzw. auf Ausdauertraining gerichtete Bewegungsformen wie etwa Schwimmen oder Radfahren infrage, wobei es letztlich von den individuellen Voraussetzungen eines Sportlers/einer Sportlerin sowie den jeweiligen Zielen und Erfordernissen ihrer Kernsportarten abhängt, welche Form von Ausdauertraining die jeweils geeignete ist.

Mit dem Rekurs auf das »Ausdauerlaufen« zieht Herr Greipel somit eine eindeutige Grenze dahingehend, welche Form von Laufen für ihn »im Studium« identitätsbedeutsam wurde. Und zwar zum einen in Richtung wettkampfzentrierter Laufformen – anderenfalls hätte er etwa vom »Langstreckenlaufen« sprechen oder eine konkrete Laufdisziplin nennen (Marathonlaufen z.B.) können; und zum anderen in Richtung des gesundheitsbezogenen »Jogging«. Unterstellt ist also, dass es ihm weder um den Wettkampf noch um die Gesundheit ging, sondern um die Optimierung bzw. Aufrechterhaltung der Ausdauerleistungsfähigkeit in einem anderen Bereich als dem des Laufens bzw. Laufsports, wobei dieser andere Bereich gemäß seiner konkreten Formulierung eben nur das Studium gewesen sein kann. Mit anderen Worten: Das Ausdauerlaufen wird als eine Art ›Training für das Studium‹ dar-

gestellt. Damit stellt sich für die weitere Interpretation zum einen die Frage, was es genau damit auf sich hat: Warum stellt es Herr Greipel so dar, obwohl es von der Sache her eigentlich unplausibel ist? Denn inwiefern kann das Ausdauerlaufen dabei helfen, mathematische Probleme zu lösen bzw. mathematische Zusammenhänge zu verstehen? Eigentlich, so scheint es, müsste es doch möglich sein, relativ erfolgreich Mathematik zu studieren, ohne Ausdauerlauf betreiben zu müssen. Zum anderen fragt es sich aber auch, warum es letztlich ausgerechnet Laufen und nicht etwa Schwimmen oder Radfahren geworden ist. Zudem stellt sich die Frage, wie Herr Greipel dann zum wettkampfförmigen (Marathon-)Laufen und schließlich auch zum Triathlon gekommen ist, wenn es ihm ursprünglich eigentlich doch eher um etwas Instrumentelles gegangen zu sein scheint. Könnte es daher sein, dass auch seine Marathon- und Triathlonaktivität instrumentell motiviert ist? Und wie könnte *dieser* instrumentelle Zusammenhang aussehen? Von der Logik der Selbstinszenierung ausgehend, liegt es hingegen nahe, dass es tatsächlich keinen wirklich instrumentellen Zusammenhang zwischen Laufen und Studium gibt und es Herrn Greipel lediglich darum geht, sich darüber noch weiter zu besondern bzw. noch außeralltäglicher darzustellen: als jemand, der außergewöhnlich leistungsfähig ist und gleichsam zu einer Leistungselite gehört, die alles daran setzt, ihre Leistung zu optimieren. Dazu würde auch gut passen, dass in der Verknüpfung von Laufen und Studium sich eine Verknüpfung der Sphären von Freizeit und Arbeit ankündigt, wie sie charakteristisch für den Typus des (neoliberalen) Selbstoptimierenden ist. Schauen wir uns an, wie es weitergeht.

T. Greipel: und zwar hatte ich im Rahmen meiner Diplomarbeit <atmet ein> einen Assistenten

Zunächst ist festzustellen, dass Herr Greipel nahtlos (es gibt keine Sortierung, kein Innehalten) und weiterhin im erzählerischen Modus fortfährt. Mit »und zwar« kündigt er dabei eine Detaillierung des zuvor Eingeführten bzw. Angesprochenen an, sieht selbst einen Explikationsbedarf. Zugleich ist damit unterstellt, dass eine referierbare Erzählung bereits vorliegt; es scheint nachgerade so, als hätte Herr Greipel sie schon öfters erzählt. Die Inszenierungslogik reproduziert sich also abermals. Mit dem Anschluss »hatte ich im Rahmen meiner Diplomarbeit« reproduziert sich sodann aber auch die Unterstellung, dass es um etwas der Studienpraxis Immanentes geht, mithin Arbeit und Freizeit verschränkt werden. Denn »im Rahmen« verweist immer darauf, dass etwas Teil der damit adressierten Praxis und diese Praxis wiederum in einem institutionellen Kontext angesiedelt ist (man würde z.B. nicht sagen: »Als ich im Rahmen meines Urlaubes in Amsterdam war«), was auf die »Diplomarbeit« ja auch zutrifft. Damit ist zugleich die Endphase des Studiums angeprochen.

Die Formulierung »hatte ich [...] einen Assistenten« mutet nun wie ein Freud'scher Versprecher an. Denn wörtlich genommen ist damit unterstellt, dass Herr Greipel der Vorgesetzte des Assistenten gewesen sei; der Assistent, so die Implikation, habe nicht Herrn Greipels Arbeit *betreut*, sondern hat ihm dabei re-gelrecht *zugearbeitet*, war sein persönlicher Gehilfe.⁴² Faktisch kann dies gleichwohl schwerlich der Fall gewesen sein, da es eine solche Studienordnung bzw. universitäre Praxis nicht gibt, zumal sie auch mit den praktischen Erfordernissen, welche mit einer Abschlussarbeit einhergehen, inkompatibel erscheint und zu Problemen der Zurechenbarkeit der erbrachten Leistung führen dürfte. Im Allgemeinen sind Assistent*innen Handelnde, die einer ihnen gegenüber weisungsbefugten Handlungsinstanz *zuarbeiten* und daher in einem direkten, arbeitsförmigen Kooperationszusammenhang mit diesen stehen (»Assistenz der Geschäftsführung«, »Assistent des Professors«, »Operationstechnische Assistenz«). Die ›Idee‹ dabei ist, grob gesagt, dass die Haupthandelnden, welche über besondere Kompetenzen bzw. Spezialfähigkeiten verfügen, sich auf ihre Kernaufgaben konzentrieren können sollen, während die Assistierenden primär vorbereitende/organisatorische bzw. routineförmige Arbeiten übernehmen und den Haupthandelnden gleichsam den Rücken frei halten; sie treffen nicht die wichtigen Entscheidungen, agieren gleichsam auf der Hinterbühne, während diejenigen, denen assistiert wird, auf der Vorderbühne stehen.

Es ist somit naheliegend, dass Herr Greipel auf der manifesten Sinnebene eigentlich meint, dass er entweder einen *Betreuer* hatte, der seinerzeit die Position eines Assistenten des jeweiligen Lehrstuhlinhabers bekleidete oder aber, dass ihn der Assistent des ihn *eigentlich* betreuenden Professors/der ihn eigentlich betreuenden Professorin gleichsam stellvertretend bei der Anfertigung seiner Abschlussarbeit betreut hat, da der Professor/die Professorin dies an ihn delegiert hatte. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass Herr Greipel dies nicht sagt, sondern wörtlich genommen den faktischen oder stellvertretenden Betreuer seiner Abschlussarbeit zu seinem Assistenten macht und damit zu jemandem, der in seiner Weisungsbe-fugnis steht und ihm zuarbeitet, ja nachgerade eine Dienstleistungsfunktion für ihn erfüllt. Damit kehrt er nicht nur die faktische Status- und Beziehungsasymmetrie zwischen ihm und seinem damaligen Betreuer um, sondern weist überhaupt jegliche Betreuungsbedürftigkeit von sich. Vielmehr stellt er sich, zugespitzt formuliert, als *Genius* dar, der keine Betreuung benötigt, sondern lediglich einen persönlichen Assistenten, der ihm auf der Hinterbühne ›den Rücken frei hält‹ und ihm nach Bedarf bzw. auf Anfrage alle nötigen Informationen liefert und Routinearbeiten erledigt, damit er alle relevanten Fäden zusammenziehen und auf der Vorderbühne

⁴² Laborassistentierende können hier nicht gemeint sein, da man diese auch genauso bezeichnen würde. Außerdem gibt es sie ohnehin nur in Studiengängen wie Physik, Chemie oder Biologie.

brillieren kann. Mit anderen Worten: Es drückt sich auf der latenten Sinnebene eine Art ‚königliche‘ Haltung des Interviewees aus, der zufolge er wie selbstverständlich davon ausgeht, dass andere ihm zuarbeiten, ihn hofieren, ihm den roten Teppich ausrollen. Herr Greipel ist, zugespitzt formuliert, kein Mann für die einfachen, alltäglichen Dinge, kein Mann der Routine, sondern zuständig für außergewöhnliche intellektuelle Leistungen. Insofern können wir festhalten, dass sich die Heroisierung und Veraußeraltertäglichung des Interviewees deutlich fortsetzt.⁴³

Für den Fortgang der Interpretation stellt sich nun natürlich die Frage, in welcher Beziehung Laufen, Diplomarbeit/Studium und Assistent faktisch, aber auch auf der Ebene der Selbstdarstellung stehen. Herr Greipel sagt:

T. Greipel: der selber Langstreckenlauf gemacht hat

Mit »der selber Langstreckenlauf gemacht hat« wird nahegelegt, dass der Assistent gleichsam das verbindende Element zwischen Herrn Greipel und dem Laufen gewesen sei. Das »selber« betont dabei einerseits das authentische der Erfahrung des Assistenten, akkreditiert ihn als jemanden, »der weiß, wovon er spricht«. Zugleich deutet es an, dass Herr Greipel ebenfalls bereits gelaufen sein muss. Andernfalls wäre das »selber« überflüssig. Herr Greipel sagt wohlgerne nicht, dass der Assistent ihn beeinflusst habe, mit dem Laufen zu beginnen. Es scheint daher klar, dass er eine gewisse Rolle hinsichtlich der Genese der spezifischen Laufmotivation Herrn Greipels gespielt haben muss, aber welche, das ist noch rätselhaft. Jedenfalls muss Herr Greipel seiner Darstellung nach ja schon vorher gelaufen sein, was bedeutet, dass seine Ursprungsmotivation möglicherweise eine andere war und er durch das Laufen mit dem Assistenten gleichsam eine neue Facette am Laufen für sich entdeckt hat, die sodann auch zentral für die Identitätsbedeutsamkeit des Laufens wurde.

43 Damit korrespondiert sehr gut, dass Herr Greipel an einer anderen Stelle im Interview sagt, dass er auch einen »persönlichen Onlinetrainer« habe, der seinen Trainingsplan mache: »äh ich äh hab' n persönlichen Onlinetrainer, der macht meinen Trainingsplan, da seh' ich dann auch, was steht an welchem Tag an«. Der Trainingsplan ist also etwas, mit dem Herr Greipel lediglich konfrontiert wird und das er ausführen muss, womit er ansonsten aber nichts zu tun hat. Er ist lediglich für die Performance und die Realisierung des Erfolgs zuständig; die Hintergrundarbeit erledigt sein ›Trainer‹. »Persönlicher Onlinetrainer« ist im Übrigen auch eine Übertreibung und Inszenierung, weil ein Onlinetrainer eben kein persönlicher Trainer ist, wie man ihn sich klassischerweise vorstellen würde: nämlich als gleichsam face-to-face-Trainer, der nicht bloß Trainingspläne schreibt, sondern die einzelnen Trainings persönlich an- und begleitet. Daher liegt es nahe, dass Herr Greipel mit der Betonung des Persönlichen gewissermaßen an dieser Besonderheit, einen echten persönlichen Trainer zu haben, einfach nur partizipieren möchte.

Da Herr Greipel nunmehr vom »Langstreckenlauf« spricht und damit eine wettkampfförmige Kategorie verwendet, liegt es nahe, dass es motivationstechnisch eine wichtige Rolle gespielt hat, dass der Assistent wettkampfförmiger Läufer auf der Langdistanz war; das machte ihn als einen ›besonderen Typen‹ aus. Daher ist vor dem Hintergrund der bisher rekonstruierten Fallstruktur zu vermuten, dass Herr Greipel in der Sozialbeziehung zum Assistenten gleichsam eine Möglichkeit für sich erblickt hatte, vermittelt über das Langstreckenlaufen an der Besonderheit bzw. Außertäglichkeit des Assistenten partizipieren zu können. Mit anderen Worten: Herr Greipel wollte auch ein ›besonderer Typ‹ sein. Das Naheliegende ist nun freilich, dass er mit dem Assistenten laufen gegangen ist oder von diesem zumindest irgendwie dazu motiviert worden ist. Und die zentrale Frage wäre dann, was genau ihn daran gereizt hat.

T. Greipel: //mhm// und wenn ich ne () Frage zu nem Thema hatte, also ich hab in in Mathematik diplomiert

Man sieht schnell, dass die Darstellung nun geradezu die Gestalt eines ›Mythos‹ annimmt. Das Mythische besteht dabei darin, dass es sich hier um einen ›legendenartigen Erklärungsversuch dessen handelt, was für die Genese der Laufmotivation Herrn Greipels ausschlaggebend war. Mit anderen Worten: Angekündigt ist eine Art läuferisches Erweckungserlebnis, das den motivatorischen Grundstein legte.

Dieses wird nun eingeleitet mit »und wenn ich ne () Frage zu nem Thema hatte«. Das »ne Frage zu nem Thema« stellt dabei eine leere Konkretisierung dar, denn »nem Thema« ist völlig unspezifisch. Es wäre also ausreichend gewesen, »wenn ich ne Frage hatte« zu sagen. Zugleich sagt Herr Greipel aber auch nicht etwa »Problem« oder dass er »Diskussionsbedarf« gehabt habe. Damit wird die Diplomarbeit, um die es ja geht, ein Stück weit trivialisiert; es wirkt nicht so, als ginge es um etwas besonders Herausforderndes; daher wertet Herr Greipel sich dadurch wieder auf. Denn er suggeriert damit, dass er eigentlich keine Probleme oder Schwierigkeiten bei der Erstellung seiner Abschlussarbeit hatte, sondern lediglich Fragen zu fachinternen Themen, die ihn besonders interessiert haben, zumal mit »nem Thema« ja auch unterstellt ist, dass er in seiner Diplomarbeit sogar mehrere Themen behandelt habe. Er stellt sich kurzum als fachlich besonders umtriebig, engagiert und interessiert dar und ›unterschlägt‹ kehrseitig, einen Betreuungsbedarf gehabt zu haben, um den es ja der Sache nach geht. Der Assistent erscheint in dieser Darstellung damit lediglich als Experte, der Auskünfte erteilt. Die Konditionalkonstruktion macht sodann klar, dass eine Gesetzmäßigkeit angekündigt ist (›wenn X, dann Y‹), wobei noch unklar ist, welche Rolle dabei das Laufen spielt.

Darauf geht Herr Greipel sodann auch noch nicht ein, sondern schiebt noch eine Erläuterung ein: »also ich hab in in Mathematik diplomiert«. Offenbar sieht er einen Explikationsbedarf und möchte diesen aufklären. Sequenziell bezieht sich die Er-

läuterung darauf, dass Herr Greipel »ne Frage zu nem Thema hatte«. Der Umstand, dass er überhaupt Fragen zu Themen hatte und dass es jene angekündigte Gesetzmäßigkeit gibt, so die Implikation, hing also damit zusammen, dass er »in Mathe-matik diplomiert« habe, nach dem Motto: »Da hat man schon mal ne Frage«; die besondere Schwere des Mathematikstudiums legitimiere bzw. mache das ›Fragen-haben‹ sozusagen objektiv erforderlich; es ist nicht etwas, das auf Studierende aller Studienfächer zutreffe. Herr Greipel besondert sich kurzum über sein Studienfach, und nach allem, was wir bis hierhin über die Struktur seiner Selbstinszenierung be-reits gesagt haben, hätte es nun im Grunde auch verwundert, wenn er mit einem gleichsam weniger eindrucksvollen Fach aufgewartet wäre (mit Sport z.B.). Dazu passt auch, dass er »diplomiert« sagt. Alternativ hätte er nämlich auch etwa sagen können, dass er »Mathe« oder »Mathematik« studiert oder dass er seinen »Abschluss in Mathematik« *gemacht* habe. Auch wenn allein schon mit der Betonung, dass er überhaupt auf Diplom (und nicht etwa auf Magister) studiert hat, eine gewisse Auf-wertung verbunden ist, weil das Diplom aufgrund seines Praxisbezuges und auch in Relation zu den heute gängigen Studienabschlüssen durchaus ein hohes Renom-mee genießt, so hebt die konkrete Formulierung »diplomiert« die Selbstaufwertung auf eine höhere Stufe. Denn dies ist ein Wort, das es seit einiger Zeit in der Alltags-sprache zwar zu geben scheint, das aber irgendwie konstruiert und hochgestochen wirkt, was vor allem daran liegen dürfte, dass es einerseits an »promovieren« erin-nert bzw. von der Wortkonstruktion her eine Strukturähnlichkeit dazu aufweist, es gleichzeitig aber keinen institutionalisierten Prozess gibt, der »Diplomieren« oder »Diplomat« heißt. Entsprechend trägt man ja auch keinen »Diplomtitel« im Na-men, sondern verweist darauf höchstens in der Berufsbezeichnung (»Diplom-Inge-nieur«). Insofern scheint es doch so, dass das Wort »diplomieren« sich sozusagen in Anlehnung an »promovieren« im Alltagssprachgebrauch verfestigt hat, in dieser Verfestigung aber eben auch eine besondere Haltung bzw. Vorstellung sich aus-drückt: der Wunsch nach Partizipation am Promotionsstatus bzw. an dessen, wenn man so will, Exklusivität. Das scheint auch in Herrn Greipels Fall so zu sein – er macht seine Diplomarbeit der Tendenz nach zu einer Dissertation. Denn damit hebt er sich tendenziell aus der Masse der gewöhnlichen Studierenden weiter heraus. Die implizite Vorstellung dabei ist: Wer »in Mathematik diplomiert«, schließt nicht ein-fach ein Studium ab, sondern gehört zu einem elitären Kreis, dessen Angehörigen ein gleichsam höherer Status als den Normalstudierenden zukommt und mit wel-chem eine höhere soziale Anerkennung verbunden ist. Nach dem soeben interpre-tierten Einschub setzt Herr Greipel neu an, um die angekündigte Gesetzmäßigkeit darzulegen:

T. Greipel: ähm wenn ich ne Frage zum Thema hatte, dann hat er einem gesagt
»Thomas haste deine Laufschuhe dabei?«

Er schließt den Einschub mit einer kurzen Sortierung (»ähm«) ab und knüpft dann an den ›Mythos‹ dergestalt an, dass er zunächst die Bedingungskomponente der bereits eingeführten Konditionalkonstruktion wiederholt, wobei mit der darin eingesetzten Korrektur »zum Thema« der Bedeutungsüberschuss der vorherigen Formulierung manifest deutlich wird. Die angekündigte Gesetzmäßigkeit schildert er nun so, dass er den Assistenten zitiert: »dann hat er einem gesagt ‚Thomas haste deine Laufschuhe dabei?«. Ob der Assistent dies tatsächlich wörtlich so gesagt hat oder nicht, spielt dabei vorerst keine Rolle. Entscheidend ist, dass Herr Greipel es hier mythenhaft so darstellt, und die Frage ist, was es für seine motivationale Erweckung im Hinblick auf das Laufen bedeutet. Mit der konkreten Formulierung wird jedenfalls nahegelegt, dass die Bedingung dafür, dass der Assistent Fragen von Herrn Greipel beantwortet, darin bestanden habe, dass letzterer mit ihm laufen geht: Die Laufschuhe erscheinen so nicht nur wie eine Art ›Ticket‹ für die Beratung, sondern förmlich wie ein Ausrüstungsgegenstand, der für die Durchführung der Beratung zwingend notwendig, ja ein Bestandteil von ihr ist. Beratung bedeutet Laufengehen, und das wiederum bedeutet: man braucht Laufschuhe. Auch Eltern könnten, wenn man »Laufschuhe« etwa durch »Mathebuch«, »Taschenrechner« oder »Trinkflasche« ersetzt, so zu ihrem Kind sprechen, mit dem sie morgens das Haus verlassen, um es zur Schule zu bringen oder mit diesem bereits auf dem Weg dorthin sind. Die Äußerung hat also zunächst einmal den Status einer Rückversicherung; die Fragenden gehen sicher, dass die so Adressierten die jeweils angesprochene Sache dabei haben. Damit bringen sie sich in die Position einer sorgenden Kontrollinstanz und unterstellen damit kehrseitig, dass dies zum einen notwendig und zum anderen berechtigt/angemessen ist. Denn mit so einer Frage wird die adressierte Person in eine gleichsam sorgebedürftige Position gebracht. Die Unterstellung ist: sie seien nicht ganz selbstständig; man müsse ein Auge auf sie haben; sei für sie zuständig.⁴⁴ Umgekehrt kann die sorgebedürftige Person so nicht sprechen. Außerdem muss es sich aufgrund des »Du« um eine persönliche Sozialbeziehung handeln (es sei denn, es ist eine Schüler*innen-Lehrer*innen-Interaktion). Zudem ist die Frage freilich nur dann angemessen, wenn es tatsächlich fraglich ist, ob jemand die Sache dabei hat; es wäre unpassend, danach zu fragen, wenn es offensichtlich wäre. In jedem Fall hängt die Durchführung der jeweils mitthematischen Praxis, wie schon gesagt, an der aktuellen Verfügbarkeit der jeweils angesprochenen Sache; ohne sie geht es unterstelltermaßen nicht.

Damit wird das Laufen in der Darstellung Herrn Greipels also nicht nur zu einem wesentlichen, unentbehrlichen Teil der Beratungspraxis, sondern es wird auch

44 Anders wäre es, wenn die Frage »Thomas, haste *zufällig/vielleicht* deine Laufschuhe dabei?« lauten würde. Das wäre eine Auskunftsfrage, bei der nicht unterstellt wäre, dass die so adressierte Person die Laufschuhe dabei haben und diesbezüglich unbedingt kontrolliert werden müsste.

deutlich, dass der Interviewee sich in eine gleichsam hilfs- bzw. sorgebedürftige Position bringt, wie sie sich kehrseitig ja bereits im Assistenten-Haben ausgedrückt hat. Herr Greipel wirkt mit anderen Worten geradezu kindlich. Korrelativ dazu erscheint der Assistent nun wie eine Sorgeperson, der »sich seiner annimmt« und sich geradezu mit einer elternhaften Zuwendung darum kümmert, dass er das nötige Material dabei hat, damit die Beratung klappt, was in der Vergangenheit, so die Implikation, auch mal nicht geklappt hat; ansonsten müsste der Assistent nicht fragen. Zudem stellt Herr Greipel durch den Wechsel von »hatte [...] einen Assistenten« auf »hat er einem gesagt« die faktische Beziehungsasymmetrie zum Assistenten wieder her.

Aber welche Funktion könnte das Laufen in der Beratung nun haben? In der Darstellung als etwas funktional Unabdingbares erinnert es jedenfalls an eine Art zen-buddhistische Praxis, in der meditiert wird, um eine Erleuchtung zu erlangen oder an den »Kairos« aus der griechischen Mythologie, den »rechten Augenblick«, den es durch das Laufen zu begünstigen gilt. Der Assistent wäre dann, überspitzt formuliert, eine Art spiritueller Lehrer, der Herrn Greipel auf dem Weg der Erkenntnis-suche anleiten bzw. in eine Situation bringen soll, die als eine Art Katalysator für den Kairos fungiert. Zum Assistenten als eine Art spirituellem Lehrer passt indes auch gut, dass Herr Greipel »dann hat er *einem* gesagt« sagt. Das »*einem*« unterstellt nämlich nicht nur, dass das der Modus war, in dem der Assistent seine Betreuungspraxis *generell* gestaltete – das Laufen war *seine* Methode, mit der *alle* betreut wurden –, sondern auch, dass er dafür gleichsam *bekannt* war: Es war ein Identitätsmerkmal, das ihn, und das reproduziert sich hier, eben zum besonderen Typen machte – so, wie jemand sagen könnte, dass »der Peter ein Typ war, der einem immer gleich die Meinung gesagt« habe oder Ähnliches. Und Herr Greipel erhielt die Chance, an dieser Besonderheit zu partizipieren, die Chance, um in der spirituellen Sprache zu bleiben, ein Jünger zu werden. Hierin ist insofern durchaus eine gewisse Distinktionsbewegung zu erkennen, eine – jedenfalls in der Deutung Greipels so erscheinende – Vergemeinschaftungsbewegung mit dem Assistenten und ein damit verbundenes elitäres Denken, wie es ja auch Lutz (1989: 100) schon unter Laufenden identifizierte. Alles das hebt Herrn Greipel gleichsam aus der Masse der »normalen Menschen« heraus; er befindet sich von seiner Erzählung her zwar erst im Studium, stellt sich aber zugleich bereits als Angehöriger einer Elite dar. Insofern kann man vermuten, dass sich hier der Einfluss seines Herkunfts-milieus kenntlich macht und zudem möglicherweise auch eine berufsfeldspezifische Deutung der eigenen Biographie zum Ausdruck bringt, die an die Selbstinszenierung von Top-Managern erinnert, wie sie etwa Renate Liebold in ihrer Analyse von Autobiographien von Top-Managern wie Hans-Olaf Henkel oder Ferdinand Piëch festgestellt hat und welche darin besteht, sich zum einen als gleichsam geborener Genius bzw. außergewöhnliche Persönlichkeit darzustellen und zum anderen aber auch an das Herkunfts-milieu insofern anzuknüpfen, als dass die eigene (Berufs-)Biographie als eine Fortschrei-

bung einer familial-herkunftsbezogenen Erfolgsgeschichte erscheint (vgl. Liebold 2017). Das Laufen mit dem Assistenten scheint für Herrn Greipel also eine Art Anker für eine elitäre Vergemeinschaftung zu bilden: Es gehört gewissermaßen zum Elitestatus, den er für sich wie selbstverständlich beansprucht, dazu, und der Assistent repräsentiert diese Verknüpfung.

Dass Herr Greipel anschließend ausgerechnet »*Thomas haste deine Laufschuhe dabei*« und nicht einfach, was im Anschluss an das »*einem*« grammatischer wäre, »*haste deine Laufschuhe dabei?*«, verstärkt die Vergemeinschaftungsbewegung, indem die Art der Zuwendung des Assistenten und die Beziehung zu ihm wieder als besondere, partikulare dargestellt und betont werden.

T. Greipel: //mhm// Und dann hab ich entweder gesagt »nein«, und dann hat er gesagt »morgen bitte mit Laufschuhen und dann klären wir des Thema« <atmet ein> oder »Ja«, und dann hat er gesagt »in ner halben Stunde vor meinem Büro, wir gehen laufen und dann sprechen wir über alles, ich nehm mir Zeit«

Herr Greipel setzt fort mit »Und dann hab ich entweder gesagt nein«. Es geht also um seine Reaktion auf die Frage des Assistenten nach den Laufschuhen. Das »entweder« unterstellt, dass er eine Wahl zwischen verschiedenen Optionen hatte, wobei das »nein« offenbar für die Option steht, keine Laufschuhe dabei zu haben. Vor dem Hintergrund des bereits Rekonstruierten verwundert das natürlich bzw. ist logisch inkonsistent. Denn gemäß der Darstellung des Interviewees müsste er es ja eigentlich schon gewusst haben, dass der Assistent nur *mit* Laufschuhen berät. Warum geht er also ohne Laufschuhe hin? Es liegt nahe, dass dies mit der Mythenhaftigkeit der Darstellung zu tun hat: Wir wissen nicht, wie es sich tatsächlich abgespielt; vielleicht hat der Assistent ja auch ohne Laufschuhe beraten; und vielleicht hat Herr Greipel auch nie mit »nein« geantwortet. Auf der *Darstellungsebene* suggeriert er damit jedenfalls, in seiner Reaktion auf die Kondition des Assistenten autonom gewesen zu sein: Die Entscheidung, ob er seine Laufschuhe mitnimmt, *traf er*, so die Unterstellung. Hingegen liegt auf der latenten Ebene de facto eine Ausweglosigkeit vor, die sich in der Anschlussäußerung dann auch in sozusagen gesteigerter Form reproduziert.

Denn mit »und dann hat er gesagt »morgen bitte mit Laufschuhen und dann klären wir des Thema« setzt sich fort, dass das Laufen essenziell für die Beratung ist, es *muss* sein. Das »morgen bitte mit Laufschuhen« ist eine Ansage, keine Frage oder Option. Wenn Herr Greipel seine Laufschuhe also nicht dabei hatte, so die Unterstellung, war keine Beratung/Betreuung möglich und er hatte am nächsten Tag mit Laufschuhen vorzusprechen. Es gibt keine Alternative; Laufen ist notwendig, damit sich der Kairos einstellen kann. Und der Assistent ist wiederum derjenige, der sicherzustellen hat, dass Herr Greipel in diese Situation kommt; er ist derjenige, der dafür sorgen muss, dass Herr Greipel mit der entsprechenden Ausrüs-

tung erscheint, wobei das Sorgende nun gleichsam einen autoritären Ton erhält. Das »klären wir« unterstellt indes, dass die Fragen auch mit Sicherheit beantwortet werden können, wobei dies als ein beidseitiges Unterfangen nun erscheint. Zum einen wird das »Thema« also wie ein Problem behandelt, das sich relativ einfach »klären« lässt. Zum anderen fungiert der Assistent dabei aber nicht einfach als Experte bzw. Informant, der lediglich Auskünfte erteilt, sondern, darin Herrn Greipel sozusagen gleichgestellt, als jemand, der selbst erkenntnisbedürftig und auf den Kairos im Kontext des Laufens angewiesen ist; entscheidend ist, dass sie beide laufen gehen, dann stellt sich, so die Implikation, die Erkenntnis bzw. Problemlösung schon ›wie von selbst‹ ein. Das Entscheidende ist das Laufen; es ist integraler Teil des Erkenntnisprozesses bzw. der Problemlösung im Rahmen der Betreuung/Beratung. Damit reproduziert sich die Besonderung bzw. Inszenierung des Laufens als einer Praxis der Außergewöhnlichen, der intellektuellen Genies, die sich über ein Ritual der Erzeugung von Geistesblitzen gleichsam vergemeinschaften.

In der Logik der Autonomiewahrung, die Herr Greipel mit dem »nein« manifest suggerierte, müsste er nun in seiner Darstellung eigentlich entweder eine Kritik am Assistenten formulieren bzw. eine Beratung auch ohne Laufschuhe einfordern, aber das macht er nicht, und es würde auch nicht zur rekonstruierten Struktur passen, weil dies die Vergemeinschaftung und Besonderung gleichsam zerstören würde. Er sagt: »oder ›Ja‹, und dann hat er gesagt ›in ner halben Stunde vor meinem Büro, wir gehen laufen und dann sprechen wir über alles, ich nehm mir Zeit‹.«

Damit zieht sich der autoritäre Ton durch bzw. wird verstärkt. Das »in ner halben Stunde vor meinem Büro, wir gehen laufen« ist befehlsartig und apodiktisch. So kann nur jemand sprechen, der/die eine Art Befehlsgewalt gegenüber der adressierten Person innehat; die Äußerung erinnert – nicht zuletzt auch wegen ihrer telegrammatischen Struktur – an militär- und polizeilähnliche Kontexte, wo es Befehlsketten und entsprechende Hierarchien gibt. So könnte etwa eine Kriminalkommissarin mit einer ihr unterstellten Kollegin sprechen, mit der zusammen sie an einem Fall arbeitet: »In einer halben Stunde am Flughafen, wir nehmen den Flieger nach Brüssel. Der Verdächtige hat sich abgesetzt«. Es handelt sich also um eine Einbeziehung angesichts dessen, dass es einen ziemlich akuten Handlungsdruck gibt; für Fragen oder Erklärungen ist keine Zeit. Insofern muss es sich auch um etwas ausgesprochen Wichtiges handeln, das nicht aufschiebbar ist. Im inneren Kontext reproduziert sich damit natürlich die Besonderung bzw. Veraufleralltäglichung des Laufens und die um dieses herum zentrierte Elitegemeinschaft: Der Kairos ist flüchtig, es darf keine Zeit verloren werden; es gilt, ihm sofort nachzujagen; es ist wie eine Mission, die beginnt.

Das »und dann sprechen wir über alles« reproduziert sodann die Besonderheit der Beziehung, betont das Moment der partikularen Zuwendung. Das Über-alles-Sprechen impliziert einen umfassenden, prinzipiell keine sachlichen, zeitlichen oder persönlichen Grenzen kennenden Dialog, der eine Verpflichtung zur Ex-

position beinhaltet: nichts wird geheim gehalten. Mit »ich nehm mir Zeit« wird die Exklusivität der Beziehung zum Assistenten herausgehoben, denn Sich-Zeitnehmen impliziert immer eine nicht selbstverständliche Zurückstellung anderer Verpflichtungen und damit eben eine besondere Zuwendung, was objektiv freilich nicht passt, weil es sich bei dem erzählten Kontext um eine Betreuungs- bzw. Beratungsbeziehung handelt und damit eben doch um etwas Selbstverständliches, das Herrn Greipel ohnehin zugestanden hätte. Der Assistent *musste* sich Zeit für ihn nehmen, das war sein ›Job‹; die entscheidende Frage wäre nur gewesen, *wann* es am besten passt. Herr Greipel deutet es also nur so, weil für ihn das Exklusive, die exklusive Vergemeinschaftung entscheidend ist. Damit unterläuft ihm eine Verkehrung von Informalität und Formalität bzw. von rollenförmiger und diffuser Sozialbeziehung, was ja auch zu der Entgrenzung von Studium und Freizeit passt. Und letztlich passt beides sehr gut zu Strukturen, die für subjektivierte Arbeitsbeziehungen (vgl. Moldaschl/Voß 2002) bzw. den sogenannten »Arbeitskraftunternehmer« (Pongratz/Voß 2004) als typisch gelten.

Dazu passt ebenso gut, dass Herr Greipel als Treffpunkt zum Laufen ausgerechnet ›vor dem Büro des Assistenten nennt. Denn damit ist klar, dass das Laufen *in der universitären Öffentlichkeit* stattgefunden haben muss bzw. das Büro, metaphorisch gesprochen, nach draußen verlegt wurde; die beiden haben sich der Darstellung nach nicht etwa privat im Park oder sonst wo getroffen. Das Laufen erscheint hier also eindeutig nicht als eine freizeitliche Praxis. Natürlich wissen wir letztlich nicht, wie es wirklich gewesen ist; aber zugleich haben wir eben auch keinen Anlass, Herrn Greipels Darstellung nicht zu glauben. Und auch wenn sich die beiden ›nur im Foyer oder vor dem Institutsgebäude getroffen haben, würde es sich ja letztlich immer noch (im weitesten Sinne) um universitäre Öffentlichkeit handeln. Das scheint insofern das entscheidende Moment zu sein, und es liegt für mich relativ auf der Hand, warum das so ist: Das Laufen in der universitären Öffentlichkeit bot Herrn Geipel und dem Assistenten eine Bühne, auf welcher sie sich als elitäre Gemeinschaft *inszenieren* konnten. Mit anderen Worten: Das Laufen in der universitären Öffentlichkeit war Teil ihrer Inszenierungspraxis. Das ist das, was Herr Geipel beim Laufen mit jenem Assistenten also ›gelernt‹ haben muss: Die Verschränkung von Laufen bzw. Freizeit und Arbeit ermöglicht es, sich gleichsam mithilfe der jeweiligen Freizeittätigkeit in der Arbeit zu profilieren, die Zugehörigkeit zu einem elitären ›inner circle‹ zu markieren und sich auf diese Weise gegenüber Kolleginnen und Kollegen zu distinguiieren.

Von hier aus fragt es sich freilich nun, wie es denn während des Laufens dann konkret ablief und was die beiden dabei besprochen haben und wie Herr Greipel von hier aus dann überhaupt zum Marathon- bzw. Wettkampflaufen gekommen ist etc. Gleichwohl geht er darauf in seiner Eingangsdarstellung nicht mehr ein, sondern mündet in ein Resümee, was bedeutet, das in seiner Perspektive er offenbar alles gesagt zu haben meint, was für die Frage, wie er zum Laufen gekommen und war-

um diese Praxis für ihn identitätsbedeutsam geworden sei, relevant ist. Sein läufiger Habitus wurde also in seiner Studienzeit grundgelegt; in gewisser Weise, so kann man zugesetzt sagen, dass Herr Greipel gleichsam nicht nur in Mathematik, sondern auch im Laufen »diplomiert« hat. Und das, was ihn dabei auf der Ebene der latenten Motivationsstruktur gereizt zu haben scheint, scheint darin zu bestehen, dass er das Laufen als ein ›Mittel‹ entdeckt hat, das er zum Zwecke der Selbstinszenierung nutzen kann, einer Inszenierung als jemand, der zu einer (Leistungs-)Elite gehört und ein außergewöhnlicher Typ ist.

T. Greipel: »und so bin ich zum Langstreckenlauf gekommen, also so bin ich dann hab i- bin ich dann meinen ersten Marathon <atmet ein> gelaufen und <schluckt> ja so kam dann das eine zum anderen«

Wie gesagt: Herr Greipel nimmt keine weiteren Konkretisierungen vor, verhält sich aber auch auf der manifesten Ebene weiterhin nicht dazu, was ihn letztlich am Laufen interessiert hat. Stattdessen suggeriert er, dass die weitere Entwicklung zum Wettkampfläufer unmittelbar einsichtig bzw. logisch gewesen sei: »so kam dann das eine zum anderen«. Er versucht es zwar als eine autonome Entscheidung darzustellen und eine Erläuterung zu geben: »so bin ich«, »also so bin ich dann«. Gleichwohl bleibt zum einen die Erläuterung bis auf den impliziten Hinweis, dass das Laufen mit dem Assistenten wohl zu einer Marathonteilnahme geführt hat, völlig leer. Und zum anderen wird durch den Wechsel von der Ich- auf die Beobachterperspektive – »so kam dann« die autonome Position wiederum eingeklammert; es bleibt ein Prozess mit einer Herrn Greipel nicht bewusst zugänglichen Dynamik bzw. es kommt eine regelrechte Vermeidung einer Positionierung zum Ausdruck, weil Herr Greipel dem Detaillierungswang, der an dieser Stelle objektiv gegeben ist, ausweicht. Was heißt es, dass er »so« seinen »ersten Marathon« gelaufen ist? Wann war »dann«? Welche Rolle hat der Assistent dabei gespielt? Sind die beiden zusammen einen Marathon gelaufen? Haben sie während der Sprechstunden dafür trainiert? Oder hat der Assistent ihn lediglich dazu motiviert, für einen Marathon zu trainieren, den er irgendwann später alleine gelaufen ist? Die explizite Thematisierung der dazugehörigen Zusammenhänge fehlt.

Von der rekonstruierten Motivationsstruktur aus betrachtet, kann man sich gleichwohl, auch wenn Herr Greipel nicht darauf eingegangen ist, gut vorstellen, warum das Marathonlaufen für ihn interessant wurde: Im Grunde stellt es eine gleichsam logische Konsequenz dar, da es eben nicht nur die ›Königsdisziplin‹ des Laufsports ist, sondern für seine Inszenierungspraxis auch eine *Bühne* bietet. Und es passt von hier aus freilich gut, dass er später zum *Ironman* gekommen bzw. gewechselt ist, denn diese Praxis ist noch exklusiver und bietet damit noch mehr

Distinktionspotenziale im Hinblick auf die Selbstdarstellung als Elite.⁴⁵ Wie er zu seiner ersten Marathonteilnahme gekommen ist, werden wir uns weiter unten noch genauer anschauen.

Eine zentrale Frage für die weitere Analyse wird ebenfalls sein, wie die Inszenierungslogik auf berufspraktischer Ebene Herrn Greipels eingebettet ist: Ausgehend von der rekonstruierten Motivationsstruktur liegt es natürlich nahe, dass er das Laufen, allgemeiner: sein ausdauersportliches Engagement auch im beruflichen Kontext zu Selbstdarstellungszwecken nutzt und eine funktionale Verbindung zwischen Arbeit und sportlicher Aktivität herzustellen versucht. Dabei liegt es wiederum nahe, dass es nicht nur bei einer gleichsam bloß gedachten Verbindung bleibt, sondern es erneut zu einer Entgrenzung von Arbeit und Freizeit auch auf der lebenspraktischen Ebene kommt. Eine weitere wichtige Frage wird dabei insofern sein, wie er darüber vermittelt möglicherweise Anerkennung bekommt und wie seine faktischen beruflichen Anforderungen bzw. Arbeitsbedingungen beschaffen sind, dass dies möglich ist. Denn es ist bereits jetzt erklärungsbedürftig, wie es sein kann, dass jemand, der formalstrukturell zum oberen Management gehört und damit qua Position Gestaltungsmacht hat und sie nutzen muss, sich über eine Leistungsvorstellung inszenieren kann, die vor allem etwas mit Durchhalten und damit geradezu mit dem Gegenteil von Gestalten zu tun hat.

Auch die Bewährungsfigur betreffend scheint mir die Inszenierung das Kernelement zu sein: Herrn Greipels Selbstcharismatisierung, der zufolge er sich als jemand begreift, der außergewöhnlich und Teil einer Leistungselite ist, ist, wenn man so will, künstlich aufgebläht und wird nicht authentisch verkörpert. Die Inszenierung ist damit Teil der Bewährungspraxis Herrn Greipels. Insofern besteht die Kehrseite seiner Bewährungsfigur eben darin, dass sie entgegen dem Selbstverständnis, das Herr Greipel von sich hat, auf ein wenig autonomes Ich verweist, das der Inszenierung eben überhaupt *bedarf*. Damit ist die Selbstcharismatisierung gleichsam ein Stück weit von der faktischen Lebenspraxis entkoppelt, rekuriert auf ein idealisiert-verklärtes Selbstbild. Insofern passt dies auch gut zur Struktur des nicht-

45 Auch seine Schilderung dessen, wie er zum Triathlon bzw. Ironman gekommen ist, passt gut dazu: »und ähhm äh dann habn wir hab' ich so in in also ichh wohn' in X und in der Umgebung <atmet ein> ähm gab es dann so, ich sag mal so drei, vier alte Männer, die waren immer mit dem Fahrrad unterwegs und dann habn wir 'n Kreiselfest, wo halt alle, die <atmet ein> ähh <macht komische Geräusche, sucht nach passenden Wörtern> in der Umgebung von mir wohnen, zusammen feiern und dann kamen wir auf das Thema Fahrradfahren <atmet ein>; I: mhmm//und dann (unv. habn?) die vier gesagt ›wir nehmen dich mal mit‹. Ohne dies ausführlich zu interpretieren, sieht man, dass auch hier wieder das Thema Exklusivität eine Rolle spielt, und wieder ist Herr Greipel wie ein Kind, das in eine fast schon geheim anmutende Sache eingeweiht wird (›wir nehmen dich mal mit‹) und das sich lediglich gleichsam von oben betrachtet, ohne sich dazu als autonomes Ich zu verhalten.

sportlichen Marathonlaufens und ähnelt auch der Bewährungspraxis Herrn Gerkens, die ebenfalls das Moment der Bewährung ›außerhalb des echten Lebens‹ in sich trägt. Zum einen hat die Inszenierung für Herrn Greipel also einen sozusagen nach innen gerichteten Reiz, der sein Ich stabilisiert; zum anderen ist sie jedoch auch an die Anerkennung durch andere geknüpft, sofern sich ja nur über etwas inszenieren lässt, was allgemein anerkannt ist. Und das wiederum bedeutet, dass es gleichsam auf Dauer gestellter Anpassungsleistungen an Erwartungen anderer bedarf.

Insgesamt erinnert diese Inszenierungsstruktur im Kern an die von Fromm so bezeichnete »Marketing-Orientierung«, der er eine Identitätsformation zurechnet, die sich auf die Formel: «*Ich bin so, wie ihr mich wünscht*» bringen lässt (Fromm 1989[1947]: 50, Hervh. i.O.). Diese korrespondiert auch mit Riesmans aufsengeleitetem Charakter – in der angepassten Ausprägung jedenfalls – (1965[1950]: 38, 252ff.), den er explizit im Anschluss an Fromms Marketing-Orientierung entwickelt hat bzw. mit dem bereits zitierten reflexiv-konformistischen Charakter, von dem Voswinkel (2002: 83) wiederum in Anlehnung an Riesman spricht. Entscheidend in allen Bestimmungen ist, dass der Identitätskern eines solchen Charakters darin besteht, dass er auf die Anerkennung durch andere angewiesen ist und sich dieser Anerkennung durch Konformitätsleistungen stetig versichern muss. Aus diesem Grund, so Fromm, seien Anerkennungsmarker wie »Prestige, Stellung, Erfolg und die Tatsache, daß er anderen als eine bestimmte Person bekannt ist« für jemanden mit einer solchen Charakterstruktur gewissermaßen »der Ersatz für das echte Identitätsgefühl« (Fromm 1989[1947]: 50). »Das«, so Fromm weiter, »zwingt ihn, die gleiche Rolle weiterzuspielen, mit der er einmal Erfolg hatte« (ebd.) und alle »Eigenheiten«, die nicht zu dieser Rolle passen, zu eliminieren: »Denn die Marketing-Persönlichkeit muß frei sein, frei von jeglicher Individualität« (ebd.: 53). Fromm sagt indes nicht explizit, dass die Marketing-Orientierung mit einem Hang zur Selbstinszenierung einhergeht, aber im Grunde kann man sagen, dass dies dieser Charakterstruktur immanent sein muss und in der spezifischen Bezeichnung selbst ja auch schon angelegt ist (es geht darum, sich zu vermarkten). Denn sofern der Identitätskern dieses Charakters darin besteht, gewissermaßen flüssig oder austauschbar zu sein und auf entsprechende Anerkennung angewiesen ist, muss er in der Konsequenz inszeniert werden: Das, was jemand mit dieser Charakterstruktur ist, ist immer das, was er vorgibt zu sein, in Abhängig dessen, wie andere als anerkennungswürdig und erstrebenswert ansehen. Und freilich ist die Ausbildung eines solchen Charakters sowie einer auf diesem aufbauenden Bewährungsfigur nur innerhalb einer solchen Anerkennungsgemeinschaft vorstellbar, in welcher die Selbstinszenierung selbst als legitime Praxis anerkannt ist und gleichsam nicht so auffällt, wie sie es täte, wenn dies nicht der Fall wäre.

Was Herr Greipel also im Studium anscheinend ›gelernt‹ hat, ist, dass es schlichtweg dazugehört, sich zu inszenieren, wenn man als zur Elite zugehörig

sich zeigen und Erfolg haben, mit anderen Worten: sich in dieser anerkennungsrelevanten Gemeinschaft *bewähren* will, und er muss gelernt haben, dass das Laufen bzw. Marathonlaufen ein in diesem Milieu anerkanntes Selbstinszenierungsritual bzw. -instrument darstellt. Das erklärt jedenfalls seine Positionslosigkeit dazu: Es war nicht etwas, das er aufgrund persönlicher Präferenzen bewusst gewählt hatte, sondern etwas, bei dem er einfach mitmachte, weil es sich so gehörte. Man kann diesen Inszenierungshabitus durchaus mit Bourdieu (1983: 186) als ein »inkorporiertes Kulturkapital« begreifen, das bei der Sozialisation ins Berufsleben (die ja im weiteren Sinne mit dem Eintritt ins Studium schon beginnt), aber vermutlich auch schon vorher bei der Sozialisation im Herkunftsmilieu verinnerlicht worden sein muss. Denn es ist etwas, das Herrn Greipel wie ›am laufenden Band‹ unterläuft, es ist etwas, was er nicht steuern kann: Die Selbstinszenierung und das mit ihr verbundene Geltungsbedürfnis als elitär/außergewöhnlich sind selbstlaufend, und die Vergemeinschaftungsbewegung mit dem Assistenten wird als etwas dargestellt, das sich wie selbstverständlich ereignet hat. Offenbar ist es für ihn von vornherein klar, dass sein Laufengagement ihm die Möglichkeit des Zugriffs auf ein spezifisches »soziale[s] Kapital« (ebd.: 190) eröffnet, im Sinne der Zugehörigkeit zu einer tendenziell exklusiven Gruppe, mit der möglicherweise wiederum Chancen auf beruflichen Aufstieg einhergehen. Damit findet sich insofern auch ein Anknüpfungspunkt zu Neckels in Kapitel 2.7 bereits zitierten Diagnose, der zufolge das Marathonlaufen vor allem ein Distinktionsmittel sei und »die innerstädtische Konkurrenz heutiger »Leistungsträger« symbolisiere (2000: 136, Hervh. i. O.). Und tatsächlich kann man die Inszenierungspraxis Herrn Greipels als Ausdruck einer Konkurrenzorientierung interpretieren, denn schließlich geht es ja darum, sich von anderen abzuheben und damit möglicherweise etwaige Vorteile im Berufsleben sich zu verschaffen. Allerdings stellt sich dann die Folgefrage, warum die Inszenierung ausgerechnet über eine Praxis läuft, die in sich auf Selbstunterwerfung abzielt und zu welcher die Vorstellung gehört, dass Leistung vor allem etwas mit Durchhalten und Erleiden zu tun hat.

Fromm (1989[1947]) betrachtet die Charakterstruktur des ›Marketing-Menschen‹ nicht als sadomasochistisch, sondern als eine »indifferente Orientierung« (ebd.: 73), weil sie »in seelischer Hinsicht Beziehungslosigkeit« (ebd.: 74) bedeutet, auch wenn die jeweilige Person oberflächlich gesehen durchaus viele Kontakte haben und ein ›umgänglicher Typ‹ sein kann; hingegen ist die sadomasochistische Orientierung beziehungsmäßig symbiotisch. Dies scheint einerseits auch für Herrn Greipels Fall zuzutreffen: Denn ein in idealtypischer Hinsicht zentraler Unterschied zur Motivationsstruktur bzw. Bewährungsfigur Herrn Gerkens besteht darin, dass seine Laufpraxis nicht primär masochistisch motiviert anmutet – jedenfalls war etwas Derartiges in seiner Eingangsdarstellung im Gegensatz zu der Herrn Gerkens nicht feststellbar. Stattdessen leiten seine Laufpraxis ein Geltungsbedürfnis und ein damit verbundener Selbstinszenierungswunsch an: Er ›setzt‹

sein Laufengagement, so die Strukturhypothese, nachgerade ein, um sich als Teil einer Leistungselite zu inszenieren, die unter Leistung offenbar primär besonderes Durchhaltevermögen versteht und entsprechende Selbstdarstellungen anerkennt; aber es ist nicht das Durchhalten selbst, aus dem Herr Greipel seinen Pay-off zieht. Insofern liegt es nahe, dass mit sich verändernden Anerkennungsverhältnissen auch seine Inszenierungspraxis sich ein neues Medium suchen könnte.

Andererseits, und das ist das Gemeinsame der beiden Fälle, rekurriert Herr Greipel eben wie selbstverständlich auf eine Leistungsvorstellung, die in erster Linie auf Durchhalten und Erleiden abstellt, auch wenn dies in der weiteren Analyse noch stärker unterfüttert werden muss (sein faktisches Lauf- und Triathlonengagement sowie die Formulierungen »Ausdauerlaufen« und »Langstreckenlauf« legen das jedenfalls nahe). Darin würde sich durchaus ein masochistischer Zug zeigen, zu der auch sein sich andeutender Hang zum Konformismus passt, denn zum einen ist die Logik der Inszenierung grundsätzlich nicht ohne Anpassung denkbar und zum anderen hat sich Herr Greipel ja eben auch den Bedingungen des Assistenten bereitwillig unterworfen. Korrelativ dazu verweist seine ›königliche‹ Haltung auf einen sadistisch anmutenden Zug; es ist eine Haltung ›von oben herab‹. Fromm betont letztlich, dass es auch Mischtypen zwischen unterschiedlichen Orientierungen geben kann; er unterscheidet die hortende, rezeptive und ausbeuterische Orientierung, die er wie die Marketing-Orientierung zu den »nicht-produktiven« Orientierungen zählt (ebd.: 74ff.). Von daher wäre es denkbar, dass sich hier die Inszenierungsstruktur mit einer autoritären Disposition paart, auch wenn, wie gesagt, das primär Motivierende hinter der Laufpraxis Herrn Greipel die durch die Inszenierung erzielbaren ›Benefits‹ zu sein scheinen.

Schließlich liegt es nahe, dass auch die Bewährungsfigur Herrn Greipels eine wenig autonome, regressive ist (nicht umsonst spricht Fromm eben von »nicht-produktiven« Orientierungen). Denn wie gesagt: Offenbar ist es ihm nicht möglich, ohne die auf seinem Sportengagement aufbauende Selbstinszenierungspraxis sich zu bewähren. Auch in seinem Fall lässt sich insofern davon sprechen, dass das Laufen kompensativ auf eine Autonomie-Bewährungs-Problematik bezogen ist. Und wiederum ist es auch in seinem Fall instruktiv, dass er, wie Herr Gerken lebensgeschichtlich relativ früh und in einem Kontext zum (Marathon-)Laufen gekommen ist, in welchem die Adoleszenzkrise typischerweise langsam, aber sicher ihren Höhepunkt erreicht und damit verbunden natürlich auch das Bewährungsproblem als solches immer drängender wird. Offenbar stellte das Laufen in dieser Zeit ein, wie Lutz es ausdrückt, »Angebot des Raumes« (1989: 171) dar, das Herrn Greipel zusprach und das er ergriffen hat und was sich, auch wenn nunmehr der Triathlon dazugekommen ist, bis zum Interviewzeitpunkt als eine Art ›Bewährungshilfe‹ biographisch durchgezogen hat. Dabei ist bemerkenswert, dass dieses, wenn man so will, Autonomiedefizit Herrn Greipels sich auch auf der Ebene der Erzählung selbst zeigt: Er kann sich zu seinem Laufeinstieg eben nicht explizit als autonome Person verhal-

ten, sondern schildert lediglich mythenhaft einen äußereren Ablauf, bei dem er gleichsam nur selbstbeobachtend (›da muss ich lange nachdenken‹) über sich ›schwebt‹. Dazu passt auch der fast schon kindliche Charakter seines Erzählduktus.⁴⁶ Das distanzierte Selbstverhältnis des Sich-selbst-Beobachtens erinnert dabei stark an eine Identitätsformation, die von Oevermann als eine »versozialwissenschaftliche« bezeichnet wurde (Oevermann 1984) und die eben auch gut mit der Marketing-Orientierung und dem Autonomiedefizit bzw. der Identitätsproblematik, die damit einhergehen, korrespondiert. Ohne es an dieser Stelle en détail auszuführen, lässt sich eine solche Identitätsformation so bestimmen, dass sie Lebenspraxis insofern zu verweigern neigt, als dass sie das strukturelle Problem, als autonome Lebenspraxis in eine offene Zukunft hinein zu handeln – das heißt: Entscheidungen zu treffen, obwohl keine rationalen Entscheidungskriterien zur Verfügung stehen – und sich damit verbunden auch als autonome Person zu bewahren, dahingehend löst, dass sie glaubt, ›durch objektivierende wissenschaftliche Betrachtung Entscheidungsprobleme bewältigen zu können und [dabei nicht bemerkt], daß man sie als lebenspraktische durch Reduktion auf wissenschaftliche Problemlösung gerade umgeht‹ (ebd.:472). Dafür, dass Herr Greipel diesem Typus bzw. einem Subtypus dieser Identitätsformation zuzurechnen ist, spricht ebenfalls, dass er auf einem Berufsprofil von sich im Internet angegeben hat, ›Fan‹ von insbesondere zwei Autoren zu sein, die erfolgreiche Ratgeber zum Thema Erfolg, Effizienz und das, was man allgemein als ›mentales Training‹ bezeichnen könnte, geschrieben haben und die dabei eine Verknüpfung auch zu spirituellen bzw. esoterischen Konzepten herstellen. Insofern passt das Versozialwissenschaftliche in seinem Fall vielleicht nicht ganz so gut, aber eine Verweigerung von Lebenspraxis bleibt es trotzdem.

Wir wollen die idealtypische Verdichtung und theoretische Kontextuierung der bisher rekonstruierten Fallstruktur an diesem Punkt unterbrechen und im Weiteren zunächst schauen, inwiefern sich die Fallstruktur reproduziert und ob neue Aspekte hinzukommen. Dazu wollen wir uns einen Abschnitt anschauen, in dem es explizit um die erste Marathonteilnahme Herrn Greipels geht. Anschließend soll es noch kurz um seine Anmeldung in der M-M-W gehen. Da es nun, wie gesagt, um die Überprüfung und Anreicherung der bisher rekonstruierten Fallstruktur geht, können wir im Folgenden nun zügiger interpretieren.

46 Das haben wir zwar nicht gesondert interpretiert, aber es scheint unsere Interpretation ebenfalls zu bestärken: Das recht häufige laute Einatmen, das im Transkript protokolliert wurde, unterstreicht gleichsam gestisch die Schwierigkeiten, die Herr Greipel hat, seine Biographie zu thematisieren; entsprechend zieht sich dies durch das ganze Interview durch: Er leidet förmlich an der Erzählung.

c) Erste Marathonteilnahme und Anmeldung bei der Marathon-Manager-Wertung

Direkt nach der Eingangspassage, in welcher der Interviewee die Geschichte mit dem Assistenten erzählte, stellt der Interviewer eine Nachfrage bezüglich seiner ersten Marathonteilnahme, die Herr Greipel im Resümee jenes Abschnitts selbst zwar thematisch gesetzt, aber nicht weiter thematisiert hat:

I: Ja okay. Wie war das äh konkret mit dem ersten Marathon ähh wie sah das aus? Habn habn Sie gesacht so jetzt »ich ich nehm mir das vor und mach jetzt äh unbedingt nen Marathon« oder hat sich das irgendwie ergeben //wie//

Mit dem »Ja okay« signalisiert der Interviewer zunächst, dass er den bisherigen Ausführungen folgen konnte und sie gewissermaßen gelten lässt. Kehrseitig deutet sich darin aber auch schon an, dass er noch nicht ganz zufrieden ist. Offenkundig sieht er noch einen Explikationsbedarf im Hinblick auf die erste Marathonteilnahme Herrn Greipels. Der erste Teil der Frage ist dabei sehr offengehalten (»Wie war das?«, »wie sah das aus?«). Das »konkret« impliziert, dass der Interviewer vor allem auf das »erlebte Leben« (Rosenthal 2015) abzielt: Wie hat sich das mit dem Laufen und der ersten Marathonteilnahme lebenspraktisch zugetragen? Es geht offenbar um die Transition vom Laufen mit dem Assistenten im Rahmen des Studiums zum wettkampfförmigen Laufen, die im vorhergehenden Abschnitt unexpliziert geblieben ist. Im Grunde hätte die Frage so stehengelassen werden können. Der Interviewer aber sieht nun selbst noch einen Konkretisierungsbedarf, was gleichwohl dazu führt, dass die Offenheit des ersten Frageteils etwas eingeschränkt wird, weil jetzt zwei Antwortoptionen vorgegeben werden, die sich auf die übergeordnete Frage beziehen, wie *bewusst* die Entscheidung, einen Marathon zu laufen, eigentlich war, was die Thematisierung des motivationalen Hintergrunds impliziert. Die beiden Antwortoptionen markieren hierbei zwei entgegengesetzte Pole: Während die erste Option eine feste Absicht (»ich nehm mir das vor«, »unbedingt«) und eine daraus resultierende bewusste Entscheidung (»habn Sie gesacht so jetzt«, »mach jetzt«) unterstellt, wird im zweiten Teil suggeriert, dass es sich in der Binnenperspektive des Interviewees um etwas Kontingentes gehandelt habe, das auch nach wie vor noch nicht reflexiv »eingeholt« wurde (»irgendwie ergeben«). Diese zweite Option schränkt die Offenheit nun noch stärker ein, denn Bezug nehmend darauf könnte der Interviewee in seiner Antwort auf die Explikation seiner Motivation auch gänzlich verzichten bzw. darauf verweisen, keine Erklärung parat zu haben. Gleichwohl wird er aber auch dann nicht drum herumkommen, dies zu begründen: Warum ist ihm das nicht zugänglich? Zudem wäre dies von der Inszenierungslogik ausgehend auch eher unwahrscheinlich, dass er sich darauf zurückzieht. Und letztlich kann er sich der Konkretisierungsanforderung aus dem ersten Frageteil auch ungeachtet der angebotenen Optionen nicht wirklich entziehen, denn diese stehen nun mal

schon ›im Raum‹; zumindest muss er also damit rechnen, dass der Interviewer weiter nachfragt, wenn er selbst nichts dazu sagt.

Just als der Interviewer mit dem ›wie‹ dazu ansetzt, eine weitere Frage zu stellen bzw. die Frage womöglich wieder zu öffnen, fällt ihm der Interviewee ins Wort und sagt:

T. Greipel: //des hat sich// irgendwie ergeben also das war eher so

Herr Greipel übernimmt tatsächlich die Formulierung des Interviewers. Dass er ihm dabei ins Wort fällt, erinnert wieder an das Schnalzen vom Anfang des Interviews; er *nimmt* sich das Wort, zeigt wieder eine gewisse Eifrigkeit bzw. Beflissenheit. Mit der Übernahme der Formulierung bestätigt er, dass es ihm nicht zugänglich ist, wie und warum er am Marathon teilgenommen hat. Schließlich hätte er diese eben nicht übernehmen müssen. Wie gesagt: Ausgehend von der Inszenierungslogik wäre eher zu erwarten, dass er die Formulierung nicht übernimmt und sich weiterhin als besonders rational und reflektiert inszeniert. Daher wirkt diese Reaktion letztlich auch überraschend offen, als würde ihm die Inszenierung hier ein Stück weit entgleiten; offenbar sieht er es nicht als problematisch an, offen zu zeigen, dass sein reflexiver Zugriff auf seine Vergangenheit eingeschränkt ist.

Mit ›also das war eher so‹ scheint er sodann zu versuchen, gleichsam die Kontrolle über die Darstellung wiederzuerlangen; kündigt eine erläuternde Erzählung an. Gleichwohl gelingt ihm das nicht wirklich, weil sich im ›eher so‹ die Unsicherheit ob des reflexiven Zugriffs reproduziert: es ist lediglich der *Versuch* einer Ad-hoc-Rekonstruktion.

T. Greipel: ähm äh mh <undeutlich: ›i mein›> ich komm aus Berlin, mein erster Marathon war n Berlin-Marathon

Herr Greipel stockt zunächst und sucht nach einem Anfang, nach einer Formulierung. Darauf folgt ein undeutlich ausgesprochenes ›ich mein‘. Mit einer solchen Äußerung kündigt man in der Regel eine argumentative Untermauerung eines Zusammenhangs an, welchen man selbst für plausibel, zugleich aber auch intersubjektiv für nachvollziehbar hält; man unterstellt, dass es sich tendenziell um etwas Naheliegendes handelt (›Ich mein, schau dir doch nur die Zahlen an: die Vermögensungleichheit nimmt zu.‹). Folglich deutet sich damit gleichsam eine Distanzierungsbewegung von der eigenen Fallspezifik an; Herr Greipel scheint auf einen äußeren Begründungszusammenhang zu rekurrieren, was sich in der folgenden Reihung auch reproduziert: ›ich komm aus Berlin, mein erster Marathon war n Berlin-Marathon‹. Denn hiermit wird eine offenkundige Kausalität suggeriert: Für einen gebürtigen Berliner (›ich komm aus Berlin‹) sei es eine nur logische Konsequenz,

dass der erste Marathon ein »Berlin-Marathon« sein müsse – so, wie wenn man sagen würde: »Ich mein', ich komm' aus Wolfsburg, mein erstes Auto war n Volkswagen«. Die Frage »Warum Marathon?« und »Warum in Berlin?« beantwortet Herr Greipel also mit dem Verweis auf seine Herkunft, aber er verhält sich dazu nicht als autonome Person: Was hat *ihn* am Marathon überhaupt bzw. am Berlin-Marathon im Besonderen gereizt?

Die Formulierung »mein erster Marathon«, die Herr Greipel auch schon in der Eingangspassage verwendete, unterstellt indes eine herausgehobene lebensgeschichtliche Bedeutung des damit Angesprochenen (»mein erstes Auto«, »mein erster Urlaub«, »mein erster Auftritt«, »mein erstes Zeugnis«). Die herausgehobene Bedeutung besteht dabei darin, dass es sich um den Einstieg in eine institutionalisierte soziale Praxis handelt, an der man fortan partizipiert und womit entsprechend ein neuer sozialer Status verbunden ist. Dass Herr Greipel also ausgerechnet darauf verweist, dass sein »erster Marathon« »n Berlin-Marathon« war, reproduziert sein Besonderungsstreben: Es war nicht ›irgendein‹ Marathon, sondern ein *Berlin*-Marathon, der zu den größten und renommiertesten Laufveranstaltungen der Welt zählt und für zahlreiche Weltrekorde bekannt ist, die in seinem Rahmen aufgestellt wurden. Daher stellt die Teilnahme am Berlin-Marathon für viele Läufende eine Art Krönung ihrer Laufkarriere dar; Herr Greipel hingegen beginnt seine Karriere dort. Das Besondere wird sodann noch dadurch gesteigert, dass Herr Greipel den unbestimmten Artikel benutzt, wodurch der Berlin-Marathon gleichsam zu einem Qualitätsprodukt bzw. einer Qualitätsmarke wird – so, wie wenn man sagte: »Meine erste Stratocaster war eine »Fender Stratocaster«. Dessen ungeachtet stellt freilich auch allein schon die Tatsache, dass er seine Herkunft »aus Berlin« relevant setzt, bei welcher es sich ja nicht nur um die bundesrepublikanische Hauptstadt, sondern um eine Weltstadt handelt, in der gleichsam ›Großes‹ passiert und die viele außergewöhnliche ›Töchter und Söhne‹ hat, eine Besonderung dar.

T. Greipel: und die Marathonstrecke die ging immer an meinem Haus also an meinem Wohn- Wohn- an meiner Wohnung vorbei //mhm// <atmet ein> und wenn ich dann die Marathonläufer gesehen habe, wie sie vorbeigelaufen <atmet ein> sind, hat das ne gewisse Form von Gänsehaut erzeugt

Zunächst fällt auf, dass Herr Greipel, was seine Marathonmotivation angeht, auf der manifesten Ebene weiterhin in der Logik des Naheliegenden bleibt: Er ist nicht nur in Berlin geboren, sondern der Marathon fand gleichsam vor seiner Haustür statt; Herr Greipel war offenbar direkter ›Zeuge des Geschehens‹ (›wenn ich dann die Marathonläufer gesehen habe‹). Die Formulierung »an meinem Haus« reproduziert dabei sein Geltungsbedürfnis, denn es handelt sich offensichtlich um einen Versprecher: eigentlich war es lediglich seine *Wohnung*. Er wertet sich also kontraktisch zum Hausbesitzer auf, was sich sogar noch in seinem ersten Korrekturver-

such durchdrückt, weil er damit aus dem »Haus« nur ein »Wohnhaus« gemacht hätte und damit eben ›Hausbesitzer‹ geblieben wäre; so, wie Herr Geipel als Student schon einen Assistenten ›hatte‹, ›besaß‹ er als Student eben auch schon ein Haus. Es wirkt kurzum angeberisch; der ›königliche‹ Habitus und die Inszenierung drücken sich durch.

Mit »und wenn ich dann die Marathonläufer gesehen habe, wie sie vorbeigelau-
fen <atmet ein> sind, hat das ne gewisse Form von Gänsehaut erzeugt« deutet Herr Greipel nun tatsächlich so etwas wie die Explikation seiner Marathonmotivation an. Der erste Teil stellt dabei die Schilderung einer vorreflexiven ästhetischen Erfahrung dar, die etwas Träumerisches bzw. Schwärmerisches an sich hat, was auf ein Beeindruckt-Sein verweist: Herr Greipel scheint die Laufenden bewundert zu haben, war »von dem Anblick ergriffen«, wie man sagt. Zugleich und damit verbunden wirkt die Äußerung aber auch kindlich bzw., als würde Herr Greipel beim Erzählen eine Kindperspektive einnehmen oder zu einem Kind sprechen, dass die Zusammenhänge noch nicht versteht und gleichsam der Bildsprache bedarf. Mir scheint, dass vor allem die Formulierung »die Marathonläufer« das kindliche Moment erzeugt, weil Erwachsene doch eher von den Laufenden, den Läufern, den Athleten oder den Massen sprechen würden. »Die Marathonläufer« erinnert hingegen daran, wie Erwachsene mit Kindern sprechen, um ihnen durch die explizite Benennung die entsprechende Prädikation zu vermitteln: »Was machen denn die Bauarbeiter da?«, »Guck mal, wie schnell die Fußballspieler laufen«.

Das dann folgende »ne gewisse Form von Gänsehaut« steht dem Kindlichen gleichwohl ein Stück weit entgegen, da Herr Greipel hiermit augenscheinlich um eine differenziertere Einordnung/Beschreibung bemüht ist. Letztlich gelingt ihm dies jedoch nicht und mutet erneut inszeniert an (nimmt man dieses Moment mit dem Kindlichen zusammen, könnte man annehmen, dass hier ein altkluges Kind spricht). Denn rein physiologisch betrachtet gibt es nur eine Form von Gänsehaut; sie kann zwar an verschiedenen Körperstellen auftreten, aber die *Form* ist immer gleich. Hingegen kann Gänsehaut durch verschiedene Reize ausgelöst werden, die nicht nur witterungsbedingt sein, sondern mit einer emotionalen Reaktion in Verbindung stehen können. Die Reize können dabei glückhaft oder traumatisch sein: den sogenannten »Gänsehautmomenten« können »Angstmomente« als Auslöser entgegenstehen. Im vorliegenden Fall jedoch kann es sich nur um etwas handeln, was man alltagssprachlich als Gänsehautmoment bezeichnen würde, da Herr Greipel ja etwas zu beschreiben versucht, was ihn zum Marathonlaufen hingezogen und nicht, was ihn davon abgeschreckt hat. Was das genau war, kann er gleichwohl nicht authentisch ausdrücken, sondern mit der konkret gewählten Formulierung nur markieren, dass jenes Erlebnis etwas mit ihm ›gemacht‹, eine signifikante emotionale Spur bei ihm hinterlassen hat. Es handelt sich also im Kern um eine Pseudo-Differenzierung, die erneut etwas Vergeistigtes an sich hat, das an die versozialwissenschaftliche Identitätsformation erinnert.

Was aber könnte das gewesen sein, das ihn ›gepackt‹ hat? Da er den Fokus auf »die Marathonläufer« legt und die Art und Weise »wie sie vorbeigelaufen sind«, liegt es nahe, dass es das Rampenlicht war, in dem die Laufenden gestanden haben: Die Marathonstrecke war eine Bühne, auf der sie sich präsentierten, und Herr Greipel hat ihnen dabei zugesehen und womöglich sich vorgestellt, dass er ›eines Tages‹ selbst auf dieser Bühne stehen könnte; er bewunderte die Laufenden und wollte selbst bewundert werden. Schauen wir uns nun noch den letzten Abschnitt seiner Ausführungen zu seiner ersten Marathonteilnahme an:

T. Greipel: und ähh damit hab ich dann gesagt »irgendwann muss ich das auch mal machen, ob ich denn des schaffe und-« <atmet laut ein> ähm heute gehe ich da ganz anders ran, aber damals war das so ›joa die lange Strecke das passt schon‹ <atmet ein> //mhm//, heute hat man <langgezogen: Pacing> <atmet ein> auch <langgezogen: Funktionskleidung> und ich weiß gar nich wann des war, das muss so <atmet lange ein und sagt ausatmend: sechs n' neunzich fümuneunzich> gewesen sein

Mit »damit hab ich dann gesagt« wird die Kundgebung einer Positionierung bzw. Entscheidung in Form wörtlicher Rede angekündigt, die sich für Herrn Greipel, so die Unterstellung, als Konsequenz aus dem Vorherigen ergeben hat. Das ›Gänsehautmoment‹ wird, wie schon vorweggenommen, zwar nicht weiter expliziert, jedoch reproduziert sich im anschließenden »irgendwann muss ich das auch mal machen« auf der latenten Ebene das Schwärmerische und Bewundernde. So könnte man das beispielsweise über eine Dokumentation sagen, in der über eine schwierige Bergwanderung berichtet wurde, was einen fasziniert hat. Damit ist gleichwohl kein konkretes Vorhaben angesprochen; es ist nicht »ich werde das auch machen« oder »das mache ich auch«, und auch nicht: »ich will das auch machen«, was sozusagen das subjektive Begehrten betont hätte. Das »muss ich [...] auch mal« unterstellt vielmehr, dass es um eine Notwendigkeit der *Teilhabe* am so Angesprochenen geht; entscheidend ist die Praxis der Teilhabe als solche. Zudem ist *nicht* der Einstieg in eine prinzipiell auf Dauer gestellte Praxis angesprochen, sondern aufgrund des »mal« eine bloß singuläre Partizipation, was ihre Selbstzweckhaftigkeit nur mehr betont. Kurzum: Es deutet sich an, dass sich hierin der Wunsch Herrn Greipels reproduziert, an der außergewöhnlichen Aura der Marathonlaufenden zu partizipieren; das, was ihn selbst daran fasziniert hat, soll andere faszinieren, wenn sie *ihn* laufen sehen. Entscheidend ist allerdings, es nur »mal« mitgemacht zu haben, in die Community der Marathonabsolvent*innen zu gelangen, aber nicht, Marathonläufer zu werden. Damit verbunden scheint die Machbarkeit einer erfolgreichen Marathonteilnahme für Herrn Greipel auch außerfrage zu stehen; die Hürde ist, es überhaupt zu tun, aber nicht die Bewältigung als solche, was ihn in seiner körperlichen Leistungsfähigkeit freilich aufwertet; anderenfalls hätte er vom »pro-

bieren« oder »versuchen« sprechen müssen. Hierdurch verstärkt sich die Priorität der ›Partizipation an sich‹, der Teilhabe um der Zugehörigkeit zu einer besonderen Gruppe willen.

Mit »ob ich denn des schaffe« ist wiederum klar: es geht weder darum, dauerhaft Marathonläufer zu werden, noch stehen sportliche Aspekte im Vordergrund. Vielmehr geht es darum, die Bewährungsprobe des Marathons mal zu bestehen, was er sich offenbar zugetraut hat, weil sich ansonsten diese Frage gar nicht erst stellt.

Mit »und ähm heute gehe ich da ganz anders ran« wechselt Herr Greipel sodann den Fokus von der Thematisierung seines eigentlichen Erweckungserlebnisses und seiner Motivation in Bezug auf das Marathonlaufen hin zur Frage nach der Vorbereitung für einen Marathon; die Äußerung hat also den Charakter eines Einschubs. Der Sache nach scheint sich dieser auf die zuvor getätigte Unterstellung Herrn Greipels zu beziehen, dass er einen Marathon einfach »mal machen« könne. In dieser Hinsicht habe sich seine Herangehensweise radikal verändert (»ganz anders«). Daher könnte man sich vorstellen, dass der Einschub ein Stück weit auch eine Selbstkritik sein soll, nach dem Motto: »Ich war damals blauäugig«. Gleichwohl sagt Herr Greipel das nicht explizit, vielmehr unterstellt er damit implizit, dass er damals auch bereits eine *Herangehensweise* hatte, nur was es eben eine andere. Die Rede von einer Herangehensweise impliziert aber einen von mehreren möglichen gleichsam methodischen Zugängen im Hinblick auf die Erreichung eines Ziels; es geht um Systematik. Insofern ist ziemlich klar – und die Anschlussäußerung »aber damals war das so ›joa die lange Strecke das passt schon‹« bestätigt dies – dass Herr Greipel wieder ein Stück weit übertreibt bzw. sich inszeniert, indem er das tendenziell Ins-Blaue-hinein seiner ersten Marathonteilnahme implizit als etwas Systematisches deutet.

Jedenfalls suggeriert er nun, dass sich seine Herangehensweise mit der Zeit verändert habe. Diesbezüglich könnte man sich vorstellen, dass er nunmehr systematischer trainiert bzw. sich höhere Ziele für den Wettkampf steckt. Und das scheint auch so zu sein: »heute hat man <langgezogen: Pacing> <atmet ein> auch <langgezogen: Funktionskleidung>«. Herr Greipel unterstellt also, dass es zum Zeitpunkt des Interviews gleichsam neue Möglichkeiten gibt, die Wettkampfteilnahme effizienter zu gestalten, die es »damals« nicht gab. Zum einen kann man daher sagen, dass er sich hier sozusagen ex-post heroisiert – und entsprechend sein damaliges Verhalten nicht etwa kritisiert –, nach dem Motto: »damals war es viel schwieriger«, so als würde man sagen: »heute hat man fließend Wasser und Telekommunikation«. Die lang gezogene Aussprache passt dazu, weil sie gleichsam mitkommuniziert: »ich könnte jetzt noch viel mehr aufzählen«. Zum anderen zeigt sich aber auch, dass es sich wiederum bloß um eine Inszenierung handelt. Denn ›Pacing‹ und ›Funktionskleidung‹ gab es in den 1990er Jahren, als er seinen ersten Marathon gelaufen ist, auch schon. Zudem bringt Herr Greipel damit erneut zum Ausdruck, dass er förmlich jemanden oder etwas braucht, der/die/das ihn sozusagen bis zum entsprechenden Ziel durchlotst. Denn beim Pacing geht es lediglich darum, sich die

Kraft über das gesamte Rennen einzuteilen (10 km mit 10 km/h, 20 km mit 12 km/h und den Rest mit 14 km/h z.B.). Professionell Laufende nutzen hierzu meistens auch sogenannter »Pacer«, die ihnen vorauslaufen und sie förmlich in Schlepptau nehmen und entsprechend auch darauf achten, dass die anvisierten Zwischenzeiten eingehalten werden. Die Laufenden werden so nicht nur motiviert, sondern auch entlastet, weil sie nicht selbst auf die Zwischenzeiten achten müssen. Insofern könnte man sich durchaus vorstellen, dass Herr Greipel vielleicht zwar keine echten »Pacer« engagiert, stattdessen aber etwa eine Laufuhr hat, die ihm anzeigt, wann und wie lange er wie schnell zu laufen hat. Auch die Funktionskleidung passt sehr gut dazu; auch hier könnte man sich gut vorstellen, dass Herr Greipel gleichsam vollausgerüstet ist und das »Neuste vom Neusten« trägt. Es geht also kurzum, und wie schon gesagt, vor allem um eine Optimierung bzw. eine effizientere Gestaltung des Wettkampfs; es geht wohlgemerkt *nicht um die Optimierung des Trainings*, damit man schnellere Zeiten laufen bzw. bessere Platzierungen erzielen kann. Denn Pacing und Funktionskleidung sind im Training nicht ausschlaggebend. Faktisch ist es gleichwohl auch fraglich, ob Pacing und Funktionskleidung für jemanden, der nicht profisportlich unterwegs ist, überhaupt einen so großen Effekt haben. Entscheidend ist jedenfalls, dass Herr Greipel hier ein Effizienzdenken zeigt, das den Fokus vor allem auf die Optimierung des Wettkampfs und nicht des Trainings legt. Daran sieht man auch, dass die entscheidende Motivation für ihn nicht das Durchhalten bzw. das Erleiden darstellt. Denn Effizienz bedeutet ja, dass man die gleiche Leistung bzw. das gleiche Ziel mit *geringerem* Aufwand bzw. ein höheres Ziel mit demselben Aufwand erreicht. Es ist also davon auszugehen, dass sich sein wettkampfbezogener Fokus im Laufe der Zeit verschoben hat: Ging es ihm bei seiner ersten Marathonteilnahme noch darum, einfach nur ins Ziel zu kommen, so scheint es ihm nunmehr darum zu gehen, im Wettkampf besser abzuschneiden, gleichsam bei minimalem Aufwand den Erfolg zu maximieren. Dazu passt ebenfalls, dass Herr Greipel im Rahmen seines Triathlontrainingsplans etwa auf ein »High-Intensity Intervaltraining« beim Radtraining setzt, was darin besteht, »auf der Rolle⁴⁷ zwei Minuten sich aufzuwärmen und dann abwechselnd 20 Sekunden »Vollgas« und zehn Sekunden »locker« zu fahren, das ganze acht Mal; in Summe also bloß sechs Minuten.

Im letzten Abschnitt seiner Ausführungen, bevor der Interviewer ihn unterbricht, setzt sich sodann auch die Ex-post-Heroisierung fort: »und ich weiß gar nich wann des war, das muss so <atmet lange ein und und sagt ausatmend: sechs n' neunzich fümuneunzich> gewesen sein«. Die Suggestion ist also: »das ist schon sehr lange her«. Ein Stück weit verwundert es zwar, dass Herr Greipel ausgerechnet das Jahr seines ersten Marathons nicht präsent hat, gleichwohl erklärt sich dies

47 Damit ist eine Vorrichtung gemeint, in die ein gewöhnliches Rennrad eingespannt werden kann, ein Laufband fürs Rennrad gleichsam, wodurch ein Training zu Hause möglich wird, ohne, dass man sich »vom Fleck« bewegt.

auf der Ebene der Fallstruktur: Entscheidend war eben teilgenommen bzw. das mal gemacht zu haben; damit scheint es sich für Herrn Greipel >erledigt< gehabt zu haben; wann das war, war/ist nicht so bedeutend für ihn. Nicht zufällig kommt für ihn die Wann-Frage erst gegen Ende seiner Ausführungen und nicht schon zu Beginn. Am Beginn war für ihn vor allem wichtig, dass der erste Marathon in Berlin stattfand, ein »Berlin-Marathon« war. Interessanterweise kommt der Assistent hier nicht mehr vor; vielleicht wäre Herr Greipel ja noch auf ihn zu sprechen gekommen, wenn der Interviewer ihn nicht unterbrochen hätte. Er war wohl vor allem dafür ausschlaggebend, dass Herr Greipel überhaupt dazu gekommen ist, längere Strecken zu laufen und dadurch auch für den Marathon sozusagen schon sensibilisiert wurde. Seinen ersten Marathonwettkampf wird er aber vermutlich ohne den Assistenten bestritten haben.

Wir wollen an dieser Stelle einen Punkt machen, da sich die Fallstruktur deutlich reproduziert. Im Folgenden soll es nun noch kurz darum gehen, wie es dazu gekommen ist, dass Herr Greipel sich in der M-M-W angemeldet hat und was ihn dabei motivierte. Auf die Frage, wie er zur M-M-W »gekommen« sei, sagt Herr Greipel:

T. Greipel: <atmet ein> ich hab da einfach das Kreuz bei der Anmeldung gesetzt //okay// und hab gesagt »ist doch lustig da //mhm// äh des Kreuz zu setzen«

Die Frage, wie Herr Greipel zur M-M-W gekommen sei, unterstellt der Teilnahme daran natürlich einen recht hohen Stellenwert, eine besondere Identitätsbedeutsamkeit. Diese weist Herr Geipel in seiner Antwort auch zurück (»ich hab da *einfach* das Kreuz...«), nach dem Motto: »es war keine große Sache«, »da gibt's nichts zu erklären«. Dazu passt auch das logisch Redundante des ersten Satzes, denn sofern er sich in der Wertung angemeldet hat, ist es naheliegend, dass er dafür etwas ausfüllen/ankreuzen musste. Herr Greipel reduziert die Anmeldung in der M-M-W also auf den rein technischen Vorgang des Ankreuzens. Die entscheidende Frage ist aber natürlich: *Warum* war das interessant, dort das Kreuz zu setzen? Interessant ist dabei auch, dass Herr Greipel ausgerechnet vom *Kreuzsetzen* spricht. Er sagt nicht etwa: »Ich hab das angekreuzt«. Im Alltag kann man dann vom Kreuzsetzen sprechen, wenn es etwa um Wahlen geht: »Und hast du heute schon dein Kreuz gesetzt?«. Sein Kreuz zu setzen, heißt also zunächst einmal, eine Wahlhandlung zu vollziehen und folglich eine Wahl zu haben. Die Possessivpronomina zeigen dabei allerdings auch an, dass die tatsächliche Wahl Ausdruck der je individuellen Präferenzen ist. Das ist, wie im vorliegenden Kontext, anders, wenn ein bestimmter Artikel vor dem Kreuz steht. Denn immer dann, wenn man *das* Kreuz setzt, ist die Wahl eben nicht Ausdruck individueller Präferenzen, sondern Ausdruck eines Passungsverhältnisses zwischen einer bestimmten Wahloption und einem objektiven Sachverhalt, der auf die jeweilige Person gleichsam *als Fall* bezogen ist. Insofern stellt sich hier nicht

die Frage »Soll ich lieber X wählen oder Y?«, sondern »was trifft in meinem Fall zu?«. Im Grunde handelt es sich also nicht wirklich um eine Wahl. Typischerweise ist es so bei amtlichen Auskünften, wie sie im Rahmen von Steuererklärungen oder demographischen Umfragen erteilt werden müssen. Wenn ich etwa in einem Einpersonenhaushalt lebe, dann kann ich das Kreuz in der Steuererklärung nicht bei »Haushaltsgemeinschaft« setzen usw. Ich muss mich zwar zwischen den Optionen entscheiden, aber die Entscheidungskriterien ergeben sich nicht aus meinen Vorlieben und müssen nicht darauf bezogen begründet werden, sondern sie ergeben sich aus den objektiven Wohnverhältnissen, in denen ich lebe und die es in vorgegebenen Begriffen der protokollierten bürokratischen Praxis auszudrücken gilt.

Herr Greipel unterstellt also, dass er zwar eine Option wählen musste, dies jedoch nicht gemäß seinen individuellen Präferenzen, sondern im Hinblick auf einen ihn betreffenden objektiven Sachverhalt zu tätigen war. Mit anderen Worten: Er macht aus der prinzipiell freiwilligen Anmeldung in der M-M-W, bei welcher es ja eigentlich um die Frage geht, ob man da mitmachen möchte, einen gleichsam verwaltungstechnischen Akt der Selbstauskunft; die Option, an der M-M-W teilzunehmen, interpretiert er als eine Aufforderung, »Zutreffendes anzukreuzen«. Der Akt des Ankreuzens bedeutet in seiner Wahrnehmung also nicht: »Ich möchte in der Marathon-Manager-Wertung« teilnehmen, sondern: »Ja, ich bin Marathon-Manager«. Er identifiziert sich in seiner Darstellung also damit.

Ausgehend vom rekonstruierten inneren Kontext hätte eine Begründung für die Anmeldung in der M-M-W nun also eigentlich nur die sein können, dass die Kategorie »Marathon Manager« auf Herrn Greipel eben zutraf und er sie deswegen angekreuzt habe. Das kommt jedoch nicht. Vielmehr versucht der Interviewee mit »und hab gesagt ›ist doch lustig da [...] äh des Kreuz zu setzen‹« eine Begründung für seine Entscheidung, in der M-M-W teilzunehmen, abzugeben. Im inneren Kontext gesehen erweist sich dies freilich als brüchig, weil der anerkannte Begründungsbedarf nun doch eine Wahlmöglichkeit unterstellt, was nicht zur vorhergehenden Darstellung passt. Herr Greipel scheint also gemerkt zu haben, dass er eine Begründung liefern muss. Gleichwohl ist ziemlich klar, dass ihm dies nicht gelingt. Zum einen schon deshalb, weil er sich im Interview nicht explizit zu seiner Entscheidung positioniert, sondern mit »und hab gesagt«, wie auch schon zu Beginn des Interviews, auf die Inszenierung wörtlicher Rede zurückgreift; er inszeniert sozusagen lediglich einen ursprünglichen inneren Dialog, aber er verhält sich nicht zu seiner Entscheidung im Sinne einer Reflexion dieser; es bleibt bei der Selbstbeobachtung. Anders wäre es gewesen, wenn er so etwas gesagt hätte wie: »Ich hab da einfach das Kreuz bei der Anmeldung gesetzt, weil ich es lustig fand«. Es liegt also nahe, dass Herr Greipel hier eine Begründung nur deswegen abzugeben versucht, um gleichsam sein Gesicht als autonome Person zu wahren; objektiv jedoch passiert eher das Gegenteil: Es zeigt sich einmal mehr, dass er keinen adäquaten reflexiven Zugriff

auf seine Motivation, in der M-M-W teilzunehmen, hat. Er »schwebt« weiterhin über sich.

Zum anderen setzt sich das dann aber auch darin fort, dass die versuchte Begründung sich ja gar nicht explizit auf die Teilnahme in der M-M-W bezieht, sondern wiederum auf den technischen Akt des Kreuzsetzens als solchen: »ist doch lustig da [...] des Kreuz zu setzen«. Ansonsten hätte er sagen können: »Ist doch lustig, da mitzumachen«. Dadurch reproduziert sich die Ausweichbewegung hinsichtlich der Begründung der Teilnahme in der M-M-W: es sei lediglich ein technischer Akt gewesen, so der Subtext. Vor dem Hintergrund, dass Herr Greipel hier aufgefordert ist, sich ernsthaft zu einer Entscheidung zu verhalten, wirkt »ist doch lustig« geradezu kindlich und passt überhaupt nicht zum dem, was man von einer »Führungsstadt« aus dem oberen Management erwarten würde; er scheint hier eine Reservierung zu haben, sich zu seiner Motivation zu verhalten; vielleicht ist es ihm peinlich. Im Anschluss kommt dann auch entsprechend nichts Neues mehr zur Motivation in der M-M-W:

I: also Sie wollten quasi beim Frankfurt-Marathon einfach sowie so schon mitmachen //ja// und habn gesehen, dass es diese Wertung gibt //genau genau// okay

T. Greipel: genau () also- genau ja so war's

I: ja also //das (unv.)//

T. Greipel: //das war eher bei der Anmeldung// und dann stand da ähm wenn Se äh Führungsstadt sind äh äh dann können Sie hier bei der Manager-Wertung mitmachen und dann hab ich da das Kreuz gesetzt

Der Interviewer spielt in seiner Rückfrage auf die Unterstellung Herrn Greipels an, die Anmeldung in der M-M-W sei etwas Kontingentes gewesen, auf das er erst während der Anmeldung zum Frankfurt-Marathon gestoßen sei und es sich nicht vorher schon überlegt hatte. Allerdings stellt er dann keine weitere Nachfrage in Bezug darauf, was denn Herrn Greipel speziell an der M-M-W gereizt hat und ob er dies nicht noch ausführen könnte, sondern suggeriert mit »okay«, das auf Herrn Greipels eifrige Bestätigung »genau genau« bezogen ist, dass für ihn alles klar sei. Herr Greipel wiederholt dann nochmal, obschon er dabei auch etwas zögert (s. die kurze Pause), seine Übereinstimmung mit der Deutung des Interviewers, der dann seinerseits nochmal ansetzt, etwas zu sagen, von Herrn Greipel aber schließlich unterbrochen wird. Der Interviewee scheint also selbst noch einen Erläuterungsbedarf zu sehen, denn ansonsten hätte er es ja auch dabei belassen können. In seinem Erläuterungsversuch reproduziert sich dann aber die Vermeidung einer expliziten Positionierung. Auf der latenten Ebene hingegen wird dies nun deutlich. Denn mit der Formulierung »wenn Se äh Führungsstadt sind äh äh dann können Sie hier bei der Manager-Wertung mitmachen« wird angezeigt, dass es eine Zugangsbeschränkung gibt, das Mitmachen gleichwohl optional ist; man kann sich da anmelden, wenn

man die entsprechenden Kriterien erfüllt, muss dies aber nicht. Für Herrn Greipel scheint nun aber allein schon die Möglichkeit, dort mitmachen zu können, hinreichend zu sein, dies auch zu tun: »und dann hab ich da das Kreuz gesetzt«. Es heißt nicht: »und dann habe ich gedacht ›warum eigentlich nicht?‹«. Das Mitmachen-Können ist Grund genug für die Anmeldung. Mit der Rede vom Kreuzsetzen vermeidet er dabei wiederum eine Positionierung, reproduziert die Vorstellung, es gehe lediglich um die Prüfung eines objektiven Passungsverhältnisses; das Mitmachen-Können wird nicht als Angebot verstanden. Es folgt auch keine Problematisierung der Verknüpfung von Laufen und Beruf; Herr Greipel wundert sich nicht darüber, dass dies von den Organisator*innen des Frankfurt-Marathons wie selbstverständlich gemacht wird; er bleibt also wortkarg, vermeidet eine Explikation. Mit der Rede von »Führungskraft« markiert er im Übrigen ebenfalls wie Herr Gerken, dass er sich maßgeblich damit identifiziert und Manager-Sein für ihn zentral darin besteht, Führungskraft zu sein.

Leider hakt der Interviewer dann nicht mehr nach und wechselt das Thema. Es scheint mir gleichwohl recht deutlich zu sein, dass dem Interviewee seine Motivation nicht nur nicht zugänglich ist, sondern er sich dazu auch nicht wirklich verhalten möchte. Auf der latenten Ebene scheinen jedenfalls das Mitmachen-Können und die damit verbundene Besonderung motivational ausschlaggebend zu sein. Die Darstellung seiner Teilnahme in der M-M-W als rein technischer Vorgang lässt ihn jedenfalls nicht besonders souverän bzw. autonom dastehen.

d) (Marathon-)Laufen und berufliche Praxis

Zum Schluss wollen wir uns noch anschauen, ob und wie die latente Motivationsstruktur und Bewährungsfigur des Interviewees auf seine berufliche Praxis bezogen sind. Dazu müssen wir uns naheliegenderweise denjenigen Interviewstellen zuwenden, in denen seine Berufspraxis und der Bezug dieser zu seiner Sportpraxis zum Thema wird. Das ist in der folgenden Passage der Fall, auch wenn der Interviewer zunächst den Fokus auf die zeitstrukturellen Implikationen der Arbeit Herrn Greipels legt:

I: Uuund ähm <atmet ein> wie sehen <betont: Sie> das, also man könnte ja sagen <atmet ein> ähm Sie haben einen () wahrscheinlich zeitlich ziemlich intensiven Job () wie lang- wie wie lange arbeiten Sie so am Tag? so circa

Der Interviewer zeigt mit dem »Uuund ähm« an, dass er an etwas Vorangegangenes anschließt. Entweder fehlt ihm nun schlichtweg eine passende Formulierung oder er wägt ab, womit er in thematischer Hinsicht fortsetzen könnte. Das »wie sehen Sie das« ist eine offene Frage nach einer Einschätzung bzw. Meinung in Bezug auf einen allgemeinen Zusammenhang (»das«). Möglicherweise war dieser unmittelbar vorher bereits thematisch. Es scheint jedenfalls so, als läge dieser nun nahe, denn einen

Themen- bzw. Fokuswechsel würde man expliziter ankündigen (»okay, dann würde ich gerne noch auf XY zu sprechen kommen...«). Indem der Interviewer das »Sie« betont, unterstreicht er noch einmal, dass es ihm um die *persönliche* Einschätzung Herrn Greipels geht; er unterstellt damit kehrseitig auch, dass es im Hinblick auf jenen allgemeinen Zusammenhang differente Ansichten gebe, die prinzipiell dargelegt werden könnten oder wurden und zu welchen der Interviewee sich in seiner Antwort gegebenenfalls auch verhalten müsste.

Sodann wird es nicht ganz klar, worauf der Interviewer mit dem »also man könnte ja sagen« hinaus möchte. Einerseits könnte er damit ankündigen, eine mögliche Deutung des angesprochenen allgemeinen Zusammenhangs, die als unmittelbar einsichtig bzw. allgemein bekannt unterstellt wird (»man...ja«), ins Feld zu führen. Andererseits könnte dies eine Art Kontextuierungsversuch sein, in dem der allgemeine Zusammenhang näher erläutert werden soll. Der Interviewer mutmaßt nun, der Interviewee habe »einen () wahrscheinlich zeitlich ziemlich intensiven Job«. Dieser Logik folgend hätte er beispielsweise auch sagen können: »Sie sind ja Leistungsträger, was halten Sie von XY?«. Es scheint sich also tatsächlich eher um einen Kontextuierungsversuch als um eine Deutung zu handeln; der Interviewer möchte hier auf etwas Bestimmtes hinaus, etwas, das, wie gesagt, bereits gleichsam sich aufdrängt, aber zugleich auch noch noch umrisseen werden muss, bevor eine explizite Frage gestellt werden kann.

Etwas überraschend ist, dass die Kontextuierung schließlich abgebrochen wird und in eine geschlossene und vergleichsweise einfach zu beantwortende Faktenfrage nach der geschätzten Arbeitszeit mündet (»wie lange arbeiten Sie so am Tag?«). Und der Interviewee könnte nun entsprechend schlichtweg eine mehr oder weniger präzise Zahl nennen. Er könnte alternativ aber auch von selbst auf jenen implizit angedeuteten allgemeinen Zusammenhang zu sprechen kommen, falls er ihn bereits erahnen kann. Dabei ist es vorstellbar, dass, weil es im Interview ja ums freizeitliche Marathonlaufen geht, auf den Zusammenhang zwischen Laufen und Beruf bzw. auf die Vereinbarkeit beider Praktiken abgehoben wird, im Sinne von: »Wie vereinbaren Sie das zeitlich umfangreiche Training mit überdurchschnittlich langen Arbeitszeiten und ihrem Familienleben?«. Damit wäre das Handlungsproblem der ›Balancierung‹ von Freizeit, Familie und Beruf angesprochen. Sollte Herr Greipel zunächst nur die Faktenfrage beantworten, müsste der Zusammenhang jedenfalls dann noch später irgendwie thematisch werden – sei es, dass der Interviewer nochmal diesbezüglich nachhakt oder sei es, dass Herr Greipel diesen nach der Beantwortung der Faktenfrage wiederum eigenständig aufgreift.

Bevor wir uns die Antwort des Interviewees anschauen, stellt sich an dieser Stelle nun aber noch die Frage, welche Tätigkeiten objektiv als *zeitlich ziemlich intensiv* gelten könnten bzw. was diese Formulierung objektiv genau bedeutet. Denn hier wird ja eine Mutmaßung in Bezug auf die berufliche Tätigkeit des Interviewees getätigt, die nicht bloß mit einer rein subjektiven Einschätzung des Interviewers gleich-

zusetzen ist, sondern zugleich auch eine allgemeine Vorstellung über so strukturierte berufliche Tätigkeiten impliziert, zu der sich der Interviewee verhalten muss. Zudem müssen wir fragen, was genau es bedeutet, jemanden zu fragen, wie lange er am Tag arbeitet.

Wenden wir uns zuerst dem »zeitlich ziemlich intensiven Job« zu. Das ist eine interessante Formulierung insofern, als dass nicht etwa »zeitaufwendig« gesagt wird, was alltagssprachlich am gängigsten scheint. Es heißt aber auch nicht einfach: »Sie arbeiten wahrscheinlich ziemlich viel?« oder »Sie haben einen ziemlich intensiven Job«. Offenbar geht es dem Interviewer also darum, nicht nur den zeitlichen Umfang der Tätigkeit zu betonen, sondern eben auch die Intensität, die Anstrengung, die unterstelltmaßen irgendwie damit einhergeht; es handelt sich also um eine Zusammenziehung. Adressiert ist eine Tätigkeit, die vom zeitlichen Umfang her tendenziell entgrenzt und ein hohes Maß an autonomer Arbeitszeitgestaltung (Vertrauensarbeitszeit z.B.) impliziert (bei einem nine-to-five-Job bzw. einer tariflich geregelten Tätigkeit würde man eher nach der Anzahl von Überstunden fragen) und überdurchschnittlich anstrengend ist. Köchinnen und Köche, Politiker*innen oder Selbstständige etwa könnte man durchaus so fragen. Wichtig ist gleichwohl, dass nicht einfach davon gesprochen wird, dass die Tätigkeit »anstrengend« sei, sondern eben *intensiv*. Denn damit wird die Anstrengung an die ›Dichtheit‹ der Arbeit geknüpft (wenn man beispielsweise an einen Intensivkurs, eine Intensivstation oder eine intensive Trainingseinheit denkt, so steht das »intensiv« immer für eine Verdichtung von Handlungsvollzügen/Zuwendungen). Auf unseren Kontext bezogen: Unterstellt ist nicht nur, dass Herr Greipel lange Arbeitszeiten hat, sondern innerhalb dieser Arbeitszeit gleichsam die Belastung pro Zeiteinheit auch überdurchschnittlich hoch ist. Dagegen steht etwa die Komplexität seiner beruflichen Tätigkeit nicht im Vordergrund. Hierzu passt auch die Kategorie »Job«, denn in Bezug auf ihren gesellschaftlichen Stellenwert und ihre unterstellte Bedeutung für Herrn Greipel wird seine berufliche Tätigkeit damit eher niedriggehängt bzw. abgewertet.

Zusammengenommen kann man sagen, dass in der Interviewerfrage eine gewisse Spannung zwischen einer tendenziell dem freiberuflichen Modell folgenden und einer eher dem Normalarbeitsverhältnis entsprechenden routineförmigen Tätigkeit aufgemacht wird. Einerseits wird unterstellt, dass es sich um eine Tätigkeit handelt, die arbeitszeitlich tendenziell entgrenzt ist, damit verbunden ein hohes Maß an Autonomie bezüglich der Arbeitszeitgestaltung impliziert und von der Arbeitsbelastung sehr dicht ist; andererseits wird unterstellt, dass der Herr Greipel seine Arbeitszeit aber prinzipiell recht genau angeben kann, was dem freiberuflichen Modell entgegenläuft (mit dem »so circa« wird dies sodann wieder etwas zurückgenommen). Zudem wird die Tätigkeit zum bloßen »Job« degradiert.

Diese Spannung passt nun einerseits ganz gut zur tatsächlichen beruflichen Tätigkeit Herrn Greipels. Denn als Bereichsleiter im oberen Management wird er Vertrauensarbeitszeit haben, ist zugleich aber angestellt; andererseits wird aber nur

die zeitliche Belastung betont, was wiederum nicht so gut passt, weil die zentralen Belastungen seiner Tätigkeit im Zusammenhang mit der Geschäfts- und Personalführung sowie der Softwareentwicklung eigentlich nicht bloß in der ›zeitlichen Intensität‹ liegen können. Die entscheidende Frage ist also nun, wie Herr Greipel sich dazu in seiner Antwort positioniert: Ist er jemand, der die Autonomiespielräume, die ihm seine Position objektiv bietet (zunächst unabhängig von seinen konkreten Arbeitsbedingungen), aktiv gestaltet – und zwar auch über die Gestaltung der Arbeitszeiten hinaus – und damit eher dem freiberuflichen Modell folgt oder orientiert er sich sowohl auf der Ebene der konkreten Arbeitspraxis als auch von der Arbeitszeitgestaltung eher am Normalarbeitsverhältnis? Schließlich könnte er aber auch, wie gesagt, die Frage als reine Faktenfrage behandeln und lediglich kurzgebunden antworten. Ein flüchtiger Blick ins Transkript zeigt gleichwohl bereits, dass dem nicht so ist. Im Gegenteil: Die Interviewerfrage scheint für Herrn Greipel ein ›Trigger‹ zu sein, eine längere Erzählung zu beginnen. Und zwar folgendermaßen:

T. Greipel: <schwerfällig einatmend und beim Ausatmen sagend: bestimmt, also ich bin bestimmt jeden Tag 10/11 Stunden im Büro>

Das schwerfällige Ein- und Ausatmen kommentiert das Angesprochene zunächst als nicht leicht zu beantworten. Ansonsten hätte Herr Greipel ja gleichsam aus dem Stegreif eine konkrete Zahl nennen können. Damit reproduziert er also implizit die Unterstellung, dass er keinem ›nine-to-five-Job‹ nachgeht. Das »bestimmt«, das sich eindeutig auf die Frage nach der Länge der Arbeitszeit bezieht, passt gut dazu. Denn es impliziert einerseits, dass eine eindeutige Antwort nicht gegeben werden kann. »Wie groß war denn der Hecht?« – »Bestimmt 1,20«. Es verweist darauf, dass man etwas nicht genau weiß und dass die kundgegebene Angabe ein Stück weit spekulativ bzw. subjektiv gefärbt ist. Insofern erschiene es eher unpassend, auf die Frage »Wie lange war denn der Kuchen im Ofen?« mit »Bestimmt eine Stunde.« zu antworten, weil man es in diesem Fall ja eigentlich genau wissen müsste. Andererseits zeigen die Beispiele nun aber auch, dass mit einem »bestimmt« – im Gegensatz zu einem »vielleicht« – dennoch durchaus ein gewisses Maß an Geltung beansprucht wird. Man weiß es zwar nicht genau, will sich aber trotzdem festlegen. Das ist auch bei einem »mindestens« so; gleichwohl geht es dabei um eine Untergrenze, für die ein höherer Geltungsanspruch erhoben wird als beim »bestimmt«; was man »mindestens« angeben kann, ist geltungsmäßig gesichert; es ist sozusagen die sparsamste Lesart; daher indiziert es eher eine *Untertreibung*, während das »bestimmt« eher auf eine *Übertreibung* verweist. Insofern deutet sich damit an, dass Herr Greipel hinsichtlich der Angabe seiner Arbeitszeit eher hoch- als tiefstapeln wird.

Nun hätte Herr Greipel im Grunde einfach eine Zahl bzw. eine Spanne nennen können: »bestimmt 10/11 Stunden«. Das macht er jedoch nicht, sondern setzt mit

einer Erläuterung gleichsam neu an bzw. sieht einen Erläuterungsbedarf: »also ich bin bestimmt jeden Tag 10/11 Stunden im Büro«. Allein schon in diesem Bedarf reproduziert sich die Besonderung seiner Tätigkeit: Wie viel er arbeite, so die Implikation, könne er nicht einfach so beziffern, sondern müsse dies erläutern. Das erneut aufgegriffene »bestimmt« korrespondiert natürlich gut damit: Er weiß es nicht, versucht jedoch im Zuge der Erläuterung trotzdem eine Antwort zu geben und sich festzulegen. Was erläutert die Erläuterung aber nun genau?

Nun, die Formulierung »jeden Tag« bringt zunächst zum Ausdruck, dass für Herrn Greipel jeder Wochentag prinzipiell ein Arbeits- bzw. Werktag ist. Denn »jeden Tag« heißt wörtlich genommen: montags bis sonntags. Das wäre offenkundig anders, wenn er gesagt hätte: »Ich bin jeden Tag 10/11 Stunden im Büro, auch am Wochenende« oder »vor 20 Uhr bin ich selten zu Hause«. Damit hätte er eine klare Grenze zwischen Werk- und Wochenendtagen bzw. generell zwischen Arbeits- und Freizeit gezogen. So, wie er es tatsächlich formuliert hat, ist hingegen grundsätzlich erst mal alles Arbeitszeit. Freilich macht auch der Interviewer in seiner Frage keinen Unterschied zwischen Werk- und Nichtwerktagen; wäre Herrn Greipel diese Differenzierung allerdings wichtig gewesen, so hätte er sie ja dennoch vornehmen können. Die Unterstellung »stört« ihn also zumindest nicht, was darauf hinweist, dass sie sich mit seiner eigenen Perspektive deckt.

Faktisch ist es nun aber recht unplausibel, dass Herr Greipel tatsächlich jeden Tag »10/11 Stunden im Büro« ist; denn am Wochenende ist ja in der Regel ›nichts los‹ – jedenfalls was die Anwesenheit der Mehrheit der Mitarbeitenden, Geschäftspartner*innen und Kund*innen angeht. Selbst bei Selbstständigen bzw. Freiberufler*innen wäre es unwahrscheinlich, dass sie auch am Wochenende 10/11 Stunden im Büro verbringen. Man kann sich zwar vorstellen, dass etwa Geschäftstermine wahrgenommen werden oder auch durchaus im Homeoffice gearbeitet wird, aber dann ist man eben nicht »im Büro«, was ja eindeutig die Anwesenheit am Arbeitsplatz *in der Firma* unterstellt. Davon abgesehen hat Herr Greipel an einer anderen Stelle im Interview berichtet, dass er am Wochenende in der Regel intensiv trainiert. Folglich kann es zumindest nicht der Normalfall sein, dass er da im Büro ist. Intentional kann Herr Greipel also nur *Werkstage* meinen, latent zeigt sich jedoch, dass er tatsächlich der Übertreibungslogik folgt und sich als vielarbeitender Mensch darstellt, der im Grunde genommen keine Freizeit bzw. kein Privatleben hat. Damit geht er entsprechend auch mit der Unterstellung des Interviewers, er habe einen »zeitlich ziemlich intensiven Job«, grundsätzlich d'accord. Ja, im Grunde geht er sogar noch darüber hinaus, weil der »Job« seiner Vorstellung nach nicht einfach viel von seiner Zeit in Anspruch nimmt, sondern tendenziell die gesamte Zeit okkupiert: Lebenszeit ist grundsätzlich Arbeitszeit, auch wenn nicht immer gleichsam 24/7 durchgearbeitet wird.

Die Formulierung »jeden Tag [...] im Büro« impliziert nun aber noch mehr. Denn Herr Greipel wurde ja danach gefragt, wie lange er am Tag *arbeite* und nicht wie lange

er »im Büro« sei. Dass er es aber ausgerechnet so formuliert, bringt zum Ausdruck, dass er Arbeit grundsätzlich mit *Anwesenheit am Arbeitsplatz* gleichsetzt. Arbeit heißt für ihn in erster Linie also: »Im-Büro-Sein«. Es kann freilich sein, dass dies gleichsam der Anfang einer Reihung ist, nach dem Motto: »Ich bin jeden Tag 10/11 Stunden im Büro und dann noch ein bis zwei Stunden in Meetings«. Und sofern jeder Tag prinzipiell ein Arbeitstag ist, liegt dies im Grunde ja auch nahe; der Arbeitstag läuft ja sozusagen weiter, auch wenn er das Büro verlässt. Dies würde gleichwohl nichts an der Vorstellung ändern, das bloße im ›Im-Büro-Sein‹ sei bereits Arbeit; die Arbeit qua Präsenz im Büro würde dann lediglich noch um etwas anderes ergänzt, wobei auch denkbar wäre, dass die Präsenz dann lediglich in anderen Räumlichkeiten fortgesetzt wird (eben etwa in Meetings, die in Meetingräumen stattfinden). Letztlich, das können wir abkürzend sagen, kommt in der weiteren Darstellung Herrn Greipels aber auch nichts Ergänzendes mehr.

Infofern können wir festhalten, dass Herr Greipel sich anscheinend über eine *außерalltägliche Präsenz* zu inszenieren versucht; es geht ihm nicht etwa um *Aktivität*, was man von seiner Position her eigentlich erwartet hätte, sondern vor allem um *Anwesenheit*. Wie er sich faktisch in seiner Arbeitspraxis verhält, wissen wir freilich nicht, aber es ist jedenfalls eine Orientierung, die er hat und die habituell verwurzelt sein muss, weil sie *latent* zum Ausdruck kommt. Damit liegt es auch nahe, dass diese Orientierung keine bloß individuelle ist, sondern ein allgemeines Moment in sich hat. Objektiv gesehen wertet Herr Greipel damit seine Tätigkeit jedoch ab, und zwar nicht nur, weil diese lediglich auf Präsenz reduziert ist, sondern weil mit »im Büro« ja auch die Terminologie des Normalarbeitsverhältnisses bedient wird, was die außeralltägliche Präsenz sozusagen lediglich zu einer Art *Dauerdienst* macht. Grundsätzlich weist Herr Greipel die vom Interviewer unterstellte Spannung zwischen etwas Freiberuflichem und Angestelltenmäßigem in Bezug auf seine berufliche Tätigkeit also nicht zurück, sondern reproduziert diese, wobei das autonome Moment sich bei ihm lediglich der außeralltäglichen Präsenz erschöpft. Die Betonung der außeralltäglichen Präsenz passt zugleich sehr gut zur Struktur der Selbstinszenierung an sich, weil damit eben das *Präsentsein* auf der Arbeit und nicht die Arbeit selbst zentral gesetzt wird.

Die Zeitangabe 10/11 Stunden, die Herr Greipel nennt, erscheint, wenn man sie tatsächlich nur auf Werkstage bezieht, letztlich als nicht besonders beeindruckend.⁴⁸ Auch wenn sie – selbst wenn man die An- und Abreise miteinbezieht und so die durch Arbeit gebundene Zeit berücksichtigt – überdurchschnittlich hoch ist, würde

48 Zum Vergleich: Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit von Vollzeitbeschäftigten lag in Deutschland in 2019 bei 41 Stunden. Vgl. online unter: [https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-3/woechentliche-arbeitszeitl.html#:~:text=34%2C8%20Stunden%20betrug%20die,jedoch%20getrennt%20voneinander%20betrachtet%20werden,\[Letzter Aufruf: 28.11.2022\]](https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-3/woechentliche-arbeitszeitl.html#:~:text=34%2C8%20Stunden%20betrug%20die,jedoch%20getrennt%20voneinander%20betrachtet%20werden,[Letzter%20Aufruf:~28.11.2022]).

man von einem Workaholic bzw. jemandem, der sich über außeralltägliche Präsenz »im Büro« inszeniert, jedenfalls mehr erwarten, zumal die Stundenangabe ja aufgrund des »bestimmt« auch schon als eher übertrieben konnotiert ist, Herr Greipel also faktisch womöglich gar weniger arbeitet. Zum »bestimmt« passt ferner auch nicht, dass die Abweichung von zehn auf elf Stunden sehr gering bzw. die Stundenangabe ziemlich präzise ist; es geht ja auch nicht um einen Durchschnitt. Herr Greipel scheint seine Arbeitszeit also doch recht genau angeben zu können, was wiederum der Logik des Normalarbeitsverhältnisses entspricht und zeigt, dass er auch in dieser Hinsicht übertreibt: So viel Spielraum scheint er da nicht zu haben.

Für die weitere Analyse stellt sich nun freilich die Frage, in welchem Verhältnis die Orientierung an der Anwesenheit bzw. die Inszenierung über außeralltägliche Präsenz zu der faktischen Berufspraxis des Interviewees steht. Denn vor dem Hintergrund der objektiven Handlungsanforderungen, die mit seiner gehobenen managerialen Tätigkeit verbunden sind (vor allem: Entscheidungen treffen bzw. Gestalten), hätte man doch eher einen ›Macher-Habitus‹ erwartet, also eher eine Orientierung an Aktivität und dem freiberuflichen Modell. Präsenz ist hierbei eigentlich eher nachrangig, worauf ja auch die Tatsache verweist, dass Arbeitende in solchen Positionen in der Regel Vertrauensarbeitszeit haben. Denn dies bedeutet ja nicht nur, dass die Regelarbeitszeit sozusagen nur nach oben überschritten werden kann, sondern eben auch nach unten; man kann also auch weniger als acht Stunden arbeiten, weil es letztendlich in erster Linie darauf ankommt, dass ›der Laden läuft‹, die getroffenen Entscheidungen sich also bewähren. Wie kommt es dann aber, dass Herr Greipel vor allem die Präsenz betont? Hier kommt freilich einerseits die Fallspezifität zum Tragen. Ausgehend von der bereits rekonstruierten Fallstruktur, der zufolge Herr Greipel sich als zu einer Leistungselite zugehörig und damit außeralltäglich inszenierte, scheint die Inszenierung über Präsenz jedenfalls nicht sonderlich überraschend. Denn auch während seiner Studienzeit war es ja bereits das »Ausdauerlaufen« bzw. das Marathonlaufen, was ihn reizte und worin er eine Bühne gefunden zu haben schien, auf der er sich über das Durchhalten als besonders leistungsfähig darstellen konnte. Die Leistungsvorstellung, welcher zufolge Leistung vor allem etwas mit Durchhalten von Strapazen zu tun hat, ist also dieselbe, denn auch außergewöhnliche Präsenz bedeutet im Kern nichts anderes als Durchhalten, stellt auf eine damit verbundene Leistungsvorstellung ab. Das Durchhalten scheint also auch in seiner Berufspraxis etwas zu sein, worüber er sich als außergewöhnlich leistungsfähig inszeniert. Andererseits muss dies aber auch, wie gesagt, mit seinen konkreten Berufsstrukturen und sodann aber auch mit den Strukturen der gegenwärtigen Arbeitswelt im Allgemeinen korrespondieren. Denn diese Art der Inszenierung bzw. der Bewährung über Inszenierung eines außeralltäglichen Durchhaltevermögens scheint sich ja in Herrn Greipels Berufsalltag auch tatsächlich zu bewähren, das heißt, es müssen Bedingungen vorherrschen, die die Anerkennung einer solchen Bewährungsfigur ermöglichen, sonst könnte er das hier nicht mit so

einer Selbstverständlichkeit vortragen und auch nicht damit prahlen. Mit anderen Worten: Er sieht keinen Begründungsbedarf dafür, und das verweist auf allgemeine Strukturen. Und die Frage ist natürlich, welche das konkret sind. Und ist es wirklich so, dass er auf der Ebene der faktischen Berufspraxis mehr oder weniger nur durchhält oder handelt er auch gestalterisch? Anders gefragt: Wie kommt es, dass Herr Greipel trotz dieser antigestalterischen, auf bloße Präsenz fixierten Haltung beruflich so erfolgreich ist und eine Position bekleidet, deren objektive Anforderungen damit eigentlich nicht kompatibel sind? Dazu müssen wir noch etwas erfahren. Schließlich ist aber auch noch offen, wie das (Marathon-)Laufen nunmehr mit der beruflichen Praxis wechselwirkt, wobei wiederum von der bereits rekonstruierten Fallstruktur ausgehend, es naheliegt, dass Herr Greipel dies weiterhin nutzt, um sich selbst zu inszenieren. Die Frage ist eben nur: Wie macht er dies in seinem Arbeitsalltag konkret? Schauen wir uns nun an, wie es weitergeht:

T. Greipel: //mhm// also ich schreib die Zeiten nicht auf

Herr Greipel setzt mit einer zweiten Erläuterung fort. Zum ›Im-Büro-Sein‹ kommt also tatsächlich nichts mehr dazu; Arbeit erschöpft sich für ihn darin. Die konkrete Äußerung ist nun aber insofern etwasrätselhaft, als dass sie redundant ist, denn wir wissen ja bereits, dass er die Zeiten nicht aufschreibt: wenn er es täte, könnte er es genau sagen. Warum sagt er das dann aber so? Es scheint ihm wohl wichtig zu sein, vor dem Hintergrund der Nennung seiner Arbeitsstunden nochmal explizit zu betonen, dass es letztlich eine vage Angabe ist und dass er es nicht genau sagen kann. Möglicherweise ist ihm nun selbst aufgefallen, dass seine Zeitangabe zum einen zwar hoch, gleichwohl keineswegs sehr hoch war, und zum anderen, dass sie auch schon recht genau war. Insofern können wir die nun getätigte Erläuterung als eine Reaktion verstehen, die jenen Eindrücken entgegenarbeiten soll, nach dem Motto: »Es könnten durchaus auch mehr als 10/11 Stunden« bzw. »die Spanne könnte auch größer sein«. Allerdings impliziert dies umgekehrt: »Es könnten auch weniger sein«, was zum Ausdruck zu bringen, Herr Greipel wohl nicht intendiert hat. Gleichsam schwerwiegender ist jedoch die wiederum seiner Äußerung inhärente Umkehrung, dass er *prinzipiell* seine Arbeitszeiten aber auch aufschreiben *könnte*; er macht es bloß nicht, aber möglich wäre es. Passend dazu verweist »die Zeiten« darauf, dass es sich um klar abgrenzbare Von-bis-Angaben handelt; es wäre anders, wenn er von »Stunden« gesprochen hätte. Das autonome Moment besteht also lediglich darin, dass er seine Arbeitszeit einfach nicht protokolliert und offenbar nicht verpflichtet ist, dies zu tun; ansonsten aber scheint es sich um relativ gleichbleibende Zeitspannen zu handeln. Im Grunde erscheint Herr Greipel ›nur‹ als ein gehobener Angestellter, der sich seinem Gestus nach gleichwohl selbst eher im freiberuflichen Arbeitsmodell zu sehen scheint.

T. Greipel: aber, wenn Sie mich fragen, ich hab bestimmt ne 50/60 Stunden Woche

Das »aber, wenn Sie mich fragen« ist merkwürdig, denn natürlich wird er *gefragt*. Die Betonung liegt dabei nicht auf dem »mich«, was eine andere Lesart indiziert hätte, sondern auf dem »fragen«. Im inneren Kontext kann man dies so erklären, dass er damit die Darstellung, eine genaue Angabe der Arbeitszeit sei in seinem Fall schwierig, reproduziert, nach dem Motto: »Ich kann's nicht genau sagen, aber wenn Sie mich *fragen*, dann versuche ich es zu beantworten«. Gleichwohl fragt es sich, warum der Interviewee das Thema hier überhaupt noch einmal aufrollt. Denn er hat ja eigentlich schon alles dazu gesagt; wir wissen ja, dass er »die Zeiten« nicht aufschreibt und »10/11 Stunden im Büro« ist. Es hängt ihm also sozusagen nach, sodass er eine neue Schätzung ankündigt und nennt: »ich hab bestimmt ne 50/60 Stunden Woche«. Nun wird klar, warum er das nochmal aufgreift: Er prahlt mit seiner Arbeitszeit, oder genauer: mit dem Leiden daran. Der Gestus ist: »Ich kann's zwar nicht genau sagen, aber ich kann sagen: das ist viel und es ist sehr anstrengend«. Dass er nunmehr seine Wochenstunden nennt, obwohl er nach den Arbeitsstunden pro Tag gefragt wurde, passt dazu: Es macht offenbar einen stärkeren Eindruck als die zuvor genannten 10/11 Stunden. Es bleibt jedoch objektiv dabei, dass es sich um eine Stundenzahl handelt, die zwar deutlich über die 40-Stunden-Woche hinausgeht, zugleich jedoch auch nicht extrem viel ist, zumal sie ja auch weiterhin im Verdacht steht, eine Übertreibung zu sein (»bestimmt«). Jedenfalls bringt sie eine andere, zuvor getätigte Übertreibung nun deutlich zum Ausdruck: In der Logik, dass jeder Tag ein Arbeitstag ist, müsste Herr Geipel nämlich eigentlich eine 70/77 Stunden Woche haben.

T. Greipel: die Leute fragen mich auch häufig auch Kunden <atmet ein> ähmm ähhuäh, wie ich des schaffe <atmet ein> äh äh, das eine mit dem anderen zu verbinden

Herr Greipel wechselt nun ziemlich plötzlich den thematischen Fokus und scheint sich jetzt auf jenen Zusammenhang zwischen Sport und Arbeit zu beziehen, auf den in der Interviewerfrage wohl bereits angespielt wurde. Das liegt zwar ein Stück weit nahe, weil zum einen in der Passage unmittelbar vor der Interviewerfrage darüber gesprochen wurde, wie lange Herr Greipel trainiert und zum anderen, weil bei der Interviewakquise mitgeteilt wurde, dass es thematisch um Sport und Arbeit geht. Allerdings wurde der Zusammenhang und was den Interviewer daran interessiert, zumindest noch nicht explizit angesprochen. Dass Herr Greipel antizipieren zu können meint, worauf der Interviewer hinaus möchte, legt daher nahe, dass es etwas am unterstellten Zusammenhang gibt, womit er sich bereits beschäftigt hat und sozusagen aus dem Stegrefl etwas anfangen kann.

Die Äußerung »die Leute fragen mich auch häufig« ist dabei insofern interessant, als dass so eigentlich nur eine sogenannte »Person des öffentlichen Lebens« sprechen kann, also jemand, der/die einen starähnlichen Status innerhalb einer diffusen Öffentlichkeit hat, denn »die Leute« ist unbestimmt. So würden etwa Barkeeper*innen eher »die Gäste«, Hochschuldozent*innen hingegen »die Studierenden« sagen. Um so zu reden wie Herr Greipel, muss man also einen gewissen prominenten Status haben, was in seinem Fall jedoch faktisch nicht zutrifft: Er ist keine Person des öffentlichen Lebens. Sicherlich werden ihn Menschen in seinem Alltag nach seinen Freizeitaktivitäten fragen, wer auch immer das dann konkret ist. Aber der entscheidende Punkt ist, dass man sie nach geltenden Regeln nicht als »die Leute« bezeichnen kann, wenn man, wie Herr Greipel, nicht prominent ist, weil das schlachtweg vermessene wäre. Dass er das trotzdem tut, kann folglich nur bedeuten, dass er sich als eine prominente Persönlichkeit *imaginiert*, womit sich sein Geltungsbedürfnis als außergewöhnliche Person deutlich reproduziert: In seiner Phantasie ist er ein außergewöhnlicher und in dieser Außergewöhnlichkeit quasi-prominenter Typ, der auf öffentlichen Bühnen präsent ist und für seine Außergewöhnlichkeit bewundert wird. Dass »die Leute« ihn nun »häufig« fragen, kann indes nur bedeuten, dass es um ein Thema geht, das in der Öffentlichkeit aktuell verhandelt wird bzw. viele umtreibt und bei dem er gleichsam als Experte oder Vorbild gilt, an den man sich in dieser Sache wenden kann. Vom inneren Kontext her kann es dabei eigentlich nur um Vereinbarkeitsprobleme im Spannungsfeld zwischen Privatem und Beruflichem gehen: »Die Leute fragen mich auch häufig, hast Du überhaupt noch Freizeit?«, könnte zum Beispiel ein Anschluss lauten. Damit würden die Dramatisierung der außergewöhnlich langen Präsenz auf der Arbeit und die Selbstinszenierung darüber gleichsam weiter verschärfen.

Was ihn die Leute nun tatsächlich fragen, sagt Herr Greipel allerdings noch nicht, sondern fügt hinzu: »auch Kunden«. Von der benutzten ›Formel‹ her wird damit zunächst eine gewisse Steigerung der Besonderheit der so sprechenden Person suggeriert. Die Ergänzung »Kunden« muss also eine Zuspitzung bzw. Besonderung in Relation zu »Leute« darstellen. Denn rein logisch sind die »Kunden« in »die Leute« ja bereits impliziert. So könnten beispielsweise Schauspieler*innen sagen: »Die Leute fragen mich auch häufig, auch Kolleg*innen, wie ich es schaffe, so viele Filme in so kurzer Zeit zu drehen«. Das heißt: Selbst diejenigen, die der sprechenden Person statusmäßig gleichsam ebenbürtig sind und womöglich eigens viel Erfahrung haben, fragen sie; die Satzpragmatik impliziert also eine weitere Aufwertung der so sprechenden Prominenz. Worin jedoch die Steigerung bei »Kunden« bestehen soll, ist unklar. Denn Kunden sind lediglich relativ Fremde, mit denen man in einer Geschäftsbeziehung steht und denen man Produkte oder Dienstleistungen verkauft. Herr Greipel spricht ja auch nicht von »Großkunden« oder den »treuen Kunden«, was vielleicht noch eine gewisse Steigerung dargestellt hätte. Insofern kann man sagen, dass »auch Kunden« faktisch eher eine Rücknahme

der in Anspruch genommenen Prominenz ist als eine Aufwertung bzw. Steigerung dieser. Mit anderen Worten: Herr Greipel konzidiert hier gleichsam contre cœur, dass er in Wirklichkeit eben keine Person des öffentlichen Lebens, dass er entgegen seiner Wunschvorstellung eben nicht prominent ist und »Kunden« anscheinend schlichtweg die einzige relativ fremde Personengruppe sind, mit denen er zu tun hat.

Damit schließt sich nun aber die Frage an, wie die Kunden von seinem sportlichen Engagement – und darum geht es hier der Sache nach – denn überhaupt erfahren. Denn um ihn fragen zu können, müssen sie wissen, dass er Marathon läuft und Ironman betreibt. Eine Erklärungsmöglichkeit wäre, dass er Poster von bekannten Laufenden oder Triathlet*innen oder Medaillen von seinen Wettkampfteilnahmen in seinem Büro aufgehängen bzw. Pokale auf seinem Schreibtisch hingestellt hat. Sofern er nämlich seinen Arbeitsalltag größtenteils im Büro zu verbringen scheint, müsste er dort ja auch Kund*innen empfangen. Allerdings lässt sich diese Option schnell ausschließen, weil das Interview tatsächlich ebenfalls in seinem Büro stattfand und dort keine Poster, Medaillen oder Pokale sich befanden; tatsächlich war es eher minimalistisch eingerichtet. Herr Greipel muss seinen Kunden also entweder von sich aus von seinen Sportaktivitäten erzählen oder, was eine zusätzliche Option wäre, die Kunden könnten von seinem Triathlonengagement über sein Profil auf einer Internetseite erfahren, auf der das berufliche Profil Herrn Greipels öffentlich zugänglich dargestellt ist und auf dem unter anderem auch seine Freizeitaktivitäten aufgeführt sind. Insofern wäre vorstellbar, dass sie ihn dann bei Geschäftsterminen darauf ansprechen. In jedem Fall ist klar, dass sein Sportengagement im Kundenkontakt irgendwie thematisch wird.

In der Darstellung fragen »die Kunden« Herrn Greipel nun: »wie ich des schaffe <atmet ein> äh äh, das eine mit dem anderen zu verbinden«. Wir können nun schneller interpretieren, da sich hier eine Struktur ankündigt, die wir bereits zu Beginn der Analyse erschlossen haben. Offenbar wird die sportliche Aktivität wieder nicht als etwas Eigenständiges begriffen, sondern ist in den nunmehr beruflichen Kontext funktional integriert. Die Normalitätsvorstellung »der Kunden« und Herrn Greipels, darauf verweist das »verbinden«, ist also: Arbeit und Sport müssen verbunden, müssen funktional aufeinander bezogen sein. Der prinzipielle Gegensatz zwischen zwei grundsätzlich getrennten Dingen (das unterstellt »das eine mit dem anderen« ja, im Sinne von: »das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden«) muss aufgehoben werden, und Herr Greipel stellt sich also als jemand dar, dem dies gleichsam außergewöhnlich gut gelingt, wofür er eben ›bekannt‹ ist und wonach er insofern von den »Leuten« gefragt wird. Es geht daher nicht etwa, was man vom bisherigen Kontext, in dem es um Trainingsumfänge und Arbeitszeiten ging, ja hätte denken können, um *Vereinbarkeitsprobleme* von Sport und Arbeit (dann hätte er eben von »vereinbaren« sprechen müssen), sondern nachgerade umgekehrt um *Kopplungsprobleme*. Und da der Sport ja zur Ebene der Freizeit gehört, kann man

sagen, dass sich hier die allgemeinere Vorstellung reproduziert, Arbeit und Freizeit seien ineinander zu überführen, seien funktional füreinander. Das »wie ich des schaffe« legt dabei auch nahe, dass es sich nicht einfach nur um eine gedachte Synthese handelt, sondern der Interviewee dies tatsächlich auch auf lebenspraktischer Ebene zu realisieren versucht. Ausgehend von dem, was wir zu Beginn der Analyse in Bezug auf die Verbindung von Laufen und Studium rekonstruiert haben, können wir insofern nun erwarten, dass nunmehr etwas Ähnliches kommt: Das Mindeste ist, dass Herr Greipel seine sportlichen Aktivitäten mit dem Beruflichen insoweit integriert, dass er beides irgendwie parallel macht. So wäre denkbar, dass er beim Laufen telefoniert oder mit seinen Kunden und Geschäftspartner*innen laufen geht. Eine darüber hinausgehende Verbindung könnte darin bestehen, dass die sportliche Aktivität erneut eine Art Kairos-Effekt herbeiführen soll, was hieße: Berufliche Probleme werden generell beim Laufen, oder wenn man alle Triathlondisziplinen berücksichtigt, beim Radfahren oder Schwimmen gelöst, weil diese körperlichen Aktivitäten gleichsam mäeutisch wirken. Jedenfalls scheint klar, dass Herr Greipel sich über die Verbindung von Sport bzw. Freizeit und Arbeit wieder als außergewöhnlicher Typ zu inszenieren versucht. Und wie macht er das?

T. Greipel: und ich sage »ich kann meine a- ich schaffe meine Arbeit, <langsam und jedes Wort betonend: weil ich so viel Sport mache><atmet ein>

Mit »und ich sage« inszeniert Herr Greipel seine Reaktion auf die Fragen der »Kunden«. Nun, so würde man erwarten, kommt sein ›Geheimrezept‹, wie denn Sport und Arbeit am besten zu verbinden seien. Das ist jedoch nicht der Fall. Denn Herr Greipel bezieht sich jetzt der Sache nach tatsächlich auf das Vereinbarkeitsproblem angesichts dessen, dass seine sportlichen Aktivitäten eben auch viel Zeit in Anspruch nehmen.⁴⁹ Das manifeste Argument lautet dabei: Der Sport trägt zur Bewältigung der beruflichen Anforderungen bei und ist deshalb nicht etwa eine Zusatzbelastung, sondern nachgerade eine *Ermöglichungsbedingung* der Bewältigung der Arbeit. Mit anderen Worten: Die Vereinbarkeit gelingt, weil Sport und Arbeit eine funktional konstitutive Symbiose eingehen. Die Unterstellung ist, dass es Herrn Greipel mit seinen ›natürlichen Bordmitteln‹ nicht möglich ist, die an ihn gestellten beruflichen Anforderungen zu bewältigen. Der Wechsel von »ich kann...« auf »ich schaffe meine Arbeit« zeigt dabei an, dass er die Notwendigkeit der Symbiose prinzipiell noch fundamentaler darstellen könnte: Mit »ich kann meine Arbeit machen« oder »ich kann meine Arbeit schaffen« würde er unterstellen, dass der Sport

49 Dazu passt auch, dass er jedes Wort einzeln betont (»weil ich so viel Sport mache«), weil es so wie eine Reaktion auf einen häufig geäußerten Einwand daherkommt, nach dem Motto: »Die Leute wundern sich immer wieder, wie es schaffe, so viel Sport zu machen, obwohl ich so viel arbeite. Ich sage aber...«.

ihn in seinem Arbeitsbereich überhaupt erst leistungsfähig macht; die Fähigkeit, seine Arbeit zu bewältigen, hätte er ohne den Sport nicht. Dies hätte jedoch seine Kompetenz grundlegend infrage gestellt, sodass dies vermutlich auch der Grund für den Wechsel aufs »Schaffen« ist: Beim Versuch darzustellen, wie essenziell Sport aus seiner Sicht für seine Arbeit ist, ist er gleichsam übers Ziel hinausgeschossen und rudert nun zurück, um sich nicht zu diskreditieren. Mit dem Schaffen hebt er dabei das Moment der *Bewältigung* hervor: Durch den Sport komme er mit der außergewöhnlichen Arbeitslast *gerade so* zurecht; der ›Arbeitsberg‹ könne gerade so weggearbeitet werden, so die Unterstellung. Es geht nicht etwa darum, dass die Arbeit aufgrund des Sports besonders gut gelingt oder besonders leicht von der Hand geht. Damit ist klar, dass die Sportaktivität von der Arbeit bestimmt wird: Es ist nicht etwa so, dass er sich mithilfe des Sports von der Arbeit erholt bzw. einen Bewegungsmangel ausgleicht oder dergleichen, sondern im Grunde genommen richtet sich die Menge des Sports nach der Menge der Arbeit (»weil ich so viel Sport mache«); würde er mehr arbeiten, müsste er zwingend auch mehr Sport machen; vice versa könnte er dieser Logik zufolge seine Arbeitsleistung durch eine Erhöhung des Sportpensums aber auch steigern.

Wir können also feststellen, dass Herr Greipel sich weiterhin so inszeniert, als sei er außergewöhnlichen Belastungen ausgesetzt. Nicht nur ist jeder Tag ein Arbeitstag, sondern auch die Arbeitsmenge als solche ist so hoch, dass sie nur mithilfe des Sports bewältigt werden kann, worin er sozusagen Experte ist bzw. was ihm besonders gut gelingt, weshalb »die Leute« bzw. »Kunden« ihn eben auch fragen – so jedenfalls seine ›subjektive Theorie‹. Gleichzeitig jedoch reproduziert sich auch das Moment der Außengeleitetheit dabei (›Im-Büro-Sein‹): Es ist keine selbstbestimmte Arbeit. Er steht sozusagen jeden Tag aufs Neue vor einem ›Arbeitsberg‹, den es sisypheisch abzutragen gilt; die Arbeit ist nicht ein ›Ort‹ der Selbstverwirklichung, sondern eine ›Mühle‹, und jeden Tag stellt sich die Frage, ob er es schaffen wird, sie am Laufen zu halten und den Anforderungen, die sie an ihn stellt, gerecht zu werden. Er ist wie Charlie Chaplin am Fließband bzw. ein Manager am Fließband, das nie stillsteht. Kurz: Er ist ein »Marathon Manager«. Freiberuflich bzw. autonom Arbeitende könnten so nicht sprechen, weil die Arbeit hier ja nie wirklich bewältigt ist und immer etwas Neues dazu kommt; zugleich wird die Arbeit aber auch selbst strukturiert, weshalb ein solches Gefühl des Ausgeliefertseins, wie Herr Greipel es unterstellt, hier ebenfalls eher weniger erwartbar wäre; vielmehr würde man hier mit Problemen hinsichtlich des Gelingens und nicht des Schaffens der Arbeit rechnen.

Die außergewöhnliche Arbeitsbelastung besteht im Falle Herrn Greipels also im Wesentlichen im Durchhalten und Bewältigen einer außergewöhnlich hohen Menge an Arbeit, die von außen ihm aufgetragen wird, besteht mithin im Aushalten des Leidens, das daraus resultiert, wobei die Arbeit auch eher unspezifisch ist; es sind eben nicht konkrete Aufgaben, sondern ein diffuser Arbeitsberg. Entsprechend ist

Arbeit auch nicht etwa eine Sphäre, in der man gestaltend und selbstverwirklichend tätig sein kann, sondern ein Ort, an dem man gezwungen ist, außerordentlich präsent zu sein und alle Anforderungen, die an einen gestellt werden, zu bewältigen. Gleichwohl müssen wir bedenken, dass Herr Greipel seine Arbeitsbedingungen zunächst einmal nur so dargestellt. Es reiht sich jedenfalls gut in seine Inszenierungslogik ein. Der Grundtenor ist offenkundig: Er muss außergewöhnlich viel bewältigen; es ist deutlich überdurchschnittlich. Ob seine faktische Arbeit tatsächlich bloß eine ›Mühle‹ ist, wissen wir nicht. Vielleicht erlebt er sie auch nur so. Jedenfalls erscheint es von seiner objektiven beruflichen Position her wenig wahrscheinlich, dass er ausschließlich ›in der Mühle gefangen‹ ist und lediglich durchhält. Es ist sicherlich so, dass er gleichsam einem hohen Marktdruck ausgesetzt ist, zumal er auch in einem börsennotierten Unternehmen arbeitet und damit verstärkt auch die Interessen der Aktionär*innen berücksichtigen muss. Aber es ist doch schwer vorstellbar, dass er als Teil des oberen Managements ansonsten nur durchhält und einsteckt. Ich würde deshalb vermuten, dass gleichsam ein Primat der Inszenierung vor dem Faktischen gibt: Sie läuft sozusagen unabhängig von seinen tatsächlichen Kompetenzen und dem, was er sonst so in seiner Arbeitspraxis macht.

Neben der Frage nach den faktischen Arbeitsanforderungen stellt sich nun des Weiteren die Frage, welche Rolle dem Sport bei der Bewältigung des ›Arbeitsberges‹ konkret zukommt. Jedenfalls hat Herr Greipel bisher noch keine bestimmten Sportarten angesprochen; »Sport« kann insofern bisher im Grunde ›alles Mögliche‹ sein; entscheidend ist, dass es irgendwie die Arbeit zu bewältigen hilft.

T. Greipel: also es sind äh äh ganz interessante Effekte, das ist für mich eher ne Zeitsparnis als n Zeitgewinn is

Nun scheint Herr Greipel daran zu gehen, zu erläutern, wie ihm der Sport tatsächlich bei der Bewältigung der Arbeit hilft. Dass es lediglich »ganz interessante Effekte« sind, verwundert vor dem Hintergrund seiner bisherigen Darstellung jedoch: Es scheint nun doch um etwas recht Banales zu gehen; es sind keine »ganz wichtigen« oder »gravierenden Effekte«. Zugleich stellt sich Herr Greipel dabei wieder als einen Beobachter seiner selbst dar, geradezu als einen Forscher, der ein Experiment an sich selbst durchführt. Dadurch wird aber die funktionale Verbindung zur Arbeit objektiv weiter gelockert: Es sind Effekte, die Herr Greipel gleichsam lediglich registrernd zur Kenntnis nimmt; es ist nicht etwas, das er notwendig instrumentell einsetzen muss, um seine Arbeit überhaupt zu schaffen. Die Funktionalität des Sports scheint eine eher gedachte als faktische zu sein. Mit anderen Worten: Sie existiert primär auf der Ebene der Inszenierung.

Im Anschluss »das ist für mich eher ne Zeitsparnis als n Zeitgewinn« zeigt sich sodann, dass es auch nur ein Effekt und selbst dieser aufgrund des ›eher‹ noch nicht eindeutig bestimmt ist, was beides wiederum für die Inszenierungslogik spricht.

Die Formel »eher ne Zeitersparnis als n Zeitgewinn« unterstellt sodann manifest, dass der maßgebliche Effekt des Sports, der zur Bewältigung der Arbeit beitragen soll, in einer Zeiterersparnis besteht. Die Gegenerwartung, mit der »die Leute« bzw. »Kunden« an ihn herantreten und die er in seiner Argumentation gleichsam umgedreht, muss also sein: Der Sport sei etwas zeitlich zusätzlich Belastendes. Daher hätte Herr Greipel eigentlich auch nicht »Zeitgewinn«, sondern *Zeitverschwendungen* oder *Zeitverlust* sagen müssen; ihm unterläuft also eine Fehlleistung. Im Folgenden müssen wir also so verfahren, dass wir die Gegensatzpaare Zeiterersparnis/*Zeitverschwendungen* bzw. -verlust und Zeiterersparnis/*Zeitgewinn* zunächst jeweils für sich analysieren und dann kontrastieren, um herauszubekommen, worin die Fehlleistung besteht.

Was ist zunächst eine Zeiterersparnis? Beispielsweise spart man Zeit, wenn man einen kürzeren Weg gefunden hat als den, den man sonst geht. Oder man verbessert einen Ablauf, etwa im Produktionsprozess, wodurch ein Produkt ohne Qualitätseinbußen schneller hergestellt werden kann. Die gesparte Zeit kann sodann anderweitig investiert werden, wobei ihre Neunutzung nicht im Vordergrund steht; entscheidend ist, dass man Zeit einsparen konnte. Kurzum: Zeiterersparnis bedeutet in erster Linie *Effizienzsteigerung*. Das kann man sich nun beim Sport aber schwer vorstellen: Wie soll etwas Zeit sparen, das zunächst einmal Zeit kostet? Die Sportzeit geht ja objektiv von der Freizeit ab, ist Freizeit. In Herrn Greipels Fall sind es sieben bis zehn Stunden an wöchentlicher Trainingszeit, exklusive Wettkampfteilnahmen, Organisation, Information etc. Zeitsparend kann der Sport also nur sein, wenn man annimmt, dass er von der Prämisse ausgeht, dass es um Effizienzsteigerung *innerhalb der Arbeitspraxis* geht, in dem Sinne, dass der Sport es ihm irgendwie ermöglicht, schneller zu arbeiten, sodass er am Ende mehr Freizeit hat, als wenn er keinen Sport machen würde. Im Umkehrschluss bedeutet es: Ohne den Sport wäre er weniger effizient und müsste länger arbeiten. Der Sport ist in diesem Konstrukt also selbst *nicht Freizeit*, sondern ein Instrument, das Herr Greipel, wie zunächst auch immer, zur Optimierung der Bewältigung des Arbeitsberges nutzt. Mit anderen Worten: Der Sport ist nur deswegen keine *Zeitverschwendungen*, weil er funktional auf die Arbeit bezogen ist, was sich also einmal mehr reproduziert. Die Logik der Effizienzsteigerung sagt letztlich aber noch nichts darüber aus, was mit der gesparten Zeit passiert. Es kann also sein, dass sie als Freizeit, aber auch zur Mehrarbeit genutzt wird, was von der bisherigen Darstellung näherläge, weil die Arbeitsanforderungen an Herrn Greipel ja von außen gestellt werden, er also keine Kontrolle über den Arbeitsberg hat. Hingegen wäre, sofern »die Leute« bzw. »Kunden« sagen, der Sport sei *Zeitverschwendungen*, was, wie gesagt, Herr Greipel eigentlich intendiert haben dürfte, unterstellt, dass Sport nichts Berufliches sei, sondern zur Freizeit gehören und daher eher Zeit raube, die nicht anderweitig freizeitlich genutzt werden könne – zum Beispiel für Erholung, die Pflege von Sozialbeziehungen, reproduktive Arbeiten im Haushalt etc. Doch genau das ist der Sport aufgrund der Negation für Herrn

Geipel nicht: Er ist keine Freizeit. Insofern reproduziert sich diese Vorstellung also gleich doppelt.

Nun ist »Zeitverschwendungen«, wie gesagt, etwas, dass Herr Greipel eigentlich sagen wollte, aber offenbar nicht sagen konnte. Die Fehlleistung indiziert damit, dass er es gleichsam nicht einmal ex negativo aussprechen konnte, dass Sport etwas Freizeitliches sein könnte. Stattdessen sagt er »Zeitgewinn«. Bei einem Zeitgewinn gewinnt man relativ unverhofft Zeit im Hinblick auf eine Deadline. Es geht immer gewissermaßen um einen ›Wettkampf gegen die Zeit‹ (z.B. bei der Behandlung einer Krankheit oder bei der Aufklärung einer Straftat). Natürlich ist eine Zeitgewinnung nicht völlig unbeeinflussbar, aber sie ist doch vom Ausgang her offener als eine Zeiterersparnis, die im Gegensatz dazu ein im Grunde technokratischer Vorgang ist. Aber auch im Hinblick auf die Nutzung der Zeit ist ein Zeitgewinn offen: Während bei einer Zeiterersparnis sich die Frage der Nutzung der gesparten Zeit, wie gesagt, nicht zwingend stellt (man kann sie eben auch einfach ›auf die hohe Kante‹ legen), muss man sich überlegen, wie man die gewonnene Zeit nutzt, da man hierfür wiederum nur begrenzt Zeit hat, weil diese Zeit anderenfalls verpufft. Das Gemeinsame von Zeiterersparnis und Zeitgewinn ist hingegen, dass sie sich beide auf arbeitsweltliche bzw. zweckgebundene Kontexte beziehen. Auch der Zeitgewinn ist daher funktional auf eine Zielerreichung hin ausgerichtet.

Die Gegenerwartung bzw. das Gegenargument der »Leute« bzw. »Kunden« wäre in Bezug auf Zeitgewinn insofern, dass der Sport frei disponibile Zeit generiert, die man zum Zwecke der jeweiligen Zielerreichung nutzen könnte. Das ist sozusagen das Höchste, was Herr Greipel dem Sport ex negativo zugestehen kann. Denn letztlich ist gemäß der in Anschlag gebrachten Formel der Sport für ihn eben auch noch nicht einmal das: eine Zeit, die er frei gestalten kann. Selbst in diesem gegenüber der Zeitverschwendungen bzw. dem Zeitverlust gewissermaßen ›positiven‹ Pol drückt sich also letztlich die latente Haltung durch, dass nicht nur Freizeit gleichsam nicht sein darf, sondern die autonome Gestaltung freier Zeit für Herrn Greipel grundsätzlich ein Problem ist. Im Vordergrund steht die technokratische Effizienzsteigerung, bei der es lediglich um Anpassungsleistungen gegenüber fremdgestellten, arbeitsweltlichen Anforderungen geht; es reproduziert sich also im Grunde die Vorstellung, dass Herr Greipel jeden Tag auf Neue vor einem nicht von ihm beeinflussbaren Arbeitsberg steht und diesen restlos abarbeiten muss, und das Einzige, was sozusagen in seiner Macht steht, ist, um im ›gemalten‹ Bild zu bleiben, sich in der Abtragung des Arbeitsberges mit geeigneten sportlichen Aktivitäten zu optimieren. Dieses Effizienzdenken passt letztlich gut zur Vorstellung, dass Arbeit und Freizeit entgrenzt seien, was darauf verweist, dass Herr Greipel hier in klassischen Mustern ›der subjektivierten Arbeitswelt‹ argumentiert (vgl. etwa Hochschild 2001: 212f.). Nun stellt sich natürlich die Frage, wie genau Herr Greipel den Sport zur Effizienzsteigerung einsetzt. Er fährt fort:

T. Greipel: weil ich merke <atmet ein> ähm <schluckt>, dadurch, dass das das Gehirn dann abschaltet, ich dann bestimmte Problemstellungen <atmet ein> <bettont: die sind dann plötzlich da> //mhm// beim Laufen () oder ähm mmmmm die E-Mail is sozusagen <atmet ein> jetzt nich äh sinngemäß, aber die is sozusagen aufm Weg morgens zur Arbeit wenn ich aufm Fahrrad <atmet ein> äh sitze, dann dann is- äh is äh ne schwierige E-Mail schonmal im Kopf geschrieben und dann brauch ich mich hier nur nochmal an Schreibtisch setzen und die schnell runtertippen <atmet ein> //ja// und ähm äh wenn ich diese Trainingseinheit vorher nicht hätte <atmet ein> äh dannn äh würd ich da bestimmt an schwierigen E-Mails sehr viel länger () äh knabbern und überarbeiten und es gibt doch Situationen <atmet ein> da krieg ich dann mal Abends ne E-Mail, die mich ärgert und <atmet ein> äh da sag ich dann auch ›ich geh jetzt nochmal ne Stunde laufen <atmet ein> //mhm// ähh power ma alles raus, danach setz ich mich doch nochmal in- an an Schreibtisch und <atmet ein> unterm Strich ist es <atmet ein> ne () Intensivierung der Qualitätszeit, also der Zeit, wenn ich dann Freizeit habe <atmet ein> die ich qualitativ genießen kann <atmet ein> weil ich ebent abschalten kann, weil ich ausgeglichen bin <atmet ein> und äh wenn ich den Sport nicht mache, dann fehlt mir genau dieser Aspekt oder dann gehen mir die Dinge auch nicht so leicht von der Hand

Wir werden diese abschließenden Ausführungen Herrn Greipels im Rahmen seiner Antwort auf die Frage nach seinen Arbeitszeiten nicht mehr durchinterpretieren, sondern nur einige Formulierungen aufgreifen, die unsere bisher rekonstruierte Fallstruktur gleichsam anreichern. Zunächst zeigt das »weil ich merke [...], dadurch, dass das Gehirn dann abschaltet«, dass die funktionale Symbiose nicht die eigentliche Motivation für den Ausdauersport sein kann, denn das Abschalten des Gehirns ist in dieser Darstellung ein Effekt, den Herr Greipel lediglich en passant registriert hat, *nachdem* er den Sport aufgenommen hatte. Andernfalls hätte er so etwas sagen müssen wie: »weil das Gehirn dann abschaltet«. Damit verbunden wird deutlich, dass er hier tatsächlich lediglich eines sozialtechnokratischen Deutungsmusters bedient, aus dem sich eben auch die Funktionalitätsvorstellung speist: Er ist weiterhin der verwissenschaftlicht-rationale Beobachter seiner selbst, und das Abschalten des Gehirns ist lediglich ein biologischer Vorgang, ein Automatismus, der in Gang kommt, wenn er mit dem Sport beginnt; er ist wie eine Maschine. Das Ich als Vermittlungsinstanz fehlt also komplett; es ist nicht: »ich kann dann besser abschalten/arbeiten«, und es heißt auch nicht: »*mein* Gehirn«. Dass das »weil ich merke« im Präsens formuliert ist, passt gut dazu, weil es suggeriert, es sei eine immer wieder aufs Neue gemachte Erfahrung, die sich gleichsam wie von selbst einstellt, wenn Herr Greipel laufen geht. Eigentlich ist es also eben kein ›Merken‹; es ist lediglich ein Vollzug, der sich ohne ihn ereignet.

Die sodann kurz angedeutete Ich-Perspektive »ich dann bestimmte Problemstellungen« wird abgebrochen und mündet in das wiederum entsubjektivierte,

selbstbeobachtende »die sind dann plötzlich da [...] beim Laufen«. Es ist nicht Herr Greipel, der »bestimmte Problemstellungen« beim Laufen besser erkennen oder lösen kann, sondern das Laufen evoziert sie überhaupt erst; das Laufen erzeugt das Kairos-Moment. Die Inszenierung reproduziert sich. Dazu passt auch, dass mit »bestimmte Problemstellungen« unterstellt ist, dass diese bereits bekannt sind; es sind also nicht etwa »neue Problemstellungen«, und es sind auch keine »Problemlösungen«, die dann auch weitaus besser zum Kairos gepasst hätten. Insofern, und das passt ebenfalls zur Inszenierung, wirkt »bestimmte Problemstellungen« verwissenschaftlicht bzw. aufgesetzt rational/reflektiert. Entsprechend wäre es letztlich doch auch sehr verwunderlich, wenn Herrn Greipel in seiner Position »bestimmte Problemstellungen« nicht klar wären bzw. nur beim Sport ihm klar würden; anderenfalls müsste man ja annehmen, dass er für seine Position nicht geeignet ist, Kompetenzen vorgetäuscht oder schlichtweg keine echten Aufgaben zu bewältigen hat, was allesamt recht voraussetzungsvolle Lesarten sind, die sich vom Text her nicht decken lassen. Jedenfalls kann vor dem Hintergrund dieser Darstellung vom »Gehirnabschalten« eigentlich keine Rede sein. Denn mit dem plötzlichen Hereinbrechen der »Problemstellungen« ist ja nachgerade das Gegen teil unterstellt: Die Probleme drücken sich »ohne Barriere« durch. Es scheint also so, dass Herr Greipel beim Laufen zumindest über seine Arbeit nachdenkt und damit Arbeit und Freizeit verschränkt; gleichwohl würde ich vermuten, dass die Verschränkung dabei, wie gesagt, dennoch faktisch nicht gar so funktional ist, wie er sie darzustellen versucht. Vielleicht hat er tatsächlich ein paar Mal die Erfahrung gemacht, dass ihm beim Laufen etwas Berufsbezogenes eingefallen ist, und das hypostasiert er nun.

Dazu passt denn auch, dass das Auf-dem-Fahrrad-Sitzen, wie Herr Greipel es ja auch selbst sagt, eben kein Sport ist (und auch das Laufen war bis jetzt ja auch nicht als etwas Wettkampfförmiges eingeführt), sondern lediglich den Weg zur Arbeit darstellt, bei dem er über die Arbeit nachdenkt. In einem vorherigen Abschnitt des Interviews hat er zwar erzählt, dass der Weg zur Arbeit bereits seine erste Trainingseinheit sei (er fährt mit dem Rennrad). Gleichwohl ist auch das genau genommen noch nicht wirklich Sport und auch nicht Arbeit, sondern eben bloß Training für den Wettkampf. Vor diesem Hintergrund würde also im Grunde genommen jede körperliche Aktivität hinreichen, die auf Ausdauer abstellt bzw. über einen längeren Zeitraum hinweg betrieben wird, also etwa auch Spazierengehen oder Wandern. Mit anderen Worten: Es gibt zwar faktisch eine Verschränkung von körperlicher Aktivität und Nachdenken über Arbeit, aber es gibt keinen fundamentalen funktionalen Zusammenhang von Sport und Arbeit in dem Sinne, dass wir es hier mit einer wettkampfförmigen Praxis zu tun haben, die der Interviewee zwingend für die Bewältigung seiner arbeitsweltlichen Anforderungen benötigt. Auch wenn er »die E-Mail« nicht »im Kopf« schreiben würde, wäre die Bewältigung seiner Arbeit doch wohl nicht grundsätzlich gefährdet; er müsste es dann eben bloß »im Bü-

ro« machen. Es reproduziert sich hier also, dass er die Verbindung von Sport und Arbeit überdramatisiert bzw. sie schlichtweg gedanklich stärker ist als faktisch; faktisch ist es lediglich so, dass er im Kontext von körperlichen Aktivitäten wie Laufen oder Fahrradfahren, die objektiv zur Freizeit zählen, über arbeitsweltliche Probleme nachdenkt. Zudem bleibt es ein Zusammenhang, der gleichsam außerhalb seiner Steuerungskraft liegt: Die E-Mail schreibt sich gewissermaßen wie von selbst, nicht *er* schreibt die E-Mail; das Ich ist wiederum nicht präsent. Herr Greipel scheint die konstitutive Funktionalität von Sport und Arbeit auf der Inszenierungsebene also ›mit Gewalt‹ aufrechtzuerhalten zu wollen, tatsächlich wird sie aber sukzessive schwächer (bzw. hat schon fast etwas Abergläubisches/Esoterisches an sich): Erst war die Unterstellung, dass er seine Arbeit ohne den Sport nicht schaffen würde, dann ging es lediglich um Effizienzsteigerung, die man haben kann oder auch nicht, ohne dass die Bewältigung der Arbeit gefährdet wäre, und nun geht es lediglich um Mails, über die er sich auf dem Weg zur Arbeit Gedanken macht, was zwar zur Logik der Effizienzsteigerung passt, aber, wie gesagt, nichts zu sein scheint, von dem man sagen würde, dass dies objektiv gravierend effizienzsteigernd oder funktional wäre. Genauso das ist aber eben der Darstellungsduktus Herrn Greipels: Es seien schwerwiegende Probleme, die er »aufm Fahrrad«/»beim Laufen« löst.

Dazu passt auch, dass er von einer »schwierigen E-Mail« spricht, denn so etwas gibt es eigentlich genauso wenig wie »leichte« E-Mails, wenn man den rein technischen Vorgang des E-Mail-Schreibens betrachtet. Das Schwierige kann also wenn, dann nur im Inhalt bzw. in dem, was in einer E-Mail auf der Ebene der Interaktion mit den Adressaten vor sich geht, liegen. Ähnlich könnte man auch von einem »schwierigen Telefonat« sprechen, das man geführt oder noch zu führen habe. Es muss sich also um so etwas handeln wie Kündigungen, Abmahnungen, Konfrontationen, Dinge, die in jedem Fall irgendwie konflikthaft sind. Man könnte nun zwar mutmaßen, dass Herr Greipel möglicherweise Probleme auf der Ebene der Interaktion mit seinen Kolleg*innen hat und dass das Laufen ihm diesbezüglich irgendwie Stabilität verleiht; sparsamer scheint mir jedoch die Lesart, dass er lediglich weiterhin ›auf Biegen und Brechen‹ einen konstitutiven Funktionalitätsbezug herzustellen versucht, um seine Inszenierung aufrechtzuerhalten. Er sucht ›mit Gewalt‹ nach schwierigen Problemen, die man nur beim Sport lösen kann, und die schwierigen E-Mails sind eben das Einzige, was ihm dazu einfällt, weil er, wie gesagt, möglicherweise tatsächlich mal die Erfahrung gemacht hat, dass ihm beim Training eine gute Idee gekommen ist. Andernfalls hätte er ja auch konkreter werden können: Was sind das genau für E-Mails? Worum geht es da? Und warum lassen sie sich ausgegerechnet während einer körperlichen Anstrengung besser konzipieren, obwohl man doch intuitiv eher denken würde, dass es am Schreibtisch besser geht, allein schon deshalb, weil man seine Ideen dort direkt aufschreiben kann. Dagegen ist es auf dem Fahrrad nicht nur schwieriger, sich Notizen zu machen (man könnte sich höchstens vorstellen, Memos mit einem Smartphone oder einem einfachen Aufnahmegerät

aufzuzeichnen), sondern muss, zusätzlich zur Belastung des Fahrens, ja auch noch auf den Verkehr achten und ist Witterungseinflüssen ausgesetzt. Es ist also schwer vorstellbar, wie man unter diesen Bedingungen routinisiert »arbeiten« können soll. Und außerdem hätte man vor dem Hintergrund, dass Herr Greipel mit Softwareentwicklung zu tun hat und »in Mathematik diplomierte« hat, doch auch eher erwartet, dass er auf dem Fahrrad komplexe Programmierungen tätigt bzw. über besondere Algorithmen nachdenkt und nicht lediglich schwierige E-Mails vorkonzipiert.

Im nachfolgenden Verlauf der oben aufgeführten Interviewpassage sieht man sodann auch schnell, dass es nicht so sehr die tatsächlichen Verschränkungen von körperlicher Aktivität und dem Nachdenken über Arbeit sind, die die These der Entgrenzung von Arbeit und Freizeit stützen, sondern es ist die grundlegende, latente Haltung, die er hat, der zufolge Arbeit und Freizeit prinzipiell nicht getrennt sind, sondern alles erst einmal Arbeitszeit ist. Denn das »dann brauch ich mich hier nur nochmal an Schreibtisch setzen und die [die E-Mail, R.F.] schnell runtertippen« unterstellt ja aufgrund des »nochmal« im Umkehrschluss, dass auch sein Fahrrad, auf dem er zuvor auf dem Weg zur Arbeit saß, bereits eine Art Schreibtisch ist, ungetacht dessen, dass auch die Effizienzlogik sich hier reproduziert. Entgrenzung ist folglich der habitualisierte Normalfall für ihn, und die tatsächlichen Verschränkungen, oder besser: Verschränkungsversuche, von Arbeit und Freizeit sind eine Folge dieses Habitus.

Das arbeitsweltlich dominierte Zeitkontinuum setzt sich sodann auch in der Äußerung »da krieg ich dann mal abends ne E-Mail, die mich ärgert« fort. Denn es passiert nicht »nach Feierabend«, sondern lediglich »abends«. Nicht nur heißt das, dass er faktisch seine E-Mails auch dann abrupt, wenn er zu Hause ist bzw. objektiv gesehen Feierabend hat, sondern es heißt auch, dass in seiner Vorstellung schlichtweg kein Konzept von Feierabend existiert: Die gesamte Zeit ist potenzielle Arbeitszeit, das heißt, es gibt zwar Phasen, wo er nicht arbeitet, aber sobald Arbeit »reinkommt«, muss er sie bewältigen. Zugleich und damit verbunden zeigt sich hier auch wieder die Spannung zwischen dem Normalarbeitsverhältnis und dem Freiberuflichen. Zum einen, wenn Herr Greipel zuvor sagt, dass es »doch Situationen« gibt; es sind also Ausnahmen, die eigentlich auch in seinem Selbstverständnis nicht vorgesehen sind. Zum anderen aber auch aufgrund des »mal abends«, was ebenfalls auf das Okkasionelle verweist. Er *könnte* also durchaus eine klare Grenze zur Arbeit ziehen, macht dies aber nicht, weil er die Vorstellung hat, dass es diese Grenze nicht gibt. Das reproduziert sich auch in der Formulierung »geh jetzt nochmal ne Stunde laufen«, die mit dem »nochmal« ja unterstellt, dass das Laufen wiederum Arbeit ist. Und »doch nochmal [...] an Schreibtisch« bedeutet wiederum: es war eigentlich nicht vorgesehen. Herr Greipel kann also quasi nichts machen: Die Arbeit okkupiert ihn auch in der Freizeit, und er lässt dies zu, übt keine Kritik an der Entgrenzung. Im »doch nochmal« klingt, wie gesagt, lediglich an, dass Arbeit eigentlich nicht mehr vorgesehen war, aber es heißt nicht, dass er Freizeit hatte. Im Übrigen ist es auch

wieder ›nur eine› E-Mail«, die Anlass genug ist, ihn sofort wieder in den Arbeitsmodus zu versetzen; der Arbeitsberg muss immer vollständig bewältigt werden: Wenn noch etwas reinkommt, dann muss er es sofort abarbeiten, sonst finde er ›keine Ruhe‹, so die Unterstellung. Und die Funktionalität zwischen Laufen und Arbeit ist nunmehr gänzlich gelockert: Zwar sieht er das Laufen weiterhin auf der latenten Ebene als Arbeit an, stellt dies nun aber so dar, dass es lediglich dazu dient, sich ›auszupowern‹, was offensichtlich darauf bezogen ist, dass es sich um eine E-Mail handelt, die ihn »ärgert« (wohlgemerkt nicht: *was* ihn ärgert). Das Laufen wird hier also als ein emotionaler Regulator, nicht als Schreibtisch dargestellt. Zwar scheint er das in seiner Darstellung zu benötigen, um die Mail nicht etwa impulsiv zu beantworten und damit die Gefahr einzugehen, den ›falschen Ton‹ zu treffen; gleichwohl könnte er sie ja auch genauso gut am nächsten Tag auf der Arbeit beantworten. Es reproduziert sich also deutlich, dass die funktionale Verbindung vor allem eine konstruierte ist. Möglicherweise ist es auch so, dass das Laufen bzw. der ›Sport‹ es Herrn Geipel ermöglicht, eine Art *Freiberuflichkeitsfiktion* aufrechtzuerhalten, weil es sich ja eben faktisch um etwas handelt, dass er freiwillig in seiner Freizeit tut und nicht »im Büro«, wo er ja sein *muss*. Das würde jedenfalls gut zur Inszenierung passen, der zufolge er sich ja auch deutlich autonomer und wichtiger darstellt, als er faktisch ist. Tatsächlich autonom wäre es hingegen, eine klare Grenze zur Arbeit zu ziehen und eben nur »im Büro« bzw. auf der Arbeit zu arbeiten.

Mit »unterm Strich ist es <atmet ein> ne () Intensivierung der Qualitätszeit, also der Zeit, wenn ich dann Freizeit habe« wird sodann eine Bilanz gezogen, die sich auf die Zeitersparnis durch den Sport bezieht. Damit sowie mit dem Verweis auf die »Qualitätszeit« reproduziert sich nun ausdrücklich nochmal: Sport ist nicht Freizeit, sondern Arbeit. Mit der Rede von der »Qualitätszeit« bedient Herr Greipel nun eindeutig ein Deutungsmuster von Freizeit, das Arlie Hochschild in ihrem Buch »Time Bind« (2001) beschrieben hat. »Quality time« ist ihr zufolge die Zeit, die übrigbleibt, wenn die gesamte Freizeit nach Effizienzkriterien durchorganisiert worden ist und, so die Hoffnung, nunmehr wirklich frei disponibile Zeit darstellt. Praktisch führt dies jedoch zu einem paradoxen Effekt: Da die Freizeit grundsätzlich unter dem Primat der Arbeit steht, schrumpft die Qualitätszeit immer weiter zusammen, wodurch ein Druck entsteht, auch diese immer effizienter zu nutzen bzw. zu verdichten. Genau das kommt in der Formulierung »Intensivierung« zum Ausdruck, die Herrn Greipel wohl unterlaufen sein muss, weil er ja intentional sicherlich eher so etwas wie eine *Ausweitung* oder eine *Zunahme* der Qualitätszeit meinte. Intensivierung hingegen unterstellt eine *Verdichtung* und damit eigentlich mehr Stress. Von daher scheint es auch unplausibel, dass Herr Greipel diese Zeit, wie er sagt, wirklich »qualitativ genießen« bzw. dort »abschalten kann«, denn die Arbeit ist für ihn und im besagten Deutungsmuster ja nie stillgestellt, sodass dem Genießen und Abschalten mit jeder neu reinkommenden E-Mail potenziell schon ein Strich durch die Rechnung gemacht wird. Und schließlich heißt die Rede vom Abschalten und

Genießen innerhalb der Qualitätszeit im Umkehrschluss ja wieder: Alles außerhalb dieser Zeit ist eben kein Genuss, ist keine Erholung, und insofern ist es eben auch Sport bzw. körperliche Aktivität nicht.

e) Fortführung der idealtypischen Verdichtung im Lichte arbeitssoziologischer Forschung

Der vorliegende Fall differiert, wie bereits festgestellt, deutlich von dem als erstes analysierten. Während der Kern der latenten Motivationsstruktur Herrn Gerkens in seiner sadomasochistischen Charakterstruktur und einer auf dieser aufbauenden Bewährungsfigur lag und das Laufen als Kompensationsmedium bei ihm immer dann ins Spiel kam, wenn ihm das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen in anderen Kontexten nicht möglich war, ist es im Falle Herrn Greipels ein Geltungsbedürfnis, das er mit dem Laufen – allgemeiner: mit seinen ausdauersportlichen Bewegungsaktivitäten – kompensiert, indem er sich als außergewöhnlich leistungsfähiger Typ und als zu einer entsprechenden Elite zugehörig inszeniert. Der ›Motor‹ hinter seiner Sportpraxis ist der Wunsch nach Partizipation an etwas status- und leistungsmäßig Außergewöhnlichem und die Darstellung dieser Partizipation. Die Krise, für welche seine überdurchschnittliche Aktivität eine Lösung darstellt, ist daher eine *Geltungskrise des Selbst* und damit letztlich eine Identitäts- bzw. Autonomie- und Bewährungskrise: Offenbar ist es Herrn Greipel nicht möglich, sich in seinem Alltag ausschließlich über echte Leistungsbeiträge zu bewähren und ein authentisches Selbstverhältnis aufzubauen; er benötigt die Inszenierung; sie ist, wie wir es in Anlehnung an die von Fromm so genannte »Marketing-Orientierung« (Fromm 1989[1947]) versucht haben typologisch schärfer zu fassen, Teil seiner Charakterstruktur und scheint mir insofern auch den Kern seiner Bewährungsfigur auszumachen: Sowohl sein Selbstverhältnis als auch seine Selbstdarstellung sind nicht authentisch, sondern gewissermaßen aufgesetzt (was sich in der Brüchigkeit seiner Selbstdarstellung zeigt), in Abhängigkeit dessen, was jeweils als elitär und außergewöhnlich anerkannt ist. Daher lässt sich in seinem Fall auch mit Riesman (1965[1950]) von einer außengeleiteten Persönlichkeit sprechen, die jedoch nicht autonom, sondern angepasst, konformistisch, mit Voswinkel (2002) gesprochen: reflexiv-konformistisch ist. Im Interview drückt sich dies nicht zuletzt auch darin aus, dass er als Ich gleichsam kaum in Erscheinung tritt; vielmehr nimmt er eine – teils verwissenschaftlichte – Selbstdbeobachtungsperspektive ein, in der ihm seine Biographie gewissermaßen bloß passiert und er die Ereignisse registrierend zur Kenntnis nimmt. Vom Gestus seiner Selbstdarstellung her jedoch hat er ganz offenkundig den Anspruch, sich als besonders reflektiert darzustellen (›lange nachdenken‹). Dieses besondere Über-sich-selbst-Beugen scheint mir insofern ebenfalls zu seiner Selbstinszenierung dazuzugehören.

Es nimmt vor diesem Hintergrund nicht wunder, dass Herr Greipel keine besondere innere Bindung an die von ihm praktizierten Ausdauersportarten, sofern man

dabei von *Sport* überhaupt sprechen kann, zu haben scheint (etwas, das er mit Herrn Gerken gemeinsam hat). So ist er nach seinem ersten Marathon eben auch längere Zeit (nach eigenen Angaben: 10/15 Jahre) keinen Marathon mehr gelaufen und hatte stattdessen »als Fokus sport lange Zeit Tischtennis [...] im Verein gespielt«. Das jedoch »lief dann irgendwie aus«, wie Herr Greipel sich bezeichnenderweise ausdrückt. Das heißt: Es ist wiederum bloß selbstbeobachtend und wenig reflektiert, und es ist anzunehmen, dass sich seine Anerkennungsverhältnisse verändert haben (etwa durch einen Arbeitsplatzwechsel). Kurz: Womöglich konnte er sich mit Tischtennis nicht mehr adäquat in Szene setzen. Tischtennis passt zum Verwissenschaftlichten, Rationalen seiner Selbstinszenierung, weil hier der Fokus auf der Konzentrationsfähigkeit liegt (vielleicht hat er ja deswegen vom »Fokus sport« gesprochen). Und das Wettkampfmäßige passt zu seinem Distinktionsbedürfnis und dazu, dass er eben nicht wie Herr Gerken primär masochistisch motiviert ist. Gleichwohl erfahren wir im Interview nichts explizit darüber, warum Herr Greipel letztlich nach seinem ersten Marathon so lange keinen mehr gelaufen ist und welche konkreten Umstände dazu geführt haben, dass er das doch wieder aufnahm. Sofern wir jedenfalls davon ausgehen, dass es sich bei der Inszenierungsstruktur um eine generative Struktur handelt, müsste dies, wie gesagt, mit Anerkennungsverhältnissen zu tun haben, die sich verändert hatten.

Dem freizeitsportlichen Engagement kommt nun innerhalb der Inszenierungslogik eine besondere Funktion zu: Die Inszenierung läuft zentral über die Vorstellung, dass Freizeitsport und Arbeit *funktional* aufeinander bezogen seien, und zwar in dem Sinne, dass der Sport dazu dient, gleichsam den Kairos zu beschwören. Überspitzt formuliert: Die ausdauersportlichen Aktivitäten werden als die Praxis der »Genies« dargestellt, die sie wie ein Ritual vollziehen, im Rahmen dessen sie in einen Zustand versetzt werden, in dem sich die Wahrscheinlichkeit für Geistesblitze immens erhöht und infolgedessen die Arbeit optimaler bewältigt werden kann. Das war offenbar nicht nur in der Studienzeit Herrn Greipels so, wo seine Kernmotivation für den Ausdauersport sozusagen grundgelegt wurde, sondern zieht sich eindeutig auch in seinem Berufsleben durch (»die Leute fragen mich auch häufig«). Hinter dieser, letztlich dem typischen Selbstoptimierungsduktus folgenden Vorstellung, scheint mir indes ein für subjektivierte Arbeitsverhältnisse typisches soziales Deutungsmuster von Arbeit und Freizeit zu stehen, das im Kern die Vorstellung transportiert, dass beides, freilich unter dem grundsätzlichen Primat der Arbeit stehend, entgrenzt und unter Effizienzgesichtspunkten zu organisieren sei (vgl. Hochschild 2001; Pongratz/Voß 2004; Bröckling 2007). Schließlich würde die Inszenierungslogik ohne diese Vorstellung wohl kaum »funktionieren« können. Es ist insofern sehr fraglich, inwieweit die funktionale Verschränkung sozusagen einen »echten« Optimierungseffekt auf die Arbeit Herrn Greipels hat. Zwar lässt sich eindeutig sagen, dass die Verschränkung von Sport und Arbeit tatsächlich auch auf lebenspraktischer Ebene sich vollzieht und nicht bloß eine

gedachte Verschränkung ist, und es ist freilich auch nicht auszuschließen, dass das Laufen oder Fahrradfahren in der Tat positive Synergieeffekte für die Arbeit hat. Gleichwohl überwiegt letztlich die gedachte bzw. inszenierte Funktionalität: Es sind eben keine besonders schwerwiegenden, komplexen (mathematischen oder programmierungstechnischen) Probleme, die Herr Greipel seiner Darstellung nach beim Fahrradfahren auf dem Weg zur Arbeit oder beim Joggen »im Kopf« bearbeitet, sondern tatsächlich wohl eher banale ›Probleme‹, die er nur als schwierig darzustellen versucht (›schwierige E-Mail‹). Mit diesen Aktivitäten sind dabei bloß »ganz interessante Effekte« für die Arbeit verbunden, das heißt, sie sind nicht gar so konstitutiv für die Bewältigung seiner Arbeit, wie Herr Greipel es suggeriert (›ich schaffe meine Arbeit [...] weil ich so viel Sport mache‹). Vom Gestus seiner Erzählung her geht die Funktionalität also weit über das hinaus, was sie tatsächlich zu sein scheint. Mit anderen Worten: Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass er seine Arbeit auch dann würde bewältigen können, wenn er lediglich »im Büro« arbeitete. Insofern liegt es nahe, dass die praktische Verschränkung von ›Sport‹ und Arbeit insbesondere der Inszenierung von Außeralltäglichkeit und leistungsmäßiger Elitenhaftigkeit dient, weil sie Herrn Greipel gleichsam eine ›Bühne‹, eine Kommunikationsplattform bzw. -möglichkeit für seine Inszenierungsbemühungen zur Verfügung stellt. Und dazu gehört nicht nur, dass er offenbar gerne im beruflichen Kontext über seine ›Verbindung‹ von ›Sport‹ und Arbeit redet – anderenfalls würden ihn »die Leute« eben auch nicht fragen bzw. könnte er sich nicht als eine Person des öffentlichen Lebens imaginieren –, sondern etwa auch, dass er mit dem Rennrad zur Arbeit fährt, was seitens seiner Kolleg*innen mit Sicherheit nicht unbemerkt bleiben wird, sofern er sich ja entsprechend auf der Arbeit dann auch duschen und umziehen muss und sein Rennrad womöglich auch direkt im Büro parkt. Hieran sieht man auch, dass es bei all dem tatsächlich nicht wirklich um Sport, sondern höchstens um Training sich handelt. Im Grunde, so könnte man deshalb annehmen, könnte Herr Greipel auch darauf verzichten, an Marathon- und Ironmanwettkämpfen teilzunehmen. Allerdings würde er dann nicht nur die Wettkampfbühne aufgeben, sondern auch seinen offiziellen Status als Marathonläufer bzw. Ironman. Zudem könnte er den Weg zur Arbeit oder das abendliche Laufen nicht als Trainingseinheit mehr bezeichnen und müsste dies vor seiner Familie und seinen Kolleg*innen anders legitimieren. Auch wenn in der Interviewanalyse darüber nichts Explizites in Erfahrung gebracht werden konnte, so scheint es mir doch naheliegend, dass auch im Hinblick auf das Wettkampfengagement das Inszenierungsmoment entscheidend ist, wenn auch ich es nicht ausschließen würde, dass der Wettkampf selbst Herrn Greipel *auch* reizt, weil die Logik der Selbstdarstellung und Distinktion eben eine recht starke Konkurrenzorientierung vermuten lassen (die auf der Ebene des Erzählens im Übrigen ja schon in der Schnalzgeste zu Beginn des Interviews sich andeutet), was letztlich ja auch zu seiner Inszenierung passt: Er muss auch im Wettkampf überdurchschnittlich sein. Und tatsächlich

deutet seine Marathonzeit von knapp 3:17 Stunden in der M-M-W (62. Platz) auf eine für Amateurverhältnisse ausgeprägte Ambition hin, zumindest eindeutig über dem Durchschnitt zu sein; der Vergleich mit anderen ist also wohl zumindest in dieser Hinsicht wichtig. Vielleicht könnte man daher von einer Art generalisiertem Vergleich mit anderen sprechen, von einer Konkurrenzorientierung, die über die faktischen Wettkämpfe hinaus und in Richtung der Konkurrenz mit Kolleg*innen weist. Aber auch das wäre nur ein Beleg dafür, dass Herr Greipel den Sport nicht in erster Linie als Sport betreibt, sondern ihn gleichsam zweckentfremdet, ja die Zweckfreiheit des Leistungsvergleichs geradezu aufhebt. Wenn es ihm jedenfalls wichtig wäre, deutlich zu machen, dass er Marathon und Triathlon tatsächlich im genuin sportlichen Sinne betreibt, dann hätte er dies ja auch entsprechend in den Mittelpunkt seiner Erzählung stellen können; primär habitusbildend war ja auch nicht zufällig ausgerechnet das »Ausdauerndelaufen«, zu dem er »im Studium« gekommen ist und nicht eine Wettkampferfahrung.

Über die faktische Berufspraxis Herrn Greipels hat die Analyse indes nur wenig Aufschluss geben können; dem Interview fehlt es in dieser Hinsicht an authentischen Schilderungen. Was wir rekonstruieren konnten, ist vor allem eine spezifische *Deutung* der Berufspraxis, der zufolge er seine Arbeit vordergründig als ein entfremdetes Terrain betrachtet, in dem er von außen strukturierten Bedingungen und Anforderungen gewissermaßen ausgeliefert ist: Es ist ein »Arbeitsberg«, dem er sich »jeden Tag« aufs Neue sozusagen gegenübergestellt sieht und über den er keine Kontrolle hat; der »Berg« wird immer wieder neu aufgeschichtet, und er muss ihn abtragen. Zentral ist nicht sachbezogene Aktivität/Gestaltung, sondern außergewöhnliche Präsenz und gleichsam restlose Bewältigung der von außen kommenden Anforderungen. Dem Entfremdeten steht zugleich eine Art Freiberuflichkeitsfiktion entgegen, in welcher die Autonomie sich jedoch lediglich auf die tendenziell ausufernde und entgrenzte Arbeitszeitgestaltung sowie die Effizienzsteigerung hinsichtlich der Bewältigung des Arbeitsberges beschränkt. Die Berufspraxis Herrn Greipels gleicht in seiner Deutung somit eher einer Art Dauerdienst als einem autonom strukturierten und strukturierbaren Handlungsbereich; zudem scheint er sich vor allem als »Führungs kraft« zu sehen. Gleichwohl kritisiert Herr Greipel das entfremdete Moment nicht etwa, sondern er prahlt damit und damit verbunden mit seiner Fähigkeit, solch außergewöhnliche Belastungen zu bewältigen. Dies scheint deshalb auch Teil seiner Inszenierungspraxis zu sein, was man letztlich ja auch an der Brüchigkeit seiner Darstellungen sieht: So ist er tatsächlich wohl nicht »jeden Tag [...] im Büro«, sondern primär an Werktagen, und den Umfang seiner Arbeitszeit könnte er durchaus auch so darstellen, dass dieser geringer ist, als er ihn tatsächlich angegeben hat (»bestimmt«). Entscheidend ist also, sich als außergewöhnlich (leistend) darzustellen, und das macht er über die außergewöhnlich hohe Arbeitsmenge und damit verbunden im Rekurs auf eine im Kern masochistische Leistungsvorstellung, die vor allem auf das *Durchhalten und*

Erleiden abhebt und damit auf der Seite des Leistungsaufwandes gleichsam die Anstrengung überstrapaziert (vgl. zum hier verwendeten Leistungsbegriff wiederum Voswinkel/Kocyba 2008: 23). In der Verkopplung mit dem Deutungsmuster einer Entgrenztheit von Arbeit und Freizeit hat die Leistungsvorstellung als *Vorstellung* ebenfalls etwas Entgrenztes, weil sie mit einer Haltung verbunden zu sein scheint, den ›Arbeitsberg‹, um in der bemühten Metapher zu bleiben, immer gleichsam vollständig abzutragen; der ›Arbeitsberg‹ hat bzw. die Ansprüche der Arbeitswelt haben immer Priorität. Letztlich passt die Inszenierung gut zu seiner Identifikation als Führungskraft, denn beides hat sozusagen eine Nähe zum Manipulieren, und es ist gut vorstellbar, dass er die Inszenierung tatsächlich auch zum Zwecke der Gefolgschaftsbildung einsetzt.

Und dazu passt auch, dass auf der Seite der faktischen Praxis für ihn vor allem das Leistungsergebnis und hier der (ökonomische) Erfolg entscheidend zu sein scheint. Es geht nicht um eine Sachorientierung – diese spielt in seiner gesamten Erzählung so gut wie keine Rolle – oder darum, ein gesellschaftliches Problem zu lösen. So antwortet er auf die Frage, woran er seine Leistungsfähigkeit festmache, folgendermaßen: »klar als Geschäftsbereichsleiter erst mal [...] in dem Deckungsbeitrag am Ende des Jahres, den der Geschäftsbereich erzielt, daran wird es gemessen«. Herr Greipel definiert hier nicht etwa aus der Ich-Perspektive, sondern macht seine Leistungsfähigkeit an äußeren Kriterien (»wird es gemessen«) fest. Was letzten Endes also *faktisch* zu zählen scheint, ist, von außen definierte Ansprüche zu erfüllen, sie sich förmlich zu eigen zu machen, nach dem Motto: »Wenn es daran gemessen wird, dann sind es auch meine Ansprüche.« Es sind nicht selbstgesetzte, an der Sache orientierte Standards. Dies reproduziert sich auch im Resümee, dass Herr Greipel nach einigen Erläuterungen anschließt: »wie effektiv und effizient ist mein Team aufgestellt, wie motiviert sind meine Mitarbeiter <atmet ein> ähm (unv.) wie lassen sie sich auch von mir mitziehen und meiner Energie.« Zwar ist die Ich-Perspektive hier dann doch ein Stück weit präsent, aber es geht immer noch primär um Anpassungsleistungen, denn bei Effektivität und Effizienz steht die Zielerreichung als solche im Fokus. Es geht also lediglich um eine Optimierung der Bewältigung der ansonsten fremdgesetzten Anforderungen. Es handelt sich um eine deutlich außengeleitete Haltung, und man kann sich gut vorstellen, dass dies für Herrn Greipel gewissermaßen der ›Schlüssel zum Erfolg‹ ist, sofern er eben bereits ›Karriere‹ gemacht hat und angesichts seines vergleichsweise noch jungen Alters vermutlich auch noch weiter Karriere machen wird. Die Inszenierung passt freilich insofern gut dazu, als dass sie eben auch von vornherein außengeleitet, weil auf die Anerkennung durch andere notwendig angewiesen ist und eben stets die Haltung kommuniziert, die man in Abwandlung der Fromm'schen Paraphrasierung der Marketing-Orientierung mit »Eure Ziele sind meine Ziele« umschreiben könnte. Und schließlich kommt in der Rede von Motivation und vom »mitziehen«, von seiner »Energie«

wieder die Führungsperspektive zum Tragen: Entscheidend ist wiederum nicht die Sachlogik, sondern die Bildung einer Gefolgschaft.

Dass Anerkennung generell für Herrn Greipel entscheidend ist, sieht man auch an einer Interviewstelle, wo er gefragt wurde, in welchen Situationen er sich in seinem beruflichen Alltag als leistungsfähig erlebe. Dazu sagte er, dass es »so Tage mit Meetings« seien, und zwar ausdrücklich »Meetings auf Geschäftsführerebene« (alles darunter wäre gleichsam nicht standesgemäß, wäre leistungsmäßig zu vernachlässigen), in denen er »n Beitrag leiste, ne Diskussion zu strukturieren« bzw. »Dinge sehr prägnant aufn Punkt zu bringen«. Von einer ›Mühle‹ hat dies nun offensichtlich nichts mehr. Es sind auch wiederum nicht etwa besonders riskante Entscheidungen, die sich bewährt haben oder originelle Leistungen auf der *Sachebene* (komplexe technische Probleme), sondern in Relation zu seiner objektiven Position und Funktion im Unternehmen recht banale Leistungen; es sind lediglich ›Performances‹, die er auf einer Bühne erbringt und sich damit in einer unmittelbar anerkennungsrelevanten Situation befindet. Hier kann er sich als außergewöhnlich inszenieren und so im ›obersten Kreis‹ seine Reputation erhöhen. Hieran sieht man auch noch einmal, dass er in seiner faktischen Arbeitspraxis nicht einfach nur die ganze Zeit durchhält und erleidet, sondern es geht, lapidar gesagt, darum, ›eine gute Figur‹ zu machen und sich damit möglicherweise etwaige Vorteile zu verschaffen. Insofern könnte man vielleicht sagen, dass die Leistungsvorstellung des Durchhaltens und Erleidens eher auf der Inszenierungsebene operiert, während faktisch der Erfolg entscheidend zu sein scheint. Und dass keine Sachorientierung erkennbar ist, passt natürlich gut dazu. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass Herr Greipel womöglich fachlich nicht kompetent ist oder nichts Substanzielles bzw. Sachbezogenes in seiner Berufspraxis zustande bringt, aber in seiner Darstellung setzt er dies jedenfalls nicht als entscheidend.

Die Inszenierungslogik passt nun gut zu den zentralen Befunden der arbeits- und wirtschaftssoziologischen Subjektivierungsforschung der vergangenen Jahrzehnte. Es gibt aber auch Abweichungen. Dazu müssen wir etwas weiter ausholen. Die zentrale Argumentationslinie im Zusammenhang mit der Subjektivierungstheorie lautet wie folgt: Der Wandel der Arbeitswelt von fordertisch-tayloristischen hin zu postfordistischen Strukturen ging mit einer Forderung nach mehr Autonomie in der Arbeit seitens der Arbeitnehmer*innen einher (vgl. Baethge 1991). Infolgedessen haben sich für sie dann auch tatsächlich mehr Autonomiespielräume ergeben; die Chancen auf Selbstverwirklichung in der Arbeit sind gestiegen. Zugleich jedoch geht diese Entwicklung mit einer paradoxalen Verkehrung einher: Der Forderung nach Autonomie seitens der Arbeitnehmer*innen stehen nunmehr auch Autonomieerwartungen seitens der Arbeitgeber*innen gegenüber. Mit anderen Worten: Arbeitende wollen und können nicht nur autonomer arbeiten, sondern müssen dies verstärkt auch tun, unabhängig von ihrer Qualifikation und Stellung im Betrieb oder von anderen Faktoren, die ihre realen Handlungsmöglichkeiten begrenzen

mögen. Die auf Autonomisierung zielende Kritik an entfremdeten Arbeitsverhältnissen ist damit unter kapitalistischen Bedingungen für die Arbeitgebenden zugleich zur einer neuen Ressource geworden, die Arbeitskraft der Arbeitenden gleichsam subtiler und umso erschöpfender auszubeuten (vgl. Boltanski/Chiapello 2003). Für diesen Zusammenhang hat sich im Subjektivierungsdiskurs die Rede von der »doppelten Subjektivierung von Arbeit« etabliert (vgl. Voswinkel 2002: 77ff.).

Entsprechend ist für doppelt subjektivierte – oder auch postfordistische – Arbeitsverhältnisse wesentlich kennzeichnend, dass Unternehmensführungen vor allem auf *indirekte Steuerung* der Mitarbeitenden setzen (vgl. Voswinkel 2022: 216ff.). Das heißt, das Management gibt die Arbeitsvollzüge nicht mehr vor und kontrolliert diese dann direkt, sondern legt nunmehr lediglich Rahmenbedingungen und Zielvorgaben fest (»Management by Objectives«), die dann von den Beschäftigten in selbstorganisierter Form erreicht werden sollen, unabhängig davon, wie sie es tun. Das hat einen paradoxen Effekt zur Folge, und zwar insofern, als dass sich »Fremdbestimmung über Selbstbestimmung durchsetzt« (ebd.: 217). Dabei ist diese Paradoxie nicht bloß eine normative (Fremderwartungen werden zu eigenen Erwartungen), sondern sie zeitigt auch ganz praktische Konsequenzen: Die Beschäftigten sind unter solchen Bedingungen dazu angehalten, autonom vorgegebene Ergebnisse zu generieren, was zugleich jedoch nicht gänzlich in ihrer Macht steht, da Marktzwänge und -kontingenzen nunmehr unmittelbar an sie heranrücken, wogenen alles das im Fordismus/Taylorismus noch mehr oder weniger von ihnen ›fern gehalten‹ wurde. Daher wird in diesem Zusammenhang in der Arbeitssoziologie auch typischerweise von »Vermarktlichung« (Voswinkel/Kocyba 2008: 33) gesprochen. In der Folge kommt es zu einer Entwertung des Leistungsaufwandes und zu einer Aufwertung des Leistungsergebnisses: Entscheidend ist nunmehr, was ›unterm Strich rauskommt‹ und nicht, was an Arbeitskraft investiert wurde; das postfordistisch-tayloristische Leistungsverständnis läuft kurzum darauf hinaus, dass Aufwand und Leistungserfolg entkoppelt werden (vgl. ebd.: 32ff.), wobei betrieblicherseits gewissermaßen das Gegenteil unterstellt wird, wenn »als sach-objektiv« erscheinende Rahmenbedingungen vorgegeben werden, in denen die Kontingenz der Zielerreichung tendenziell negiert ist (paradigmatisch zum Ausdruck kommt dies etwa in der Steuerungsform des Projekts) (Voswinkel 2022: 218).

Neben der bereits mehrfach angesprochenen Entgrenzung von Arbeit und Freizeit bzw. einer regelrechten ›Kolonialisierung‹ der Freizeit durch die Arbeit (ebd.: 222) gehört nun zu den weiteren Folgen von Prozessen doppelter Subjektivierung ganz zentral dazu, dass auch die arbeitsweltlichen Anerkennungsverhältnisse sich in einer spezifischen Weise verändern. So war nach Voswinkel (2002) unter fordertisch-tayloristischen Arbeitsverhältnissen der Anerkennungsmodus der Würdigung zentral. Anerkannt wurden damit vor allem Normalleistungen, die Erfüllung der Pflicht, und zwar unabhängig davon, ob oder inwieweit sie letztlich zum Erfolg

am Markt führten – dies war Sache der Manager*innen (vgl. Voswinkel 2002: 72). Geht man davon aus, dass, wie wir oben bereits getan haben, Leistung immer eine Aufwands- und eine Ergebnisseite hat (vgl. Voswinkel/Kocyba 2008: 23), so wurde damit also primär die Aufwandsseite von Leistung anerkannt, das heißt: die Anstrengung, die Mühe und damit Arbeit im eigentlichen Sinne des Wortes (auch wenn qualifizierte Arbeit damit zugleich entwertet wurde).

Mit dem Strukturwandel der Arbeitswelt hin zu postfordistischen, subjektivierten Verhältnissen ist der Anerkennungsmodus der Würdigung hingegen einem Erosionsprozess unterworfen: Im Zuge der Aufwertung des Leistungsergebnisses zungunsten des Leistungsaufwandes werden Normalleistungen und Pflichterfüllung nicht mehr in dem Maße gewürdigt und dies umso weniger, je stärker Selbstverwirklichung und Autonomie handlungsleitende Maximen sind. »Wer selbstständig arbeiten will«, so Voswinkel lapidar, »kann kein gewürdigter Diener sein wollen« (2002: 81). Was unter diesen Umständen vielmehr anerkennungsrelevant wird, sind insofern *besondere* Leistungen, vor allem besondere (Markt-)Erfolge, und der ›neue‹ zentrale Anerkennungsmodus ist nunmehr derjenige der *Bewunderung* (vgl. ebd.: 81, 70). Damit verbunden wird Anerkennung gewissermaßen flüchtig bzw. kurzlebig – denn die bloße Wiederholung eines Erfolgs ist freilich nichts Besonderes mehr –, was »Wettbewerbe um Erfolge« begünstigt (Voswinkel/Wagner 2014: 118); sie wird aber auch paradox, sofern die Kriterien für das, was als besonders gilt, tendenziell nicht oder kaum von den Arbeitenden mitbestimmt, letztlich aber dennoch *als ihre eigenen* ausgegeben werden, um dem Selbstanspruch an Selbstverwirklichung gerecht zu werden, sodass das, was dann anerkannt wird, gerade nicht Ausdruck authentischer Selbstverwirklichung, sondern Zeugnis einer Anpassungsleistung ist, deren charakterstrukturelles Korrelat, welches unter solchen Bedingungen gewissermaßen erzeugt wird, Voswinkel, wie bereits mehrfach zitiert, als *reflexiv-konformistisch* bezeichnet (vgl. Voswinkel 2002: 83).

Vor diesem Hintergrund wird in der Arbeitssoziologie recht einheitlich die These vertreten, dass unter solchen Umständen die Besonderheit von Leistungserfolgen vor allem der *Darstellung, der Inszenierung* bedarf bzw. derlei Bestrebungen begünstige, womit »Reputation« zu einem zentralen »Kapital« wird, dass Besonderung gleichsam objektiviert und das es gewissermaßen durch Selbstdarstellung zu akkumulieren und zu mehren gilt (ebd.: 81). Inszenierung kann dabei verstanden werden als eine *Täuschungspraktik*, die nach der Maxime funktioniert: »im Zweifelsfall genügt es, sich erfolgreicher darzustellen, als man ist« (Voswinkel/Wagner 2014: 119; Funken/Stoll/Hörlin 2011). In diesem Zusammenhang wird auch oft von einer »Erfolgskultur der Marktgemeinschaft« (Neckel 2008) gesprochen, in der es vor allem darum gehe, Außeralltäglichkeit *performativ* zu suggerieren. Auch mit dem Typus des »Arbeitskraftunternehmers« (Pongratz/Voß 2004) oder dem Dispositiv des »unternehmerischen Selbst« (Bröckling 2007) gehen entsprechende Annahmen einher: Das moderne Arbeitssubjekt müsse Strategien der Selbstvermarktung ausbil-

den. Und schließlich ist ja auch schon die »Marketing-Orientierung« bei Fromm (1989[1947]), auf die oben bereits mehrfach rekurriert wurde, sowohl ihre Genese als auch ihre Struktur betreffend eng mit Vermarktlichungsprozessen verknüpft. Dabei geht man gemeinhin – explizit oder implizit – davon aus, dass Selbstdarstellungs-bemühungen »strategisch angestrebt werden« (Voswinkel 2002: 83) bzw. auf einer »Fähigkeit [...] zur gezielten Inszenierung« (Funken/Stoll/Hörlin 2011: 182) beruhen.

Inszenierungsstrategien lassen sich insgesamt als regressive, wenig autonome Formen der Aneignung subjektivierter Arbeitsverhältnisse begreifen, allein schon deshalb, weil sie letztlich außengeleitet und damit unauthentisch sind. Regressiv sind sie aber auch insofern, als dass ja immer und gerade vor dem Hintergrund des hohen Stellenwertes, den Autonomie unter modernen Arbeitsbedingungen hat, die Möglichkeit der Kritik oder des Exits besteht (vgl. Voswinkel 2002: 87; 2022: 219). Inszenierung ist also keine Unausweichlichkeit, sondern – jedenfalls analytisch – eine Wahl, die man trifft. Damit verbunden weisen einige Untersuchungen zu subjektivierten Arbeitsverhältnissen auch explizit darauf hin, dass die Frage nach der Möglichkeit der Selbstverwirklichung respektive Autonomierealisierung unter subjektivierten Arbeitsbedingungen auch noch keineswegs geklärt ist und es entgegen dem Grundtenor der Subjektivierungsforschung, Selbstverwirklichungsansprüche hätten sich gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt, dennoch auch Praktiken und Chancen der autonomen Aneignung subjektivierter Arbeitsverhältnisse gibt und dass Autonomiechancen auch je »nach betrieblicher Position und Funktion, nach individueller Qualifikation, sowie nach Alter, Geschlecht und Lebensweise« (Frey 2009: 14) stark variieren (vgl. auch Holtgrewe 2006). So stellt Holtgrewe (2006) in ihrer Untersuchung von Subjektivierungsverhältnissen in drei verschiedenen Unternehmensfeldern (Telekom, Callcenter, Open-Source-Entwickler) fest, dass erweiterte Handlungsspielräume vor allem im Management und Vertrieb existieren und genutzt werden, während in den administrativen Abteilungen Handlungsspielräume eher restriktiert sind, wobei ihnen aber von der Unternehmensseite trotzdem Autonomie abverlangt wird (vgl. ebd.: 138). Und Voswinkel und Wagner (2014) weisen darauf hin, dass auch Erfolgs- und Leistungskulturen sowie darauf bezogene Anerkennungserwartungen von Organisation zu Organisation sowie auch innerbetrieblich je nach Abteilung und Hierarchiestufe sich unterscheiden (vgl. ebd.: 111). Daher könne letztlich – entgegen den Diagnosen – von einer umfassenden Vermarktlichung und Umstellung der Leistungs- und Anerkennungsverhältnisse auf Erfolg und Bewunderung, »von einer eindimensionalen Erfolgskultur keine Rede sein« (ebd.: 120). Die Autorinnen und Autoren machen damit zugleich deutlich – ähnlich wie Holtgrewe (2006) und Frey (2009) –, dass die Ebene der Organisation und der in ihnen Interagierenden als eine eigenständige Strukturierungsebene verstanden werden muss und sich Vermarktlichungsprozesse nicht einfach gleichsam eins zu eins in innerbetriebliche und abteilungsinterne

Strukturen übersetzen, sondern sich eben immer die Frage stellt, inwieweit sie von den Agierenden reproduziert oder transformiert werden.

Wie lässt sich die Fallstruktur Herrn Greipels vor diesem Hintergrund einordnen? Zunächst lässt sich wiederholen, dass Herrn Greipels Inszenierungsbedürfnis und -praxis gut zu den dargestellten Strukturen der postfordistischen, subjektivierten Arbeitswelt passt. Beides ist dabei deutlich von einer Orientierung an Außergewöhnlichkeit bzw. Besonderheit geleitet, Orientierungen, die auch Herr Greipel sich zu eigen gemacht hat; vom Gestus her ist er eindeutig auf Autonomie ausgerichtet. Damit wird es zugleich aber auch schon paradox, weil, wie erläutert, allein schon die Inszenierung selbst eben auf Nicht-Autonomie und Nicht-Außergewöhnlichkeit verweist. Verstärkend kommt hinzu, dass Herr Greipel sich über etwas inszeniert – Marathonlaufen und Triathlon/Ironman –, das, wie in Kapitel 2.7 gezeigt, zentral damit verbunden ist, dass man sich gleichsam selbst auslöscht. Auch seine grundsätzlich reflexiv-konformistische Haltung bzw. seine faktische Angepasstheit sowie der Selbstbeobachtungsmodus indizieren nicht gerade eine wirklich autonome Persönlichkeit. Eine solche könnte sicherlich auch ihre Arbeitsbedingungen nicht als »Mühle« deuten und könnte anerkennungstechnisch nicht bloß auf Bewunderung, sondern auch auf Würdigung von echten, arbeitsbezogenen Leistungen pochen. Herr Greipel ist also jemand, der in der Tat als ein subjektivierter Arbeitnehmertypus gelten kann, weil diese Struktur beim ihm habitualisiert ist, was nicht nur für die Verschränkung von Arbeit und Freizeit und das Pramat der Ersteren gilt, sondern eben auch für das Inszenierungsbedürfnis. Zugleich muss man davon ausgehen, dass auch persönlichkeitsstrukturelle und vielleicht milieuspezifische Aspekte dabei eine Rolle spielen, weil er ansonsten wohl schon im Studium nicht mit dem Assistenten gelaufen wäre. Die Art der Selbstbeobachtung und seine »Kindlichkeit«, die sich hin und wieder bahnbrechend, sprechen auch dafür. Zugleich deutet Herrn Greipels Fall aber auch an, dass Inszenierung nicht einfach nur zum Aufbau einer bestimmten Reputation und zum Erfolg beiträgt, sondern womöglich auch Bestandteil einer modernen Führungskultur ist, in der zwar keine Befehle mehr gegeben werden, Macht nunmehr aber auf eine manipulative Weise ausgeübt wird, indem mithilfe von Inszenierung Gefolgschaft und Hörigkeit erzeugt werden, die zugleich aber nicht als solche erscheinen bzw. nicht gesehen werden, gerade weil Werte wie Autonomie und Selbstverwirklichung sich durchgesetzt haben. In der Rede von »Führungskräften« drückt sich die »neue Autorität« jedoch – im Grunde nicht gar so latent – durch.

Letztlich muss man insofern sagen, dass Herr Greipel gleichsam ein waschechter Marathon-Manager ist. Dazu passt nicht nur die Inszenierungslogik als Elite innerhalb einer Elite, sondern eben auch die entsprechende Leistungsvorstellung und die Art, wie er seine Berufspraxis deutet sowie sein berufliches Selbstverständnis als »Führungs kraft und Motivator«. Hinsichtlich der konkreten Berufspraxis sowie der Anmeldung Herrn Greipels in der M-M-W war die Analyse nicht sehr ergiebig, aber

es zeichnet sich doch ab, dass es sich hier um Strukturen handelt, die nicht bloß individuell, organisations- oder branchenbezogen sind, sondern auf eine, wenn man so will, ›moderne Führungskultur‹ und einen darauf bezogenen Manager*innen-typus verweisen, zumal, wie gesagt, Herr Greipel mit seinem Habitus in seiner Berufspraxis offensichtlich auf Anerkennung stößt, auch »auf Geschäftsführerebene«. Und als Teil dieser Ebene wird er nicht zuletzt auch jemand sein, der Leistungsstandards auch nach ›unten‹ hin maßgeblich mitdefinieren dürfte.

An dieser Stelle sei ein kleiner Exkurs bzw. Ausblick auf einen anderen Fall erlaubt, den ich wiederum bereits im Rahmen meiner Masterarbeit rekonstruierten konnte und welcher denselben Typus wie Herr Greipel repräsentiert. So erzählte der Interviewee (damals kaufmännischer Angestellter in leitender Position in verschiedenen Konzernen und mittelständischen Unternehmen in der Industrie tätig) auf die Frage, wie er zum Laufen gekommen sei, dass er – sinngemäß – einen anstrengenden Job (›keine geregelte Arbeitszeit‹) und irgendwann gemerkt habe, dass es »nicht funktionieren« werde, wenn er sich nicht »einen vernünftigen Ausgleich« schaffen würde. Daraufhin ist er ebenfalls zunächst mit dem Rennrad zur Arbeit gefahren, bis er von einem Arbeitskollegen, der das »gesehen hat«, darauf angesprochen und für einen Marathonwettkampf agitiert wurde (›Ja wenn de jetzt schon im Februar von X mitm Rad kommst un abends wieder zurückfährst, dann kannste hier im Sommer auch Marathon laufen‹). In der Folge ist er Marathon- und Ultramarathonläufer geworden und hatte sich das Ziel gesetzt, bis zu seinem 50. Lebensjahr auf jedem Kontinent einen Marathon zu laufen. Mittlerweile ist er selbstständig als Berater tätig und wirbt dabei sehr offenkundig mit seinem Marathonengagement, wobei er Marathonlaufen und Arbeit sehr ostentativ funktional miteinander verschränkt. Da dieser Typus von Marathonlaufenden eben zentral auf Inszenierung setzt, erscheint er auf der Oberfläche wiederum einem anderen Typus recht ähnlich, bei dem es jedoch um die *Bearbeitung von Sinnkrisen* geht. So konnte ich in einem Fall, den ich zusammen mit anderen kontrastiv zu den hier dargestellten erhoben und analysiert habe, feststellen, dass es um die Kompensation einer gescheiterten Fußballerkarriere ging (›von Haus aus Fußballer gewesen‹), worauf hin der Interviewee zum Marathon- und Ultramarathonlauf gekommen ist und zum Interviewzeitpunkt über 300 Marathons (und das in recht kurzer Zeit) absolviert hatte. In einem anderen Fall, der zum Marathon »wie die Jungfrau zum Kind kam« und in seinem »ersten Leben Augenarzt« war, war das sehr ähnlich. Allen Fällen ist gemeinsam, dass sie sehr großen Wert darauf legen, ihre Leistungen in besonderer Weise zu inszenieren (entsprechend bestand der Fall mit den 300 Marathons etwa auch darauf, mir seine Medaillensammlung zu zeigen, für die er ein ganzes Zimmer in seinem Haus reserviert hatte) und sich als außergewöhnlich darzustellen. Auf der Ebene der latenten Motivationsstruktur handelt es sich jedoch um verschiedene Strukturen. Diese beiden Fälle scheinen mir insofern auch gut zu jenem suspensiven Typus des Freizeithandelns zu passen, der nach Habermas (1967[1958]) auf

die Kompensation von Sinnerfüllung abstellt; Herrn Greipels Typus würde ich hingegen eher als *symbiotisch* bezeichnen: Die Freizeit kompensiert nicht Versagungen in der Arbeit, sondern Arbeit und Freizeit sind als funktional aufeinander bezogen, das heißt: als sich verstärkend gedacht.

Nun zurück zur Subjektivierungsforschung. In einigen Hinsichten unterscheiden bzw. ergänzen die Ergebnisse aus der Analyse des Falls Greipel aber auch die referierten Befunde. Dies betrifft zum einen die Inszenierungslogik. Denn es muss, wie bereits angesprochen und wie die Analyse gezeigt hat, nicht so sein, dass es sich um eine tatsächlich *strategisch* eingesetzte Technik in dem Sinne handelt, dass es immer bewusst sich vollzieht. Natürlich sind manche Anteile der Inszenierung recht manifest, was etwa für die Behauptung eines funktionalen Zusammenhangs zwischen Sport und Arbeit gilt. Die Inszenierungslogik selbst scheint jedoch eine habitualisierte und damit eine, die sich weitgehend *latent*, das heißt: eben nicht auf einer bewussten Ebene abspielt, sondern als generative Struktur wirkt; sie unterläuft, wie wir gesehen haben, Herrn Greipel einfach; anderenfalls würde er sie eben besser unter Kontrolle haben und wäre sie entsprechend in sich konsistenter. Zudem würde es wohl ja auch niemand bewusst anstreben, ein ›Poser‹ sein zu wollen. Damit könnte man entsprechend sagen, dass sich im Grunde erst dann von wirklicher Subjektivierung sprechen lässt, wenn man nachweisen kann, dass diese sich tatsächlich auf der latenten Ebene als quasi inkorporierte Struktur vollzieht, den Arbeitssubjekten gleichsam in ›Fleisch und Blut‹ übergegangen ist; vielleicht könnte man sagen, dass das Strategische sich selbst latent vollzieht. Des Weiteren hat die Analyse zumindest einen Blick darauf werfen können, wie Inszenierung in der Arbeit unter Rekurs auf eigentlich der Sphäre der Freizeit zugehörige Praktiken vonstattengehen kann und wie sie wohl eingesetzt wird, um Macht auszuüben bzw. zu manipulieren. Entscheidend scheint hierfür eine Verschränkung beider Sphären bzw. eine Vorstellung davon, dass Arbeit und Freizeit prinzipiell entgrenzt seien und dass die freizeitlichen Praktiken tatsächlich auch auf oder zumindest im Kontext der Arbeit praktiziert werden und dass sie dort auch kommunikativ thematisch gesetzt werden. Damit lässt sich in der Tat von einer Instrumentalisierung der Freizeit sprechen, und die Verschränkung von Arbeit und Freizeit stellt gewissermaßen das Einfallstor für solche Inszenierungen und damit verbundene Machtausübungen dar, auf welchen konkreten Inszenierungsmedien sie letztlich auch beruhen mögen (Herr Greipel erzählte zum Beispiel auch, dass er im Büro auch meditiert). In diesem Punkt gibt es wiederum eine Passung zu Habermas, wenn er davon spricht, dass die Freizeit letztlich »von den Bedürfnissen der Berufssphäre bestimmt« werde (ebd.: 30); die »Unverhältnismäßigkeit des Leistungsanspruchs« (ebd.: 33) drückt sich durch, in dem die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit aufgelöst wird und dies zugleich aber als Freiheitsgewinn daherkommt.

Zum anderen konnte die Analyse zeigen, dass ein Stück weit entgegen der These von Holtgrewe (2006) offenbar auch Beschäftigte in hohen Positionen, bei de-

nen man davon ausgehen würde, was wir auch gemacht haben, dass ihnen eben qua dieser Position recht hohe Autonomiespielräume zukommen, eine Haltung und charakterliche Disposition haben können, die es nicht sehr wahrscheinlich macht, dass solche Spielräume tatsächlich auch im Sinne echter Autonomie genutzt, im Zweifelsfall vielleicht gar eingeklagt werden. Die Kernkompetenzen des modernen Managements scheinen, überspitzt formuliert, Durchhalten, Manipulieren, Anpassen und Inszenieren zu sein. Letztlich müsste man dem allerdings noch genauer empirisch nachgehen. Zum einen müsste man genau wissen, wie die faktischen Handlungsspielräume tatsächlich verfasst sind und welche Rolle auch die spezifische Organisation/Branche dabei spielt. Zum anderen müsste genau herausgearbeitet werden, wie das Zusammenspiel von Inszenierung, Durchhalten, Manipulieren und Anpassen berufspraktisch funktioniert und wie Machtausübungs- und Anerkennungsmechanismen sich real vollziehen. Idealerweise sollte dies dann anhand der Analyse *natürlicher* Protokolle dieser Praktiken geschehen (die Frage, wie man an solche Protokolle herankommt, steht freilich auf einem anderen Blatt).

Schließlich noch ein Punkt zu der Leistungsvorstellung, die sich im Falle Herrn Greipels gezeigt hat und zu seiner Bewährungsfigur. Mir scheint, dass die Betonung des Durchhaltens und Erleidens auf der Seite der Selbstdarstellung im Grunde sehr gut zu den postfordistischen Strukturen passt. Denn in dem Moment, in dem es faktisch primär auf das Ergebnis ankommt, der Erfolg aber nicht mehr ausschließlich auf die eigenen Leistungsanstrengungen zurückgeführt werden kann und maßgeblich von den Anpassungs- und Inszenierungsleistungen der Subjekte abhängt, die Sachorientierung niedriggehängt ist und für die Subjekte die Vorstellung von einer Entgrenzung zwischen Arbeit und Freizeit unter dem Primat der Arbeit handlungsleitend ist, liegt es nahe, dass sie, vorausgesetzt sie unterstellen das Leistungsprinzip dennoch weiterhin als geltend, eine Leistungsvorstellung des Durchhaltens und Erleidens entwickeln, eine Leistungsvorstellung, die gleichsam ungewollt ihr Ausgeliefertsein den Verhältnissen gegenüber – man muss sagen: ironischerweise – authentisch zum Ausdruck bringt.

Was die Bewährungsfigur Herrn Greipels anbelangt, so hat sich, ähnlich wie im Falle Herrn Gerkens, eine im Kern regressive Bewährungsfigur gezeigt. In ihrer Fallspezifik sind die beiden Bewährungsfiguren freilich deutlich verschieden: Während Herr Gerken derjenige ist, »den man nicht kaputt kriegt«, ist Herr Greipel das außergewöhnliche Genie und somit Teil einer exklusiven Leistungselite. Und während der Regress bei Herrn Gerken darin besteht, dass er Krisensituationen gleichsam nur mit einer Aufopferungshaltung begegnen kann und sie durchs »Runterreißen« zu bewältigen versucht, drückt sich das Regressive der Bewährungsfigur Herrn Greipels in ihrem künstlichen und letztlich selbstläuschenden Moment aus. Entsprechend benötigt er das Laufen auf der Ebene der Bewährungspraxis als Inszenierungsmedium. Im Grunde, und darin ist er Herrn Gerken ähnlich, kommt Herr Greipel als Subjekt in seiner Bewährungspraxis kaum vor. Und das reproduziert sich freilich auch

in der konkreten Wahl seiner Inszenierungsmedien (Marathon/Triathlon), welche in besonderer Weise eben Selbstunterwerfungsleistungen betonen.

3.2.4 Fallanalyse »Ulf Baumann«

Diese Analyse ist etwas anders strukturiert als die vorangegangenen. Zum einen wird die Anmeldung des Interviewees, den ich Ulf Baumann genannt habe, in der M-M-W nicht gesondert betrachtet, weil dies nur wenig Neues im Hinblick auf seine Motivationsstruktur und das Verhältnis zwischen Marathon und Beruf zutage befördert; sie wird im Abschnitt »d« aber dennoch noch kurz thematisiert. Zum anderen wird auch die erste Marathonteilnahme Herrn Baumannes nicht gesondert betrachtet, da sie gewissermaßen Teil seiner Eingangsdarstellung ist und es vor dem Hintergrund seiner Motivationsstruktur Sinn macht, sie gleichsam direkt in die Analyse mit einzubeziehen.

a) Biographische Konturierung

Ulf Baumann ist zum Zeitpunkt des Interviews 41 Jahre alt. Er ist ledig und hat keine Kinder. Nach dem Abitur absolvierte er zunächst den Grundwehrdienst. Anschließend studierte er Wirtschaftsingenieurwesen und beendete dieses Studium mit einem Diplom. Im vorletzten Studienjahr studierte er als Erasmusstudent an einer Elite-Business-School in Frankreich, ein Semester lang die Fächer BWL und VWL. Seine berufliche Laufbahn begann er um das Jahr 2000 herum als Consultant. Nach zwei Jahren wurde er Assistent des Vorstandsvorsitzenden. Anschließend arbeitete er mehrere Jahre lang in unterschiedlichen Unternehmen in einem südeuropäischen Land und erwarb parallel dazu einen sogenannten »Master of Business Administration« (MBA). Zum Zeitpunkt des Interviews lebt er seit zwei Jahren wieder in Deutschland und ist Leiter der Geschäftsentwicklung in einem börsennotierten Unternehmen; die Branche kann hier aus Anonymisierungsgründen leider nicht näher beschrieben werden. Leider konnten auch keine Informationen über sein Herkunftsmitteleum in Erfahrung gebracht werden.

Als Kind hat Herr Baumann keinen Sport jenseits des Schulsports betrieben. Seinen ersten Marathon lief er gen Ende seines Studiums – mit etwa 24 Jahren. Dabei läuft er im Vergleich zu den anderen beiden Interviewees am regelmäßigsten Marathon: zum Zeitpunkt des Interviews seit rund 17 Jahren.

b) Rekonstruktion der (Marathon-)Laufmotivation

I: Gut (.) Dann ähh ja erzählen Sie doch mal, wie sind Sie zum Laufen gekommen?

Die Frage beginnt mit einer Zäsur, wodurch das Interview in inhaltlicher Perspektive eröffnet wird. Das »Sie« verweist auf eine distanzierte Sozialbeziehung; es liegt keine persönliche Bekanntschaft respektive eine alters- oder milieuedingte Verge-

meinschaftung vor. Mit dem entscheidenden Teil der Frage, »wie sind Sie zum Laufen gekommen?« wird der Interviewee sodann aufgefordert, eine Geschichte seines läuferischen Werdegangs zu erzählen. Damit verbunden wird nicht nur unterstellt, dass er dies auch leisten kann, sondern ebenfalls, dass das Laufen als etwas potenziell Lebensstilmäßiges für ihn besonders identitätsbedeutsam sei. Entsprechend muss er sich in seiner Antwort dazu verhalten und auch implizit oder explizit darauf zu sprechen kommen, was ihn am Laufen respektive Marathonlaufen reizt, worin also seine Motivation dafür besteht.

Herr Baumann kann etwa mit einem bestimmten Ereignis beginnen, das prägend für seinen Laufeinstieg war; er kann aber auch mit der Nennung eines Zeitraums oder eines konkreten Datums eröffnen. Alternativ könnte er direkt in die Schilderung seiner motivationalen Hintergründe einsteigen. Er beginnt wie folgt:

U. Baumann: (.) wie bin ich zum Laufen gekommen?

Bezeichnenderweise eröffnet Herr Baumann seine Antwort mit einer Suchbewegung, die sich in der ca. zweisekündigen Pause und sodann in der an sich selbst gerichteten Wiederholung der Interviewerfrage ausdrückt. Daraus ist zu schließen, dass er keine Schablone parat hat, auf die er bei der lebensgeschichtlichen Thematierung seiner Laufkarriere zurückgreifen könnte; es scheint, als hätte er sich diese Frage zuvor noch nicht gestellt, weshalb wir nun mit einer gleichsam »frischen« Geschichte rechnen können. Dass er hier keine Stegreiferzählung parat hat, zeigt auch, dass ihm die vom Interviewer unterstellte besondere Identitätsbedeutsamkeit des Laufens zumindest subjektiv nicht präsent ist, was freilich nicht bedeutet, dass er sie abstreitet; objektiv gesehen muss jedenfalls etwas Identitätsbedeutsames da sein, sofern Herr Baumann doch schon recht lange regelmäßig Marathon läuft. Daher stellt sich nun weiterhin die Frage, wie er seine Erzählung beginnt; nach wie vor stehen ihm dazu die oben formulierten Optionen zur Verfügung.

U. Baumann: Also ähm (.) wahrscheinlich über die Leichtathletik

Man sieht, dass die Suchbewegung weitergeht: »also ähm (.)«. Dies setzt sich auch im anschließenden »wahrscheinlich über [...] die Leichtathletik« fort: Herr Baumann kündigt lediglich eine Wahrscheinlichkeitshypothese in Bezug auf den Beginn seiner Laufkarriere an; zwar suggeriert das »wahrscheinlich« eine gleichsam höhere Treffsicherheit als etwa ein »vielleicht« dies getan hätte, gleichwohl bleibt eine grundsätzliche Unsicherheit: Ganz sicher ist sich Herr Baumann nicht. Dazu passt auch, dass mit »über die Leichtathletik« eine lediglich schwache Verbindung zum Laufen konstruiert wird. Die Leichtathletik habe eine irgendwie *vermittelnde* Rolle beim Laufeinstieg gespielt; eine direkte Kausalität, die mit »durch die Leichtathletik« angezeigt wäre, wird hingegen kehrseitig ausgeschlossen.

Mit der Unsicherheit und Vagheit der in Anschlag gebrachten Vermittlungsrolle der Leichtathletik korrespondiert sodann auch der Handlungsmodus, in dem Herr Baumann zu verharren scheint: der Modus des Selbstgesprächs. Denn aufgrund des direkten Artikels bei »die Leichtathletik« muss man ja ansonsten davon ausgehen, dass »die Leichtathletik« bereits thematisch war, was aber nicht stimmt. Insofern lässt sich das nur damit erklären, dass Herr Baumann sich förmlich über sich selbst beugt bzw. eine Selbstbeobachtungsperspektive einnimmt und regelrecht einen Rekonstruktionsversuch seiner Laufkarriere beginnt. Und dies wiederum bestärkt nur unsere Annahme, dass er sich die Eingangsfrage selbst noch nicht gestellt hat, mit hin ihm die Identitätsbedeutsamkeit seiner Laufkarriere nicht vor Augen steht.

Irritierend ist des Weiteren, dass mit »die Leichtathletik« sogleich die komplette Bandbreite an unterschiedlichen leichtathletischen Disziplinen und nicht etwa nur eine Disziplin angesprochen ist; es wird also eine Oberkategorie verwendet. Damit nimmt Herr Baumann eine gewisse sportliche Vielseitigkeit für sich in Anspruch, zu der auch ein Moment einer sportlichen Ambitioniertheit gehört, weil es sich der konkreten Formulierung nach nur um ein vereinsmäßiges Engagement gehandelt haben kann, was entsprechend die Teilnahme an Wettkämpfen impliziert; gemäß geltenden Regeln wäre es nicht adäquat zu sagen, dass man »Leichtathletik« gemacht habe, wenn es sich faktisch entweder bloß um Schulsport oder ein gleichsam privates Engagement gehandelt hat.

Von der Sache her ist es dabei gleichwohl eher rätselhaft, wie jemand von der Leichtathletik im Allgemeinen zum Langstreckenlaufen kommt. Freilich sind die Laufdisziplinen und hierunter eben auch diejenigen, die auf die Langstrecke fokussiert sind, wesentlicher Bestandteil der Leichtathletik; zugleich jedoch gibt es auch Disziplinen, die mit Laufen wenig bis nichts zu tun haben – Hochsprung oder Kugelstoßen etwa. Wie man von hier aus zum Marathon- bzw. Langstreckenlauf kommt, ist nicht unmittelbar ersichtlich. Und selbst bei genuinen Laufdisziplinen wie dem Sprint oder den Kurzstrecken liegt es nicht ohne weiteres nahe, dass man vermittelt über sie sich für den Langstreckenlauf begeistert, da dieser eben ganz andere Anforderungen – insbesondere natürlich hinsichtlich des Durchhaltens – an einen stellt. Hypothetisch wäre es freilich vorstellbar, dass Herr Baumann tatsächlich auf der Langstrecke aktiv war, ja vielleicht sogar auf der Marathondistanz; gleichwohl würde es dann doch sehr verwundern, warum er das nicht gleich gesagt hat bzw. warum er sich die Frage nach seinem Zum-Laufen-Kommen dann noch nicht selbst gestellt hat. Dem Rekonstruktionsversuch Herrn Baumans wohnt also eine gewisse Fragilität inne und es ist weiterhin offen, in welcher motivationalen Beziehung »die Leichtathletik« zu seinem langstrecklerischen Laufengagement steht. Darauf muss er im Folgenden eingehen und »die Leichtathletik« konkreter erläutern, damit es für den Interviewer verständlich wird. Auch der zeitliche Bezug dahinter ist noch unklar. Es geht weiter mit:

U. Baumann: ähm im Allgemeinen das hab ich früher ähm als als kleiner Junge
äh schon gemacht. Leichtathletik im Allgemeinen

Mit »ähm im Allgemeinen«, das er zum Schluss auch noch einmal wiederholt, nimmt der Interviewee eine Ergänzung vor, welche betont und bestätigt, dass es um ein disziplinübergreifendes Engagement geht; er nimmt nicht etwa eine Konkretisierung vor. Damit hebt er seine sportliche Vielseitigkeit zwar erneut hervor, lässt jedoch die motivationale Verbindung zwischen Leichtathletik und Laufen weiterhin im Nebel: Wie soll man sich das konkret vorstellen, dass er über »die Leichtathletik *im Allgemeinen*« zum Langstrecken- bzw. Marathonlaufen gekommen ist? Der einzige Anhaltspunkt auf der latenten Ebene wäre höchstens der Wettkampf, weil dieser ja allen Leichtathletikdisziplinen gemeinsam ist. Doch selbst von hier aus wäre es noch ein weiter Weg bis zum Marathon, da es dafür eine spezifischere Motivation braucht. Den Bezug auf diese scheint Herr Baumann jedoch nachgerade auszuklammern. So sagt er anschließend nicht etwa, was an dieser Stelle sich gewissermaßen angeboten hätte, dass er das »als kleiner Junge schon *gern* gemacht« habe. Damit hätte er eine klare persönliche Affinität markiert; mit der tatsächlich realisierten Formulierung hingegen spart er sie aus.

Die Darstellungslogik tendiert damit nun offenkundig dahin, eine sozusagen naturwüchsige Kontinuitätslinie zu zeichnen, nach dem Motto: »Ich war einfach schon immer sportlich«, was zur Vermeidung einer motivationalen Positionierung passt. Zugleich zeichnet sich eine Dramatisierungsbewegung ab: Denn »kleiner Junge« verweist vom Lebensalter her auf Grundschulalter (nicht höher als zehn). Es kann sich also höchstens um *Kinderturnen* oder *Kinderleichtathletik* gehandelt haben, mitnichten jedoch um richtige Leichtathletik mitsamt einem regelrechten Wettkampfbetrieb. Es liegt daher die Hypothese nahe, dass Herr Baumann hier gleichsam »mit der Brechstange« eine Kontinuität zu konstruieren versucht, seine eigentliche Motivation ihm jedoch nicht zugänglich ist respektive eine Positionierung in dieser Hinsicht von ihm eben nachgerade vermieden zu werden scheint. Auf der latenten Ebene käme bisher, wie erwähnt, lediglich der Wettkampf als motivierender Faktor und damit auch eine gewisse Leistungs- und Konkurrenzorientierung infrage; aber artikuliert ist das nicht.

U. Baumann: wo ich ähm eigentlich relativ gut war früher in der Schule, das war Sprint

Wir haben es tatsächlich mit einer Dramatisierung zu tun: Es handelt sich eben nicht um Leichtathletik, sondern bloß um *Schulsport*, wobei der Interviewee dies nicht etwa explizit richtigstellt (»also ich muss dazu sagen, es war Schulsport« o.Ä.), sondern lediglich en passant einstreut. Und es handelt sich auch nicht um »Leichtathletik im Allgemeinen«, sondern nur um »Sprint«, was, wie wir schon gesagt

haben, sich als Motivationsanker fürs Marathonlaufen nicht wirklich eignet. Herr Baumann konstruiert sich also tatsächlich eine Verbindung bloß zurecht. Und dazu gehört auch, dass er wie selbstverständlich etwas eigentlich Fremdstrukturiertes in ein freiwilliges Engagement umdeutet. Denn Schulsport müssen prinzipiell alle machen, man sucht sich das nicht aus. Damit eignet er sich also auch nicht dazu, etwas als besonders identitätsbedeutsam darzustellen, weil man dafür ein über das Schulische hinausgehendes Interesse und Engagement am Laufen deutlich machen müsste, was Herr Baumann eben nicht tut und was auch nicht verwundert. Abgesehen davon zeugt das »relativ gut« noch nicht einmal von einem besonderen Vermögen, sondern weist gleichsam gerade so über den Durchschnitt hinaus. Kurz: Eine ›Sportskanone‹ war er offensichtlich nicht; anderenfalls würde man eher sagen: »Da war ich richtig gut drin« oder »Ich war immer der Schnellste«.

Die Erzählung Herrn Baumannes ist also in sich brüchig und scheint sich in Kontingenzen zu erschöpfen; er versucht eine biographische Kontinuität gleichsam zu erzwingen, wobei objektiv keine Kontinuität erkennbar ist, weder äußerlich noch innerlich. Vor allem Letzteres ist höchst erklärungsbedürftig, da es an dieser Stelle in seiner Erzählung eigentlich ja erneut nahegelegen hätte, nicht nur zu sagen, dass er im Sprint »gut« war, sondern auch, dass er es gut *fand*. Die einzige wirkliche Kontinuität in seiner Schilderung scheint daher bisher zu sein, dass er eine motivationale Positionierung vermeidet, im Sinne von: Die Motivation *darf* förmlich nicht raus. Aber was für eine Motivation kann es dann sein, wenn sie nicht raus darf? Eigentlich nur eine, die schambehaftet oder mit einem traumatischen Erlebnis verknüpft ist und daher einen psychischen Widerstand evoziert. Insofern deutet sich hier an, dass Herr Baumann keine positive motivationale Bindung zum Laufen selbst hat; das eigentlich Motivierende muss demnach außerhalb des Laufens liegen.

U. Baumann: Also Sprint damit auch n bisschen verbunden äh äh Weitsprung, aber nicht ähm der klassische Ausdauerlauf

Man sieht schnell: Die Struktur reproduziert sich; die Dramatisierung spitzt sich gleichsam weiter zu; die Darstellung folgt weiter der Struktur der Kontinuitätsherstellung in Richtung Leichtathletik, was nicht nur in der Hinzunahme des Weitsprungs sich ausdrückt, sondern selbst noch in der negierenden Formulierung »nicht ähm der klassische Ausdauerlauf«, die ja unterstellt, es gebe noch eine andere, nicht klassische Form davon (= Sprint). In sich ist die Kontinuitätsherstellung aber nach wie vor brüchig (»n bisschen verbunden«), denn nicht nur ist Weitsprung noch weiter vom Langstreckenlauf entfernt als Sprint, sondern auch der explizite Hinweis, dass es nicht »der klassische Ausdauerlauf« war, verweist ja darauf, dass Herr Baumann weder eine praktische Verbindung dazu hatte, noch motivational etwas daran fand. Im sequenziellen Zusammenhang gesehen muss er darin ja auch »relativ schlecht« gewesen sein. Und was man nicht gut kann, das macht man auch –

sei es als Kind oder als Erwachsene(r) – nicht gern. Das scheint sich denn auch in der Bezeichnung »Ausdauerlauf« selbst zu reproduzieren, weil in der leichtathletischen Terminologie, aber auch alltagsweltlich man doch eigentlich eher vom »Langstreckenlauf« bzw. von der »Langstrecke« oder zumindest trainingsterminologisch vom »Dauerlauf« sprechen würde. Daher liegt es nahe, dass in der Formulierung »Ausdauerlauf« unkontrolliert bereits ein spezifisches Verhältnis Herrn Baumanns zum Laufen bzw. seiner eigenen Laufpraxis zum Ausdruck kommt: Für ihn ist das Laufen eine Angelegenheit, die primär mit Zwang und Durchhalten verbunden ist. Hierin ähnelt er Herrn Greipel, der ebenfalls vom »Ausdauerlaufen« sprach. Eine motivationale Positionierung wird weiterhin vermieden. Im Grunde wird es immerrätselhafter, warum Herr Baumann das Laufen überhaupt macht.

U. Baumann: Und ähm dannn wann ist man zum Ausdauer- zum zum wirklichen Ausdauerlauf oder zu längeren Strecken gekommen, das war mehr oder weniger ähm während der Bundeswehrzeit im Wehrdienst wo man dann auch keine Ahnung zwei drei Mal ähm morgens () ich weiß nicht vielleicht sssind's drei Kilometer gewesen also relativ wenig eigentlich, naja vielleicht waren's auch fünf oder so, einfach mal äh gelaufen ist und da hat man halt äh grundsätzlich relativ viel Sport gemacht

Wir wollen nun schneller interpretieren, weil sich die bisher rekonstruierte Struktur durch die gesamte restliche Eingangspassage zieht; dabei wollen wir uns auf die für die Fallstruktur instruktivsten Äußerungen konzentrieren. Mit »wann ist man zum [...] Ausdauerlauf [...] gekommen« reproduziert sich zunächst die Selbstbeobachtungsperspektive: Diese Frage stellt sich Herr Baumann selbst, wobei das »man« die in der Selbstbeobachtung ohnehin schon enthaltene Distanzierung noch steigert; zuvor war immerhin noch vom »ich« die Rede. Gleichzeitig versucht er auf der Darstellungsebene – darauf verweist die Korrektur »zum wirklichen Ausdauerlauf« – trotzdem die biographische Kontinuität aufrechtzuerhalten.

Mit der Figur des ›Dazu-gekommen-Seins‹ wird nun jedenfalls – auch wenn das »man« es aufgrund der Distanzierung ein Stück weit relativiert – eine Transformation in der Motivationsstruktur suggeriert: Das Entscheidende sei in dieser Hinsicht »während der Bundeswehrzeit im Wehrdienst« passiert. Mit dem vorgesetztenen »mehr oder weniger« wird allerdings zugleich eingeschränkt, dass es auch kurz vorher oder nachher gewesen sein kann; in jedem Fall sei die Bundeswehrzeit für das Zum-Laufen-Kommen irgendwie wichtig gewesen, so die Unterstellung. Das jedoch erweist sich letztlich erneut auf mehreren Ebenen als brüchig.

Zum einen wird im Folgenden nämlich deutlich, dass es sich nicht wirklich um Langstreckenlaufen gehandelt hat. Denn drei oder auch fünf Kilometer sind, wie Herr Baumann ja auch selbst einigermaßen verwundert bemerkt, »relativ wenig«. Und »zwei drei Mal [...] morgens« heißt, dass es mehr auch nicht war: Es waren nicht

zwei drei Mal pro Woche. Zudem weiß Herr Baumann das alles auch gar nicht so genau und es ist ihm offenbar auch nicht so wichtig (»keine Ahnung«, »ich weiß nicht vielleicht...«, »naja vielleicht waren's auch fünf oder so«). So identitätsbedeutsam scheint all dies also nicht gewesen zu sein.

Zum anderen eignet sich der Kontext ›Bundeswehr‹ aber auch generell nicht besonders gut dazu, dass man darüber vermittelt zum Langstreckenlauf kommt, denn damit ist, wie auch schon im Kontext der Schule, erneut ein *fremdbestimmter* Kontext angesprochen. Das Laufen war hier also wiederum nichts Selbstgewähltes; Herr Baumann musste das machen, ist dabei also gerade nicht »einfach mal« gelaußen und hat auch keinen »Sport« gemacht; das kann man im Kontext der Bundeswehr nicht sagen, weil hier vielmehr *Märsche* absolviert bzw. *Übungen* abgehalten werden usw. Es geht, anders gesagt, um Aktivitäten, die Teil einer *Drillprogrammatik* sind und nicht etwas Freizeitliches, das bloß aus Spaß oder der Fitness wegen betrieben wird. Bemerkenswerterweise unterläuft Herrn Baumann diese Verkehrung von Fremdzwang in etwas Freiwilliges erneut wie selbstverständlich, indem er Letzteres als unmittelbar einsichtig unterstellt: »da hat man halt äh grundsätzlich ...«. Entsprechend kann er weder das Fremdbestimmte noch das Freiwillige klar benennen.⁵⁰

Objektiv gesehen stellt sich Herrn Baumans Laufpraxis folglich als etwas lediglich Fremdbestimmtes, Zwanghaftes dar; subjektiv hingegen scheint sie als etwas Freiwilliges repräsentiert. Und das passt letztlich natürlich gut zu seiner fehlenden motivationalen Haltung zum Laufen bzw. zu seiner darauf bezogenen, widerstandsbehafteten Vermeidungsbewegung: Womöglich kann und/oder möchte er das Zwanghafte nicht sehen.

U. Baumann: und ähm ich bin später auch eingesetzt worden äh auf einem ehemaligen Fliegerhorst und da konnte man einmal um den ganzen Flugplatz //mhm// drumherum laufen ähm das war bei der deutsch-französischen Brigade in der Nähe von Freiburg und ähm da gab's einen äh sportverrückten Franzosen, der wollte immer laufen, suchte nen Laufpartner und ähm der Kompaniechef hat ihm gesacht, »du darfst gerne laufen, aber wenn du um den ganzen Flugplatz rum laufen willst, bitte mit einem zusammen, falls irgendwie was passieren sollte oder so«, damals gab's ja noch nicht die <holt Luft> äh die Handys, die jeder //mhm// mit hatte oder so ähm, dass da jemand äh dabei ist, und da hatte er einen gesucht und da hat er gesacht »ja willste nicht mal mitkommen« und so, und da hab ich gesacht »ja okay«, dann macht man das einfach mal, und dann hat man auch so seine Zeit für sich, einfach mal einmal rumlaufen, das

50 Damit verbunden ist natürlich auch allein schon die Tatsache instruktiv, dass Herr Baumann trotz der Möglichkeit, den Wehrdienst zu verweigern, diesen abgeleistet hat und offenbar kein Problem damit hatte, zur Bundeswehr zu gehen. Es kann natürlich sein, dass ein Verweigerungsgesuch abgelehnt wurde, gleichwohl würde man so etwas eigentlich erzählen.

waren vielleicht dann () ich sag mal zehn Kilometer oder so, man hat etwas über ne Stunde gebraucht

In dieser Passage ist nun offensichtlich die erste *tatsächlich* freiwillige Langlauf-erfahrung des Interviewees angesprochen, die gleichwohl wiederum nicht explizit als solche benannt ist. Der Kontext ist zwar weiterhin die Bundeswehr bzw. nun-mehr vermutlich die Zeit nach der Grundausbildung, aber es geht jetzt um eine Laufaktivität, die nicht mehr Teil des Drills war, sondern auf die freiwillige Initiative des »sportverrückten Franzosen« hin stattfand und für welche Herr Baumann sich somit auch aus freien Stücken entscheiden konnte bzw. sich entschieden hat (»da hab ich gesacht ja okay«). Dabei bleibt er zwar vorerst weiterhin Beobachter seiner selbst, welcher lediglich den als faktisch unterstellten Ereignisverlauf re-inszeniert (»da hat er gesacht...«, »und da hab ich gesacht...«); allerdings handelt er sich damit zugleich auch einen Begründungsbedarf bzw. einen Zugzwang ein, darauf einzugehen, warum er sich letztlich dafür entschieden hat, mit dem Fran-zosen mitzulaufen. Und weil seine Erzählung vor dem Hintergrund der Rahmung abläuft, dass er im thematischen Kontext zum ersten Mal mit einer längeren Lauf-strecke in Berührung gekommen ist und dies sich wiederum ja immer noch auf die übergeordnete Frage nach seinem Zum-Laufen-gekommen-Sein bezieht, muss er sich nun eigentlich auch zum Laufen selbst positionieren.

Und tatsächlich unternimmt Herr Baumann sodann auch einen Begründungs-versuch: »dann macht man das einfach mal, und dann hat man auch so seine Zeit für sich, einfach mal einmal rumlaufen [...].« Schaut mal gleichwohl genauer hin, wird deutlich, dass dieser Versuch gleichsam ins Leere läuft: Das »dann macht man das« unterstellt nämlich eine Selbstverständlichkeit (auch aufgrund des »man«, das sich erneut hier durchzieht), ja geradezu eine Gesetzmäßigkeit: Wenn man gefragt wird, dann hat man nicht etwa eine Wahl, sondern es steht schon fest, dass man es macht; pragmatisch liegt hier insofern eine Abweisung von Begründungsbedürf-tigkeit vor. Es heißt nicht etwa: »dann macht man das einfach mal der Kamerad-schaft wegen« oder so ähnlich, wobei selbst dann das Laufen als solches wie im tat-sächlichen Kontext unaffiziert bliebe. Es zieht sich also durch: Das Laufen erscheint in Herrn Baumanns Erzählung weiterhin als eine zwanghafte Praxis. Das »einfach mal« reproduziert dies sowie die Abweisung der Begründungsbedürftigkeit. Denn es unterstellt, dass es sich um etwas Spontanes, Okkasionelles gehandelt hat, et-was, was eben nicht erklärbungsbedürftig ist und keine besondere Bedeutung für die sprechende Person hat; es war keine »große Sache«. Als Subjekt verschwindet Herr Baumann dahinter jedoch und bleibt nicht nur für uns, sondern auch für sich selbst ein Rätsel. Das reproduziert sich dann auch nochmal im Nachsatz: »einfach mal ein-mal rumlaufen«. Und selbst der Einschub »und dann hat man auch so seine Zeit für sich« wirkt eher wie eine Selbstberuhigung: »Immerhin gab es da auch etwas Po-sitives dran«. Zudem bezieht sich dieser Kollateraleffekt auch nicht auf das Laufen

selbst, sondern auf den Kasernenalltag, in dem es nur wenige Rückzugsmöglichkeiten für die Soldaten und Soldatinnen gibt und es vermutlich auch eher langweilig und monoton zugeht – zumal es sich im konkreten Fall ja auch bloß um einen »ehemaligen Fliegerhorst« handelt hat.

Diese Erzählstruktur verweist also sehr deutlich darauf, dass Herr Baumann nichts am Laufen selbst fand; anscheinend hat es ihm von Beginn an keinen Spaß gemacht. Allerdings: Wenn es nicht das Laufen selbst war, das ihn dazu motivierte, dann muss es etwas mit dem »sportverrückten Franzosen« sowie mit dem Umstand zu tun haben, der Baumann ja schließlich erwähnenswert erschien, dass sogar der »Kompaniechef« involviert war.

Diesbezüglich entscheidend ist meines Erachtens die Stelle »und da hatte er einen gesucht«. Während die Formulierung »sportverrückter Franzose« im Übrigen ebenfalls noch eine gewisse Distanzierung von der so angesprochenen Praxis anzeigt – »sportverrückt« unterstellt ein gewisses Maß an Irrationalität – legt das »...hatte er einen gesucht« nahe, dass das Aushelfen, das Sich-als-nützlich-Erweisen den ausschlaggebenden ›Pull-Faktor‹ darstellte. So könnte man sich vorstellen, dass jemand darüber berichtet, wie er/sie zu einem aktiven Mitglied bei einer Gewerkschaft geworden ist: »Es gab da einen Gewerkschaftssekretär, der organisierte bei uns eine Betriebsversammlung und suchte einen, der dafür Flyer verteilt. Und dann hab' ich mich gemeldet«. Das gleichsam positiv Motivierende am Mitlaufen mit dem Franzosen scheint für Herrn Baumann also die Möglichkeit gewesen zu sein, sich als nützlich zu erweisen und auszuholen; entsprechend imaginiert er das Mitlaufen regelrecht wie eine echte Dienstaufgabe – deswegen war ihm die Erwähnung des Kompaniechefs wichtig. Gleichwohl ist entscheidend, dass die Aufgabe selbst in dieser Logik nicht so wichtig ist, sondern es vielmehr darum geht, überhaupt einen Beitrag zu leisten und dafür Anerkennung zu bekommen. Entscheidend war kurzum, dass der Franzose »einen« gesucht hatte, und Baumann war zur Stelle; dadurch konnte er sich gleichsam auszeichnen und einen entsprechenden Status in den Augen seiner Kameraden und des Kompaniechefs bekommen: Er war nun ›der Retter in der Not‹. Es scheint also ein, wenn man so will, vergemeinschaftendes Moment in seiner Motivationsstruktur zu geben, eine sozusagen tatsächlich soziale Motivierung, wofür ebenfalls spricht, dass mit »sportverrückt« der Franzose ja auch besondert wird: Er war ein Typ, mit dem Baumann ›etwas zu tun‹ haben wollte. Vor diesem Hintergrund wird die Bedeutung des »dann macht man das einfach mal« klarer: Herr Baumann sieht sein Mitlaufen als einen selbstverständlichen Akt der Hilfe an. Während Herr Greipel mit seinem Assistenten also mitgelaufen ist, weil ihm dies die Möglichkeit eröffnet hat, sich als außergewöhnlich zu inszenieren, scheint im Falle Baumans weniger die Inszenierung das Movens zu sein – er erscheint in dieser Hinsicht geradezu bescheiden –, als vielmehr ein Bedürfnis nach Anerkennung im Sinne von *Zugehörigkeit zu einer Gruppe*. Das würde letztlich auch zur Positionslosigkeit passen, denn die Sache, um die es geht, ist eben nachrangig und *muss* nachgera-

de nachrangig sein, wenn das Dazugehören im Vordergrund steht. Im Grunde sind dies Struktureigenschaften, die für die Figur des Mitläufers bzw. der Mitläuferin auch kennzeichnend sind: Beim Mitlaufen geht es immer primär um die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und nicht um die Sache, was kehrseitig Positionslosigkeit förmlich erzwingt, denn anderenfalls könnte man nicht mitlaufen. Und das bestätigt sich auch im weiteren Verlauf der Erzählung Baumanns:

U. Baumann: ähm so und dann ging's darum und ähm () später beim Studium ähm () war ich als Erasmus-Student, also früher ein bisschen als als äh Ausgleich gemacht ähm zum zum ganzen Nachdenken und Studieren einfach mal locker flockig <holt Luft> ähm aber nie äh wirklich mit der Intention richtig lang zu laufen //mhm// und Marathon zu laufen

Man sieht, dass der Interviewee nicht weiter auf seine Bundeswehrgeschichte eingeht; für ihn scheint dieses Thema erledigt. Entsprechend – und wenig überraschend – sagt er auch nichts mehr dazu, wie er es fand, die rund zehn Kilometer mit dem Franzosen zu laufen. Und diese widerstandsbehaftete Vermeidungsbewegung hinsichtlich der Adressierung seiner Motivation reproduziert sich dann auch im Anschluss: »ähm so und dann ging's darum«. Denn hiernach hätte er eigentlich ausführen müssen, *worum* es ging; offensichtlich scheint es ja einen Grund zu geben, der prinzipiell zumindest auch benennbar wäre. Faktisch jedoch kann Herr Baumann das nicht, bricht den Satz ab und wählt einen anderen Satzplan: »und ähm () später beim Studium«. Dabei ist es wichtig zu sehen, dass »und dann ging's darum« sich nicht auf das Vorherige bezieht, wie es etwa bei einer nach außen getragenen inneren Sortierung wie »so, das war das« der Fall wäre; anderenfalls hätte Herr Baumann eben genau das sagen müssen. Zudem zeigen ja auch schon die Zäsurkonstellation »ähm so« und das nachfolgende »und dann« an, dass hier zu einem neuen Punkt/Thema übergeleitet und das Vorherige somit abgeschlossen ist. Insofern wird an dieser Stelle nochmals sehr deutlich, dass es sich um eine regelrechte *Vermeidungsbewegung* handelt, hinter der ein psychischer Widerstand steht und Herr Baumann nicht einfach keinen Zugriff auf seine Motivation hat; sie >dämmert< ihm, aber sie darf nicht raus. Und zum Mitlaufen sowie der dazugehörigen Positionslosigkeit passt das freilich sehr gut, weil das Strukturen sind, mit denen man nicht prahlen bzw. zu denen man sich nicht bekennen kann. Mit anderen Worten: Es gehört etwas dazu, sich das einzustehen, und Herr Baumann ist jemand, der das nicht kann.

Er wechselt nun den Kontext: Es geht jetzt um die Zeit nach seinem Wehrdienst, es geht ums Studium bzw. spezifischer: um seine Zeit als Erasmus-Student. Interessanterweise sieht er dann doch noch einen Erläuterungsbedarf und schiebt ein: »also früher ein bisschen als als äh Ausgleich gemacht ähm zum zum ganzen Nachdenken und Studieren einfach mal locker flockig ähm aber nie äh wirklich mit der

Intention richtig lang zu laufen und Marathon zu laufen«. Interessant ist dieser Einschub vor allem deshalb, weil es dem Interviewee offensichtlich schon ein Stück weit vor Augen zu stehen scheint, dass er etwas zu seiner Motivation sagen muss; denn mit dem Rekurs auf das Deutungsmuster vom »Ausgleich« sowie seine »Intention« adressiert er ja eindeutig die motivationale Ebene. Allerdings bezieht er sich damit lediglich auf die Zeit nach seinem Wehrdienst und vor seinem Erasmusstudium. Daher erfahren wir von hier aus auch weiterhin nichts darüber, wie er das Laufen im Bundeswehrkontext fand und inwiefern genau es für sein Zum-Laufen-Kommen relevant war. Ja, eigentlich erfahren wir damit nur einmal mehr, dass das Laufen nichts besonders Identitätsbedeutsames für ihn war/ist, zumal eine Positionierung (fand er das gut oder nicht?) letztlich weiterhin ausbleibt. So ist der Ausgleich, der ja schon aus sich heraus einen primär funktionalen Bezug zur damit bezeichneten Praxis markiert und – da ein soziales Deutungsmuster – auch keine individuelle Begründung darstellt, sondern eine Selbstsubsumtion, zunächst durch das »ein bisschen« abgeschwächt; zudem tilgt das »einfach mal locker flockig« wiederum jeglichen Explikationsbedarf, rückt das Laufen in den Bereich des ›Spontanen und Banalen‹; und das »ähm aber nie äh wirklich mit der Intention richtig lang zu laufen und Marathon zu laufen« unterstellt schließlich sogar explizit, dass der Langstreckenlauf von Herrn Baumann nicht angestrebt wurde, wobei das »wirklich« ambivalent ist, weil es kehrseitig suggeriert, dass er zumindest unterschwellig womöglich doch etwas damit kokettiert hat. So richtig kann Baumann sich also auch weiterhin nicht zu seiner Motivation im Hinblick auf das Marathonlaufen verhalten. Es bleibt dabei: Irgendetwas zieht ihn, aber es ist nicht das Laufen selbst, und weder das eine noch das andere kann er klar adressieren bzw. artikulieren; es steht ihm trotz 17-jähriger Laufkarriere nicht vor Augen. Bemerkenswert ist dabei nicht zuletzt, dass er trotzdem eine biographische Erzählung konstruiert und gleichsam hartnäckig weiterspinnt. Denn im Grunde hätte er ja gleich zu Beginn seiner Erzählung sagen können, dass er eigentlich nicht weiß, warum er läuft bzw. hätte direkt auf das Deutungsmuster vom Ausgleich rekurrieren können. Aber vielleicht ist es eben gerade die Tatsache, dass Baumann seine Motivation nicht präsent ist, weshalb er seine Erzählung gleichsam in die Länge zieht bzw. sich darin gewissermaßen verliert.

Jedenfalls spitzt sich die Dramaturgie seiner Darstellung weiter zu: Herr Baumann muss nun erläutern, warum er denn *trotzdem* zum Marathonlaufen gekommen ist.

U. Baumann: und äh dann war ich als Erasmus-Student in Frankreich und ein äh Italiener, der war ähmmm Trainer für irgendwelche Jugendgruppen und ähm, der hatte halt sehr viel Sport gemacht, der brauchte auch immer einen, »ja willste nicht mal mitlaufen« und so weiter //mhm// und ähm dann wollten die als Abschlussprojekt von der ähm Hochschule dort äh von der Uni in Frankreich irgendwie äh am Marathon von San Diego teilnehmen //l: mhm//, warum auch im-

mer San Diego, ähm meinten se alle müssen wa alle trainieren und die wollten Sponsorengelder einwerben, damit wa dann irgendwie da rüberfliegen können //mhm//, das hat sich dann aber zerschlagen, aber man hatte sich schon mal n bisschen vorbereitet und dann dachte ich mir auch »okay <holt Luft> ähm jetzt haste halbwegs mal trainiert und ähm dann läufste auch mal n Marathon«(.) ähm dann hatte ich damals in Stadt A studiert und da gab's den XY-Marathon, irgendwann im äh September 99 und das ist mein erster Marathon gewesen //mhm//, den bin ich dann einfach mal mitgelaufen <holt Luft> im Sinne von »jetzt haste schon so trainiert ähm, dann machste's, äh wer weiß, wenn de später im Berufsleben bist, da haste wahrscheinlich gar nicht mehr die Zeit dazu«

Wir brauchen auch diese Passage nicht in Gänze interpretatorisch zu würdigen, denn die bisherige Struktur zieht sich deutlich durch. Zunächst ist festzuhalten, dass die Darstellung insgesamt wie auch zuvor schon sehr diffus und wenig souverän bleibt; die Zusammenhänge zwischen den Ereignissen sind sowohl objektiv als offenbar auch für den Interviewee selbst doch ziemlich unklar (»irgendwelche Jugendgruppen«, »irgendwie am Marathon von San Diego teilnehmen«, »warum auch immer San Diego«, »irgendwie da rüberfliegen«). Kurz: Herr Baumann bleibt »Gefangener der Umstände«, Umstände, die er weder damals noch zum Zeitpunkt des Interviews durchblickt bzw. verstanden zu haben scheint, und es scheint auch nicht so, als wäre er wirklich daran interessiert. Er bezieht sich auch erneut auf einen *externen* Einfluss bzw. eine weitere Begegnung, nur, dass es dieses Mal »ein Italiener« ist. Und wie schon der Franzose »sportverrückt« war, wird auch der Italiener als besonders sportlich gezeichnet: »der hatte halt sehr viel Sport gemacht«. Ir-gendwie scheint auch der Ausländerstatus der Personen, mit denen Herr Baumann mitgelaufen ist, wichtig für ihn zu sein. Zwar fehlt auch in diesem Abschnitt wieder eine Positionierung und bleiben die geschilderten Umstände diffus: Was heißt »mal mitlaufen«? In welchem Kontext? Nur mit dem Italiener oder mit jenen »Jugendgruppen«? Im Rahmen eines Wettkampfs oder nur im Training? Wer sind »die« und was ist das für ein »Abschlussprojekt«? Nimmt man das »der brauchte auch immer einen« gleichwohl hinzu, so bestätigt sich die oben aufgestellte Hypothese, dass das Dazugehören im Sinne sozialer Integration auf der latenten Ebene das zentrale Motiv hinter dem Mitlaufen ist: Denn stärker als beim »da hatte er einen gesucht« kommt im »brauchte auch immer einen« der Aspekt des Gebraucht-Werdens zum Ausdruck. Es galt wieder eine läuferische Aufgabe zu übernehmen, worin Baumann sich bereits in seiner Wehrdienstzeit bewähren konnte und durch deren Übernahme er sich nunmehr – auch dieser Aspekt zeigt sich nun deutlicher – *gebraucht fühlen* konnte. Das (Mit-)Laufen war für ihn wie ein Türöffner bzw. ein ›Ticket‹ in die Vergemeinschaftung in einem neuen und – das wird nun auch klar – *internationalen* Milieu, was er als besonders empfand und wo er gleichsam Mitglied werden wollte. Herr Baumann hatte das Laufen entsprechend als eine Art ›Währung‹ entdeckt, die

in diesem internationalen Milieu gefragt war und über die er »verfügte« und die er »einsetzen« konnte.

Von hier aus erklärt sich auch jenes Abschlussprojekt, in dessen Zentrum die Teilnahme am »Marathon von San Diego« stand: Das Marathonlaufen war offenbar eine erstrebenswerte und anerkannte Praxis im durchaus elitären internationalen *Businessmilieu*, zu dem Baumann als Erasmusstudent Zugang suchte und durch die Partizipation an dieser Praxis letztlich auch fand. Gleichwohl wird erneut deutlich, dass es ihm im Gegensatz zu Herrn Greipel nicht darum ging, sich damit als elitär und außergewöhnlich zu inszenieren, sondern tatsächlich darum, sich in das besagte Milieu zu integrieren und darin einen Beitrag zu leisten, der als valide eingestuft wurde. Andernfalls würde er damit zu prahlen versuchen, was er nicht tut und auch den Aspekt des Gebraucht-Werdens nicht in den Vordergrund stellen. Natürlich ist es aber letztlich bezeichnend, dass als anerkennungswürdiger »Beitrag« in diesem internationalen Businessmilieu ausgerechnet eine *Freizeitpraxis* zu gelten scheint und diese durch die Rubrizierung als »Abschlussprojekt [...] von der Uni in Frankreich« auch noch ganz klar als Teil der universitären Praxis gerahmt wird. Zwar ist mit »Sponsorengeldern« angezeigt, dass es dabei wohl tatsächlich irgendwie auch um betriebswirtschaftliche Studieninhalte ging. Das ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass im Fokus die Partizipation an einer freizeitlichen Praxis stand, die als besonders »reizvoll« betrachtet wurde und für Baumann eben das Eintrittsticket in jenes Milieu abgab. Auf der Ebene subjektiver Repräsentanz bleiben diese Zusammenhänge Herrn Baumann aufgrund seiner Positionslosigkeit gleichwohl verborgen: Seine Beteiligung am Marathonprojekt wirkt, obwohl es eine freiwillige Sache gewesen sein muss (man kann sich ja nur schwerlich vorstellen, dass es faktisch einen Zwang gab, an jenem Marathon teilzunehmen), zwanghaft bzw. wie ein Automatismus (»meinten se alle müssen wa alle trainieren«);⁵¹ es sind nicht etwa »wir«, die es »wollten«, sondern eben bloß »die«. Eine Positionierung bleibt aus, obwohl erneut deutlich wird, dass Baumann vom Laufen selbst nicht gerade begeistert war; er sagt nicht so etwas wie: »Ich fand die Idee einfach spitze und wollte un-

⁵¹ Besonders deutlich reproduziert sich diese Struktur an einer späteren Stelle im Interview, an der Herr Baumann sich selbst die Frage stellt: »warum is es auso- automatisch der Marathon gewesen?«. Denn mit dem Wechsel von »ausgerechnet« auf »automatisch« tilgt er die Erklärungsbedürftigkeit, die er eigentlich aufwerfen wollte und lässt seine Frage performativ widersprüchlich werden: Wenn es ein automatischer Vorgang war, dann stellt sich die Frage nach dem »warum« ja nicht mehr. Das »automatisch« setzt sich also als Ausdruck seines Widerstandes, als »Ich« zu sprechen, sozusagen gegen das »ausgerechnet« durch, das den Ich-Impuls repräsentiert: Eine Positionierung darf nicht sein, die eigentliche Motivation darf nicht raus, und das drückt sich auf der manifesten Ebene im Automatismus aus. Im selben Interviewabschnitt wird er etwas später entsprechend auch die Formel »das hat sich einfach so/irgendwie ergeben« dafür finden und immer wieder bemühen.

bedingt mitmachen, das war genau mein Ding.« Stattdessen lässt er es eher über sich ergehen, nach dem Motto: »Na gut, wenn es sein muss.« Es ist vor diesem Hintergrund sehr interessant, dass es Herrn Baumann nicht auffällt, dass ihm in seiner Erzählung eine eigentümliche Verkehrung unterläuft: Während er in tatsächlich fremdstrukturierte Kontexte (Schule, Bundeswehr) ›mit Gewalt‹ eine individuelle bzw. freiwillige Komponente zu implementieren versucht, deutet er den Kontext, in welchem er tatsächlich *eine Wahl* hatte, hingegen in etwas Fremdstrukturiertes um. Bemerkenswert ist dabei, wie gleichsam leichtfertig und selbstverständlich ihm dies passiert und er weder das eine noch das andere auch nur ansatzweise adäquat benennen kann. Jedenfalls scheint ihm die Verkehrung nichts auszumachen. Letztlich muss man natürlich sagen, dass dies gut zum Mitlaufen und zur Positionslosigkeit passt. Gleichwohl ist das damit verbundene Autonomiedefizit schon verblüffend, und das umso mehr, wenn man bedenkt, dass es sich um jemanden in einer hohen Leitungsposition handelt. Wenn Herr Baumann nicht über die Fähigkeit verfügt, seine ›Lebensspuren‹ angemessen zu rekonstruieren und damit der lebenspraktischen Begründungsverpflichtung nachzukommen, wie soll er dann im Beruf verantwortungsvoll handeln? Dabei ist es wichtig, zu berücksichtigen, dass es nicht darum geht, dass er sein Leben bisher schlicht wenig reflektiert hat, weil es etwa eine absolute ›Erfolgsgeschichte‹ ist, die sich insofern gleichsam eine ›Begründungslücke‹ leisten kann. Denn in diesem Fall wäre es nicht grundsätzlich ausgeschlossen, dass man der Frage *prinzipiell* trotzdem nachgehen könnte; man hätte es eben angesichts eines fehlenden akuten Handlungsbedarfs lediglich noch nicht getan. Herrn Baumann hingegen scheint aber genau diese Fähigkeit zu fehlen, denn er begibt sich ja auf die Suche, aber es gelingt ihm schlichtweg nicht, einen angemessenen Zugriff auf seine Biographie zu bekommen.

Damit scheint Herr Baumann letztlich auch über eine gewissermaßen ›blasse‹ Bewährungsfigur zu verfügen, der zufolge er jemand ist, der stets zur Stelle ist, wenn ›jemand einen braucht‹ und ihm komplementär dazu das Gefühl gibt, gebraucht zu werden, worum es auch immer sich der Sache nach jeweils handelt. Das sieht man auch daran, dass er sich nicht klar dazu positionieren kann; er sagt eben nicht explizit: »Ich wollte halt unbedingt in dieses Milieu rein und das Laufen war dabei ganz hilfreich.« Vielmehr ist er ja auch schon während seiner Bundeswehrzeit mitgelaufen, als es also noch nicht um eine Vernetzung im *Businessmilieu* gegangen sein kann; das hat er erst später im Studium entdeckt. Es geht also primär um Zugehörigkeit. Insofern ist Baumann auch jemand, der eine klare Disposition für doppelt subjektivierte Arbeitsverhältnisse mit sich bringt: Es liegt nahe, dass er auch im Berufsleben nicht gut zwischen fremd- und selbstgesetzten Anforderungen differenzieren kann und dazu bereit ist, sich ersteren zu unterwerfen und sich diese zu eigen zu machen, sofern man ihm dadurch Anerkennung gewährt und ihn Teil von etwas sein lässt, bei dem er sich gebraucht fühlen kann – was auch immer es dann konkret sein mag. Das könnte im Übrigen auch seine für sein Alter

ungewöhnlich vielen Arbeitsplatzwechsel – wenn auch größtenteils innerhalb mehr oder weniger desselben Unternehmens – erklären.

Dass sich jenes »Abschlussprojekt« letztlich »zerschlagen« hat, scheint Herrn Baumann dann auch nicht besonders getroffen zu haben: Weder bedauert er es (z.B. mit »leider zerschlagen«), noch führt er überhaupt aus, was die Gründe dafür waren. Und so verwundert es im Endeffekt nicht, dass er zu seiner ersten Marathonteilnahme nicht etwa aus einem besonderen Interesse am Laufen oder einem Wettkampfmotiv heraus kam, sondern wiederum zwanghaft: »aber man hatte sich schon mal n bisschen vorbereitet und dann dachte ich mir auch okay ähm jetzt haste halbwegs mal trainiert und ähm dann läufste auch mal n Marathon«. Die Entscheidung zur Marathonteilnahme wird dabei zwar nun tatsächlich als eine autonome dargestellt (»dachte ich mir auch okay...«), aber in ihrer Begründung letztlich wieder bloß auf äußere Umstände zurückgeführt; es heißt nicht: »dann willste auch mal n Marathon laufen«. Die Logik der Begründung ist dabei eine des Durchziehens, nach dem Motto: »Damit der Aufwand nicht umsonst war.« Ob man auf die jeweilige Sache Lust hat oder warum man sich den Aufwand überhaupt bereits gemacht hat, sich mit ihr zu beschäftigen, spielt keine Rolle bzw. es zeigt sich, dass er eigentlich eben keine Lust darauf hatte. Hinzu kommt, dass die konkreten Formulierungen wie »n bisschen vorbereitet«, »halbwegs mal trainiert« wiederum nicht einmal von besonderem Engagement bzw. einer besonderen Mühe zeugen, ja es vielmehr nahelegen, das Vorhaben einfach ad acta zu legen. Herr Baumann sagt ja nicht so etwas wie: »Jetzt habe ich da so viel Schweiß und Blut reingesteckt, habe so lange davon geträumt, jetzt will ich auch unbedingt einen Marathon laufen.« Und auch das »mal n Marathon« zeigt deutlich an, dass es als etwas Einmaliges gedacht war, das es gleichsam wie von einer To-do-Liste abzuhaken galt. Abschließend wiederholt Herr Baumann sein ›Motto‹ auch fast wörtlich: »im Sinne von jetzt haste schon so trainiert, dann machste's«. Es reproduziert sich die Abweisung einer Positionierung: Die Frage nach dem Wollen bzw. nach einer individuellen Motivation stellt sich nicht, es bleibt mechanisch. Und auch das anschließende »wer weiß, wenn de später im Berufsleben bist, da haste wahrscheinlich gar nicht mehr die Zeit dazu« stellt ein bloß selbstberuhigendes Zusatzargument dar, nach dem Motto: »Wenn man schon die Gelegenheit hat, sollte man sie ergreifen.« Aber möchte man sie ergreifen? Es ist keine autonome Haltung, die hier zum Ausdruck kommt.

Insofern lässt sich bis hierher konstatieren, dass Herr Baumann ein ambivalentes Verhältnis zu seiner Marathonpraxis zum Ausdruck bringt; anders als Herr Gerken und Herr Geipel kann er das nicht positiv aufladen, sei es, indem er es als eine erstrebenswerte, besondere Herausforderung rahmt (Greipel: »irgendwann muss ich das auch mal machen, ob ich denn des schaffe«) oder indem er zumindest die Erfahrung des Marathonlaufens positiviert (Gerken: »ich kann jetzt Bäume rausreißen und dieses Hochgefühl des bleibt auch«). Zwar haben auch Herrn Gerken und Herr Greipel keine besondere innere Bindung zum Laufsport im Sinne einer Le-

denschaft zum Ausdruck gebracht, gleichwohl konnten sie sich dazu zumindest ein Stück weit positionieren (Greipel: »ne gewisse Form von Gänsehaut«; Gerken: »hat mir dann irgendwann selber nimmer ausgereicht«). Das fehlt bei Herrn Baumann jedoch bisher gänzlich. Auf der latenten Ebene ist eindeutig, dass das Laufen selbst nichts für ihn ist und dass vielmehr das Mitlaufen zum Zwecke des Dazugehörens das entscheidende, in seinem Fall *genuine soziale* Motiv darstellt.

Wir wollen die Rekonstruktion der (Marathon-)Laufmotivation Herrn Baumannes damit abschließen, dass wir uns noch zwei weitere Interviewstellen anschauen. Die erste schließt beinahe nahtlos an die soeben interpretierte an und suggeriert auf den ersten Blick, dass es doch nicht das Mitlaufen ist, das Herrn Baumann antreibt und dass er auch sehr wohl zu einer Positionierung bereit und fähig ist. Auf den zweiten Blick wird sich allerdings zeigen, dass sich die bisher rekonstruierte Struktur reproduziert. Der besagten Stelle geht eine kurze Zwischenfrage des Interviewers voraus, in der er nach dem Alter des Interviewees bei seinem ersten Marathon fragt. Herr Baumann gibt diesbezüglich an, 24 Jahre alt gewesen zu sein und setzt nach einer kurzen Sortierung – auf eigene Initiative – folgendermaßen fort:

U. Baumann: bin ihn das erste Mal mitgelaufen, dann kam irgendwie äh (.....) die Diplomarbeit dazu und dann gab's nochmal irgendwie n ähm n Halbmarathon äh in Stadt B hab ich bei Unternehmen X ähm das geschrieben, da sachte irgendwie n Arbeitskollege »ja is irgendwie so <holt Luft> Halbmarathon da äh äh willste nicht mitlaufen« da hab' ich gesacht »ja Halbmarathon mach' ich gerne« und dann im Herbst dachte ich auch »ja okay dann kannste auch nochmal in Stadt A mitlaufen« //mhm//, bin ich den zweiten da mitgelaufen <holt Luft> ähm und dann hat sich das irgendwie so ergeben, dass man sachte »ja äh Mensch ist ja irgendwie spannend, interessant« <holt Luft> ähm und äh ja damals war das glaube ich auch noch gar nich so in Mode, mit dem mit dem Marathonfieber ähm und dann hab' ich gesacht »ach ja ist ja witzig« ähm dann äh nach München gegangen hab' ich gesacht »ach da gibt's auch n Marathon« und dann hat sich das einfach so ergeben //mhm//, dass man immer irgendwie ähhh pro Jahr ein/zwei Marathons gelaufen ist und dass hat sich so ergeben so als als Ausgleich

Mit »bin ihn das erste Mal mitgelaufen« knüpft Herr Baumann unmittelbar an die Schilderung seiner ersten Marathonteilnahme an. Offenbar ist die Eingangsfrage »wie sind Sie zum Laufen gekommen?« für ihn selbst noch nicht hinreichend geklärt; er hat noch etwas dazu zu sagen. Dabei fällt als erstes auf, dass er gar nicht mehr auf seine erste Marathonteilnahme eingeht; das ›Kapitel scheint für ihn abgehakt, er sagt nicht etwa, wie er es fand. Daran, dass der Interviewer ihn zuvor unterbrochen und ihn gleichsam aus dem Rhythmus gebracht hat, dürfte das nicht liegen, weil er ja zunächst von selbst den Faden wiederaufnimmt (»bin ihn das erste Mal mitgelaufen«) und damit eigentlich problemlos an seine erste Marathonerfah-

rung auch hätte anknüpfen können. Daraus lässt sich schließen, dass er von seiner ersten Marathonteilnahme zumindest nicht überaus begeistert war, sonst hätte er das erwähnt. Im Vordergrund steht, dass er ihn »mitgelaufen« ist.

Auch die ›Emergenz‹ des Arbeitskollegen, also einer weiteren und wiederum relativ fremden Person, die Baumann zu einer erneuten Wettkampfteilnahme, zu einem Halbmarathon animiert hat (»willste nich mitlaufen?«), passt gut zur rekonstruierten Struktur. Im Umkehrschluss heißt das: Aus eigenem Antrieb hätte Herr Baumann vermutlich *nicht* weitergemacht. Entsprechend, und auch das zieht sich durch, ist die Darstellung weiterhin unaffiziert und diffus (»gab's nochmal irgendwie«, »sachte irgendwie n Arbeitskollege«). Zwar suggeriert das »da hab' ich gesacht ja Halbmarathon mach' ich gerne« sodann, dass Herr Baumann tatsächlich etwas Positives daran fand; jedenfalls deutet sich hier der Versuch einer Positionierung an. Gleichwohl bleibt es zum einen bloß bei einer Inszenierung dieser: Herr Baumann schildert die damalige Situation lediglich nach dem bereits bekannten Schema »da hat er gesagt und dann hab' ich gesagt«. Aber ist das auch seine *tatsächliche Haltung* (gewesen)? Es heißt entsprechend nicht: »und dann hab' ich sofort zugesagt, denn Halbmarathon laufe ich gerne«. Herr Baumann verharrt gleichsam in einer sich selbst bloß beobachtenden Perspektive; es ist keine klare Positionierung. Zum anderen erscheint das »Halbmarathon mach' ich gerne« als Reaktion auf die Frage »willste nicht mitlaufen« aber auch pragmatisch merkwürdig. Denn pragmatisch gesehen handelt es sich bei der Frage des Arbeitskollegen um eine Einladung, an einer bestimmten Aktivität zu partizipieren, und dazu kann man sich entweder zustimmend oder eben ablehnend verhalten. Das »nicht« bringt im Vergleich zu »willste mitlaufen« dabei noch ein stärker agitierendes Moment mit rein. Insofern erschien es passender, wenn Herrn Baumannes Antwort eher »ja klar, sehr gerne, Halbmarathon finde ich super!« oder schlicht »ja gerne« lauten würde. »Halbmarathon mach' ich gerne« macht aus der Frage hingegen eine *Bitte*, ganz so, wie beispielsweise ein Arbeiter auf die Frage einer Schichtleiterin, ob er in der kommenden Woche mal die Spätschicht übernehmen könnte, antworten könnte: »Kein Problem, Spätschicht mach' ich gerne«. Zugleich macht der Sprecher damit deutlich: Etwas anderes als die Spätschicht käme und kommt nicht infrage; die Schichtleiterin brauche gar nicht erst fragen, so die Implikation.

Entsprechend kann man sagen, dass Herr Baumann – ähnlich wie mit »dem Franzosen« und »dem Italiener« – es so darstellt, als hätte er jenem Arbeitskollegen gleichsam einen Dienst erwiesen – als hätte er eine echte Aufgabe in einem arbeitsförmigen Kontext übernommen. Nicht zufällig also erwähnte er zuvor, dass er an seiner *Diplomarbeit* in einem *bestimmten Unternehmen* – das im Übrigen international ein sehr hohes Renommee genießt – geschrieben habe und es ausgerechnet ein *Arbeitskollege* war, der ihn gefragt hatte. Auch hierbei stellte das Laufen für Baumann anscheinend eine Möglichkeit dar, sich gebraucht zu fühlen und Teil eines Milieus zu werden, in dem das Marathonlaufen offenbar etwas Anerkennungswür-

diges darstellt. Anderenfalls hätte er dieses Ereignis ja nicht erwähnt. Damit verbunden werden Arbeit und Freizeit erneut wie selbstverständlich verschränkt, allerdings auf eine eben andere Weise als bei Herrn Greipel: Stellte dieser Funktionalität und Selbstinszenierung ins Zentrum, so geht es bei Herrn Baumann um Vernetzung bzw. Zugehörigkeit; während der Sozialisation in seinem Beruf hat er »gelernt«, dass das Marathonlaufen in seinem künftigen Arbeitsmilieu *kommunikativ anschlussfähig* ist und es ihm gleichsam erleichtert, sich darin zu integrieren.

Eine Positionierung lässt Baumann indes weiterhin vermissen. Und so geht es »wie automatisch« weiter: »und dann im Herbst dachte ich auch ja okay dann kannste auch nochmal in Karlsruhe mitlaufen, bin ich den zweiten da mitgelaufen«. Formulierungen wie »ja okay« sowie »den zweiten da mitgelaufen«, legen es dabei nahe, dass Baumann wieder jenem Arbeitskollegen »ausgeholfen« hat. Und vor dem Hintergrund dessen, was wir soeben gesagt haben, ist es recht klar, warum: Er hatte nun bemerkt, dass die Identität als Marathonläufer, die Zugehörigkeit zur Marathon-community ihm zugleich als »Türöffner« für die Vernetzung im beruflichen Milieu dienen kann, und um das auf Dauer zu stellen, muss man eben relativ regelmäßig an Marathonwettkämpfen teilnehmen; und nicht zuletzt muss man darüber auf der Arbeit sprechen, was Herr Baumann, wie wir jetzt wissen, auch tut, denn anderenfalls wäre er nicht von seinem Arbeitskollegen darauf angesprochen worden.

Mit dem Anschluss »und dann hat sich das irgendwie so ergeben, dass man sachte ja äh Mensch ist ja irgendwie spannend, interessant« bringt Herr Baumann nun recht offen zum Ausdruck, dass er anfangs eben nichts am Marathonlaufen fand und seine Motivation sich sozusagen erst im Zuge der Wettkampfteilnahmen einstellte, also nachdem er bereits zwei Marathons gelaufen war. Und er zeigt wiederum, dass ihm der Grund für diese Transformation selbst nicht klar ist (»hat sich das irgendwie so ergeben«), dass er also generell über seine Motivation nicht bewusst verfügt und damit verbunden auch nurmehr selbstbeobachtend darüber sprechen kann; er weiß gleichsam nur, dass ihn irgendwann etwas daran »gezogen« hat, aber er weiß nicht, was es war/ist. Entsprechend verbleibt dieser Positionierungsversuch auch in sich letztlich nur sehr rudimentär. Denn »spannend, interessant« drückt zum einen nicht gerade eine besondere Affiziertheit aus, wirkt distanziert; und zum anderen wird freilich nicht expliziert, was genau spannend und interessant daran war. Dabei hätte er dies an dieser Stelle aufgrund des Detaillierungszwangs nachgerade tun müssen. Insofern lässt sich annehmen, dass es sich hier im Hinblick auf die Laufpraxis selbst letztlich um einen bloß oberflächlichen Positivierungsversuch handelt.

Das »und äh ja damals war das glaube ich auch noch gar nich so in Mode, mit dem mit dem Marathonfieber ähm und dann hab' ich gesucht ach ja ist ja witzig« bezieht sich sodann weiterhin auf die Ebene der Motivation (als reine Informationsmitteilung macht die Äußerung ja keinen Sinn), ist ein zusätzliches bzw. ergänzendes Motivationsargument, was auch mit »und äh« sowie »auch« angezeigt ist. Dabei ist es ex negativo formuliert, im Sinne von: Das Motivierende lag *nicht* dar-

an, dass es »in Mode« war, sondern umgekehrt in dem Neuen und Besonderen. Es handelt sich um einen Abgrenzungsversuch, der als Zusatzargument für das Marathonlaufen fungiert (»auch noch gar nich«). Wandelt man die konkrete Äußerung leicht ab, so könnte etwa auch ein Rockgitarrist/eine Rockgitarristin zu einem Journalisten/einer Journalistin sagen: »Wissen Sie, ich habe schon in den frühen 60ern klassische Elemente in meinem Spiel verwendet, damals war das noch gar nicht so in Mode.« *Tendenziell* versucht Herr Baumann sich damit also zu einem ›Pionier‹ der Marathonbewegung zu machen: Während andere später bloß des Trends wegen einstiegen, sei er aus Interesse am Neuartigen und Besonderen zum Marathon gekommen. Mit anderen Worten: Er versucht es so darzustellen, als sei er eben *kein* Mitläufer gewesen.

Tatsächlich gelingt ihm dies aber nicht. Denn zum einen unterstellt Herr Baumann kehrseitig, dass man es ja durchaus denken könnte, dass er bloß der Mode wegen mit dem Marathon begonnen und weitergemacht habe, und es scheint ihm besonders wichtig, diesem Eindruck vorzubeugen; anderenfalls hätte er ja auch einfach erläutern können, was ihn am Marathon als einem unterstelltermaßen neuartigen Phänomen denn genau gereizt hat. Und wäre da wirklich etwas daran gewesen, dann hätte er das im Grunde ja auch schon vorher im Interview sagen können; wenn er das »spannend« und »interessant« gefunden hat, warum hat er das Interview dann nicht einfach damit begonnen? Die sozusagen ohne Not daherkommende Abgrenzung von jenem möglichen Eindruck, er könnte bloß *mitgelaufen* sein, legt es daher umgekehrt nahe, dass dies tatsächlich der eigentliche Grund war; entsprechend wiederholt Herr Baumann es an späterer Stelle mit einem gewissen Nachdruck noch einmal: »so ist man dazu gekommen also nicht [...], weil man sacht irgendwie ist es ne Mode geworden«. Man kann das ›In-Mode-Kommen‹ insofern wie eine Chiffre verstehen für jene kommunikative Anschlussfähigkeit, welche Herr Baumann in seinem Studium und später im Beruf am Marathonlaufen entdeckt hatte. Und dass es für ihn die Eintrittskarte in das internationale Businessmilieu war, kann er eben nicht zugeben bzw. versucht diesem von ihm als möglich erachteten Eindruck vorzubeugen.

Entsprechend ist Herrn Baumanns Behauptung zum anderen auch schon sachlich nicht richtig. Nimmt man nämlich das Hintergrundwissen um die Marathonbewegung hinzu, so lässt sich feststellen, dass das Marathonlaufen um die Zeit, als Herr Baumann seine ersten beiden Marathons lief, schon längst zu einem Massenphänomen avanciert war. Zwar waren die Teilnehmendenzahlen, wie wir in Kapitel 2.6 gesehen haben, in den 1990er Jahren in der Tat rückläufig; gleichwohl wird in der einschlägigen Literatur spätestens für das Ende derselben Dekade schon eine »second wave of running« (Scheerder et al. 2015: 6, Hervh. i. O.) attestiert. Als Herr Baumann um 2000 herum also zum Marathonlaufen kam, befand er sich objektiv gesehen bereits mitten in dieser zweiten Marathonwelle, während das Marathonphänomen als solches schon rund drei Jahrzehnte alt war und eine hohe mediale

Präsenz genoss. Insofern scheint es auch kaum vorstellbar, dass ihm das nicht zumindest annähernd bekannt bzw. präsent war. Dafür sprechen letztlich ja auch die Einschränkungen, die er bereits selbst vorgenommen hat: So zeigt das »glaube ich« bereits an, dass er sich gar nicht so sicher ist, ob das Marathonlaufen noch kein Modephänomen war. Und im »nich so in Mode« reproduziert sich das: Offenbar könnte er es genauso gut auch so darstellen, als sei es zumindest ›ein bisschen‹ schon in Mode gewesen.

Mit »ist ja witzig« versucht er sodann weiter, das Marathonlaufen motivational positiv aufzuladen, wobei dies weiter misslingt. Im Grunde wird es damit banalisiert, und die Begründung wirkt kindlich, während der Erzählmodus in die distanzierte Inszenierung wörtlicher Rede wieder mündet (»hab' ich gesacht«). Und mit »dann hat sich das einfach so ergeben«, das er dann auch noch mit der Ergänzung »als Ausgleich« wiederholt, ›bricht‹ der Positionierungsversuch dann endgültig zusammen; nicht nur wird das Marathonlaufen wieder zu etwas Kontingentem, Unerklärbarem, sondern es wird auch motivationsmäßig rationalisiert: denn Marathonlaufen ist objektiv immer schon mehr als ein Ausgleich.

Schauen wir uns nun noch die zweite Interviewstelle an, an der sich die bisher rekonstruierte Fallstruktur überprüfen und weiter anreichern lässt:

U. Baumann: Ich glaube, was wichtig ist, dass man einfach mal merkt, man kann einen Marathon finishen? Dann hat man irgendwann äh so n Dickkopf auch und weiß, dass man es ja schon mal erreicht hat und dann wird man's auch beim nächsten Mal schaffen //mhmm/. Einfach diese äh ähhh dieses Gefühl, ich hab's ja schon mal geschafft, ich werd's auch dieses Mal schaffen //Ja//. Der Marathon wird ja dann im Kopf gewonnen und nichh ähhh einfach nur <klopft auf den Tisch> äh über die ähm äh körperliche Fitness //mhmm//

Es handelt sich hier um eine Passage, der eine Frage des Interviewers nach dem Trainingsverhalten – speziell nach dem Trainingsaufwand und der Trainingssystematik – Herrn Baumanns vorausging. Diesbezüglich gab er an, dass er auf seinen ersten Marathon »gar nicht groß« sich vorbereitet habe; zwar habe er später »n bisschen professioneller« trainiert – worunter er vor allem organisatorische Dinge (»dass man vorher mal die Strecke abfährt und sieht: aha wo geht's denn lang?«; »wie sieht's aus mit der Verpflegung?«) sowie die Auswahl des Equipments verstand –, mündet aber letztlich in das Resümee, dass es trainingstechnisch bei ihm eher »einfach nachm Gefühl« zugeht. Mit anderen Worten: Bereits auf der Ebene der Trainingspraxis – soweit sich jedenfalls von seiner Erzählung darauf schließen lässt – bringt er eine ziemliche Distanz und Ambitionslosigkeit zum Ausdruck. Er ist, überspitzt formuliert, nicht etwa derart vom Marathonlaufen besessen, dass er Trainingsbücher liest, Trainingstagebücher schreibt und sich ambitionierte Zielzeiten setzt, sondern er tendiert seiner Darstellung nach in die Richtung, trainingsmäßig

nur so viel zu tun, dass er gerade so über die Marathondistanz kommt (so belegte er bei einer Teilnahme in der M-M-W mit gerade noch durchschnittlichen 4:30 Stunden lediglich den 226. Platz).

Dass es ihm um die Bewährung durch bloße Bewältigung der Marathondistanz geht, drückt sich sodann auch im ersten Satz der oben aufgeführten Interviewpassage aus: »Ich glaube, was wichtig ist, dass man einfach mal merkt, man kann einen Marathon finishen«. In motivationaler Hinsicht impliziert das aber noch mehr. So kann man sich zum Beispiel eine Bio-Milch-Händlerin auf dem Wochenmarkt vorstellen, die den Wochenmarktbesucher*innen Kostproben ihrer Milch gibt und dies mit: »Ich glaube, was wichtig ist, dass man einfach mal merkt, es schmeckt auch besser« kommentiert. Es geht also darum, *vermittels konkreter Erfahrung* (bloßes Wissen oder bloße kognitive Kenntnisnahme reichten nicht aus, so die Unterstellung) *eine anders gelagerte Normalitätsannahme* (*Bio-Milch schmeckt nicht besser*) zu korrigieren. Auf den faktischen Kontext bezogen wird damit unterstellt, dass die korrekturbedürftige Normalitätsannahme darin bestehe, dass »man« einen Marathon *nicht* »finishen« könne und diese sich nur dadurch korrigieren lasse, »dass man einfach mal« merke: man könne das doch. Was kurzum zähle, sei die Erfahrung *einer erfolgreichen öffentlichen Bewährung im Wettkampf*. Es geht also explizit nicht darum, eine Änderung bloß auf der Bewusstseinsebene hervorzurufen; denn dafür hätte es ja bereits ausgereicht, 20 oder 30 Kilometer *im Training* zu laufen; dann wüsste man: prinzipiell könnte man das. Und außerdem führen einem ja die vielen Laufenden ohnehin regelmäßig vor, dass das geht. Das ›Einfach-mal-Merken‹ hingegen schließt jegliches Training nachgerade aus. Daher werden das Training bzw. eine gründliche Vorbereitung, damit verbunden auch etwaige Probeläufe sowie eine gleichsam theoretische Beschäftigung mit dem (Marathon-)Laufen mit der getätigten Äußerung für weniger wichtig erachtet bzw. der sozusagen unmittelbaren Gelingenserfahrung unter realen Wettkampfbedingungen nachgeordnet.

Herr Baumann unterstellt damit folglich, dass es mit dem Marathonlaufen gleichsam erst so richtig losgehe, wenn »man«, und damit natürlich auch er gemerkt habe, dass »man« das könne, wenn also die erste offizielle Bewährungsprobe bestanden sei. Oder anders formuliert: Die ›Marathonkarriere‹ beginnt mit der ersten Marathonteilnahme; man könne trainieren und sich informieren, so viel man möchte, so die Implikation, aber das, worauf es letztlich *wirklich* ankomme, wenn man Marathon laufen möchte, sei zunächst einmal: es »einfach mal« zu tun. Das ist nun objektiv natürlich etwas, das man keinem Laufanfänger und keiner Laufanfängerin empfehlen würde. Ganz im Gegenteil: Gerade dann (aber natürlich auch im Allgemeinen), wenn es eine Grundunsicherheit dahingehend gibt, ob man einen Marathon bewältigen kann, würde man doch vernünftigerweise dazu raten, sich gründlich zu informieren und zu trainieren und gegebenenfalls auch einen medizinischen Check zu machen. Sich »einfach mal« in einen Wettkampf ›stürzen‹, wäre dagegen in einer solchen Situation so ziemlich das Unvernünftigste, was

man tun könnte. Daher kann Herr Baumann dies hier eigentlich nicht wörtlich meinen; zumal es zum einen eben keine Normalitätsvorstellung gibt, der zufolge man einen Marathon nicht finishen könne; vielmehr scheint mir, schaut man sich etwa Laufprosa, Medienberichterstattungen oder Trainingsliteratur zum Laufen an, ganz im Gegenteil die Normalitätsvorstellung zu gelten, dass *prinzipiell* jede(r) Marathon laufen könne, vorausgesetzt er bzw. sie trainiere eben genügend und passe seinen/ihren Lebensstil entsprechend an. Zum anderen hat Herr Baumann bislang aber auch eher den Eindruck hinterlassen, als wäre ihm das Laufen im Allgemeinen und das Marathonlaufen im Speziellen – zumindest, was die Physis angeht – nicht sonderlich schwierigfallen; tatsächlich hat er eher eine gewisse physische Leichtigkeit an den Tag gelegt (»einfach mal einmal rumlaufen«, »einfach mal locker flockig«, »einfach mal mitgelaufen«), sodass es unwahrscheinlich scheint, dass er grundlegend daran gezweifelt hat, rein physisch dazu in der Lage zu sein, einen Marathon zu schaffen. Und schließlich ist er ja auch selbst faktisch keineswegs »einfach mal« einen Marathon gelaufen, sondern hat, wenn auch anscheinend nicht besonders viel bzw. ambitioniert, sich durchaus vorbereitet.

Was schließen wir daraus? Es scheint doch so, dass das ›Einfach-mal-Merken‹ einen Bedeutungsüberschuss transportiert: Meine Erklärung dazu wäre, dass es sich um eine idiosynkratische Wahrnehmung Herrn Baumannes handelt, die damit zusammenhängt, dass er eine Grundmotivation für das (Marathon-)Laufen eben *nicht* mitbringt; man muss die in der interpretierten Äußerung implizierte Vorstellung, man könne einen Marathon nicht finishen, so lesen, dass es dabei eben *nicht um ein physisches Problem* bzw. einen auf seine physische Fähigkeit bezogenen Zweifel, einen Marathon nicht finishen zu können, geht, sondern um ein *motivatorisches, um ein Motivationsproblem*. Herr Baumann gehört *nicht* zu denjenigen, die sich das als eine Art magisches Ziel (formuliert in Anlehnung an Wolfgang Lenzens Buch »Magische Ziele« [2007]) gesetzt und es mit Engagement und Ambition zu erreichen versucht haben. Stattdessen fand er am Marathonlaufen selbst von Beginn an nichts, ist aber aus Gründen des ›Mitlaufens‹ bzw. Dazugehörens dennoch mitgelaufen; und insofern ist seine erste erfolgreiche Marathonbewältigung für ihn subjektiv als der wesentliche Schritt repräsentiert, infolgedessen er zum Marathonlaufen gekommen ist: Die erste Marathonteilnahme hat ihm gezeigt, dass es möglich ist, einen Marathon zu laufen, auch wenn man eigentlich keine Lust darauf hat. Entsprechend spielt die Frage »Möchte ich überhaupt einen Marathon laufen?« in seiner Darstellung erneut keine Rolle; dass es sein muss, ist erneut bereits gesetzt. Und es ist entsprechend auch schon gesetzt, dass es nach dem ersten erfolgreichen Marathonfinish quasi-automatisch weitergeht. Es ist daher auch eben *nicht so*, wie die Analyse der an die soeben interpretierte Äußerung anschließenden Sequenz sogleich zeigen wird, dass die erste Erfahrung des Marathonfinishens zu einer tiefgreifenden Transformation der Motivationsstruktur Herrn Baumannes geführt hat, in dem Sinne, dass er danach seine Begeisterung dafür dann doch

noch entdeckt hätte; vielmehr bleibt seine Haltung zum Marathonlaufen selbst ambivalent; er hat sich diese Praxis nicht angeeignet, hat darin letztlich keine echte Erfüllung gefunden. Was ihn weiter laufen lässt, ist eben nicht das Laufen selbst, sondern es sind die damit verbundenen Effekte auf der sozialen Ebene bzw. der Ebene beruflicher Vernetzung.

Herr Baumann fährt folgendermaßen fort: »Dann hat man irgendwann äh so n Dickkopf auch und weiß, dass man es ja schon mal erreicht hat und dann wird man's auch beim nächsten Mal schaffen«. Der Anschluss lautet also nicht etwa: »Und ich fand das dann so toll im Wettkampf, dass ich es gleich nochmal machen wollte«. Damit hätte Baumann tatsächlich eine tiefgreifende Transformation seiner Motivationsstruktur zum Ausdruck gebracht. Die tatsächliche Äußerung hingegen beginnt mit einer grundlegenden Skepsis in Bezug auf die eigene Laufpraxis. Denn der »Dickkopf« verweist ja auf einen Charakterzug, der strukturell darin besteht, dass die so disponierte Person gegenüber Ratschlägen, Empfehlungen oder Ermahnungen gleichsam notorisch resistent sich zeigt und etwas *trotzdem* macht. Dickköpfige Menschen verfolgen damit auch von vornherein *fragwürdige* Ziele; daher ist Dickköpfigkeit bzw. Dickköpfig-Sein sozial auch negativ konnotiert. Kontrastiv dazu handeln ›Hartnäckige‹ oder ›Ehrgeizige‹ zwar auch gegen Widerstände; aber sie tun es im Hinblick auf je *erstrebenswerte* Ziele, was entsprechend mit einer positiven sozialen Konnotation einhergeht. Herr Baumann versucht hier also tatsächlich seine Motivation zu benennen und damit verbunden zu kennzeichnen, was die Bewährungserfahrung im Kontext seines ersten Marathons mit ihm gemacht hat (»dann hat man irgendwann...«). Aber es gelingt ihm nicht: Weder kann er das Motivationale adäquat artikulieren (es ist auch nicht entsprechend gerahmt), noch kann er, obwohl er es versucht, seine Laufpraxis als durchweg positiv würdigen. Stattdessen drückt sich ihr gegenüber eine ambivalente Haltung durch. Denn mit der Rede vom Erreichen im anschließenden »und weiß, dass man es ja schon mal erreicht hat« ist tatsächlich ein *erstrebenswertes*, positiv besetztes Ziel angesprochen – man kann nicht wohlgeformt davon sprechen, etwas *erreicht* zu haben, wenn es sich objektiv um etwas Banales oder eben Nicht-Erstrebenswertes handelt. Einen Marathon gefinisht zu haben, scheint für Herrn Baumann also tatsächlich motivational positiv besetzt zu sein. Das ist etwas, was ihn, im Gegensatz zum Laufen selbst, zu ›ziehen‹ vermag, und es liegt nahe, dass es an der Anerkennung liegt, die er im Wettkampf und über diesen hinaus dafür bekommen hat. Darin besteht also die Ambivalenz: Das Laufen selbst reizt ihn nicht, er hat in dieser Hinsicht ein Motivationsproblem; hingegen sind der Status als Marathonläufer und die Teilhabe an der Anerkennung, die man als solcher bekommt, für ihn wichtig und in motivationaler Hinsicht eigentlich ausschlaggebend.

Das »schon mal erreicht« ist nun eine in sich merkwürdige Formulierung. Nehmen wir zum Beispiel an, das Ziel bestünde darin, den Mont Blanc (MB) zu besteigen. Wurde der MB bestiegen, so ist dieses Ziel erreicht worden, und damit hat es

sich erledigt. Daher kann man zwar sagen, man habe das »schon erreicht«, aber nicht »schon mal erreicht« (wenn es sich um ein Zwischenziel handelt, geht das, aber das ist hier ja nicht der Fall). Denn Letzteres unterstellt ja, man könnte *ein und dasselbe Ziel* noch einmal erreichen, was allerdings logisch und praktisch unmöglich ist; ein Ziel, das erreicht worden ist, ist nun mal erreicht worden, und alle weiteren Ziele sind *neue Ziele*, selbst dann, wenn man, um im obigen Beispiel zu bleiben, den MB *nochmal* besteigen möchte; das neue Ziel lautet dann eben: den MB *nochmal* zu besteigen. Folglich handelt es sich um eine ungrammatische Formulierung; »schon mal *geschafft*« wäre demgegenüber passend, geht es dabei doch um die Unterbeweisstellung einer *Fähigkeit*, was sich freilich wiederholen lässt und ja auch schon sequenziell naheliegt, weil es zuvor eben genau darum auch ging (»*kann* einen Marathon finishen«) und nicht um Zielerreichung. Insofern scheint es so, als wollte Herr Baumann eigentlich »schon mal geschafft« sagen, wobei ihm jedoch das »erreicht« »dazwischen gerutscht« ist. Es handelt sich also um einen Versprecher; was bedeutet dieser?

Im inneren Kontext betrachtet kann das Ziel für Herrn Baumann nur gewesen sein, zu merken, dass er »einen Marathon finishen« kann. Folglich wird dieses Ziel nun förmlich als ein auf Dauer gestelltes bzw. immer neues Ziel *imaginiert*, so, als wäre jede neue Marathonteilnahme wie die allererste, als wäre es immer wieder die erste Bewährung, die erste Krise und eine Routinisierung unmöglich. Das Ziel wird nie zu einer *Selbstverständlichkeit*. Damit wird das Marathonlaufen aber auch im Grunde nie zu etwas innerlich Identitätsbedeutsamem; es gibt keine Entwicklung, keine neuen Ziele (schneller und/oder weiter laufen, für bestimmte Wettbewerbe qualifizieren usw.). Und warum imaginiert es Herr Baumann so? Das kann nur daran liegen, dass sich ihm jedes Mal eben auch das Motivationsproblem neu stellt. Es geht gerade nicht um die Unterbeweisstellung einer Fähigkeit, auf die er intentionally eigentlich abstellen wollte, aber ihm eben anstelle des »schon mal geschafft« das »schon mal erreicht« unterlaufen ist. Dass dies seine Intention war, sieht man entsprechend auch an der Anschlussäußerung: »und dann wird man's auch beim nächsten Mal schaffen«. Und bezeichnenderweise ist das »nächste Mal« für ihn bereits gesetzt: Sobald der erste Marathon bewältigt wurde, geht es wie automatisch weiter, und dennoch stellt sich die Frage nach der Motivation gleichsam immer wieder aus Neue. Die entscheidende Frage ist immer wieder: »Werde ich mich noch einmal dazu motivieren können, einen Marathon zu laufen?«.

Nach einer Wiederholung der vorherigen Formel in nunmehr etwas varierter und korrigierter Form (»einfach diese äh ähhh dieses Gefühl, ich hab's ja schon mal geschafft, ich werd's auch dieses Mal schaffen«), unterläuft Herrn Baumann sodann ein weiterer motivationsstrukturell instruktiver Versprecher. Er sagt: »Der Marathon wird ja dann im Kopf gewonnen«. Was er *eigentlich* sagen wollte, scheint klar, nämlich: »Der Marathon wird ja dann im Kopf entschieden«. Hierbei handelt es sich um eine in Sportkontexten gebräuchliche Redeweise (»Das Fußballspiel/das Ren-

nen wird im Kopf entschieden«), mit der im übertragenen Sinne zum Ausdruck gebracht wird, dass das Entscheidende auf der mentalen Ebene stattfindet; was zählt, ist die jeweilige Einstellung bzw. Haltung, nicht die körperliche Konstitution. Mit »im Kopf gewonnen« unterläuft Herrn Baumann hingegen ein erneuter Versprecher, denn zuvor ging es ihm ja noch ausdrücklich bloß ums Finishen, zumal er mit seiner tendenziell unterdurchschnittlichen Marathonzeit von rund 4:30 Stunden offenkundig auch objektiv eindeutig kein Anwärter auf einen der vorderen Plätze ist. Einen Marathon zu gewinnen, liegt also nicht nur außerhalb seiner expliziten Ambition, sondern auch schlicht außerhalb seiner Leistungsfähigkeit.

Insofern müssen wir darauf schließen, dass es sich wieder um eine Phantasie handelt, die sich hier durchdrückt, genauer gesagt: um eine Größenphantasie. Herr Baumann imaginiert das Finishen als Sieg; faktisch kommt er vielleicht irgendwo am unteren Ende des Mittelfeldes ins Ziel, aber »im Kopf« gewinnt er wörtlich genommen immer. Nicht nur ist es also immer wieder die erste Bewährung, die erste Bewährung ist vielmehr auch immer gleich ein Sieg. Das nun ist freilich ein größtmöglicher Kontrast zum Finishen und auch zum Mitlaufen. Im Grunde imaginiert sich Herr Baumann damit als Überflieger, der gleich beim ersten Marathonwettkampf einen Sieg erläuft. Das, was er also faktisch nicht ist, ist er in seiner Phantasie und das, was er ist, ist er in seiner Phantasie nicht. Folglich liegt es nahe, dass die Gewinnphantasie als Größenphantasie das Mitlaufen bzw. die Faktizität kompensiert: Während das Mitlaufen auf eine Autonomieproblematik auf persönlichkeitsstruktureller Ebene verweist und die faktische Leistungsfähigkeit des Interviewees sich im unteren Mittelfeld bewegt, scheint er sich in seiner Phantasie als ›Siegertyp‹ zu imaginieren. Mit anderen Worten: Die Größenphantasie ermöglicht es ihm weiterzulaufen, obwohl er objektiv offenkundig weder ein Überflieger ist noch überhaupt eine innere Bindung zum (Marathon-)Laufen als solchem hat. Kurz: Faktisch siegt er nur über sich selbst, indem er sich zu etwas zwingt, was ihm offenkundig keinen Spaß macht.

Darüber hinaus ist festzuhalten, dass die Gewinnphantasie zwar auch eine starke Leistungs- bzw. Erfolgs- und Konkurrenzorientierung zum Ausdruck bringt, diese jedoch eben nur latent verbleibt und Herr Baumann letztlich auch dazu keine klare Haltung einnehmen kann. Vor dem Hintergrund seiner herausgehobenen beruflichen Position, des beruflichen Milieus, dem er angehört und seines Ausbildungshintergrundes verwundert dies freilich sehr, hätte man doch gerade bei jemandem wie ihm damit gerechnet, dass eine starke Leistungsorientierung nicht nur vorhanden ist, sondern auch gleichsam offensiv bzw. bereitwillig nach außen getragen und repräsentiert wird, nach dem Motto: »Ich bin einfach ein sehr leistungsorientierter Mensch«. Genau das jedoch scheint nicht der Fall zu sein; Herr Baumann scheint vielmehr auch dazu eine eher ambivalente Haltung zu haben bzw. sich nicht vollständig als besonders leistungsorientierter Mensch identifizieren zu können. Wir

werden nun noch einen (flüchtigen) Blick darauf werfen, wie es direkt nach der eben interpretierten Passage weitergeht:

U. Baumann: da gibt's auch Situationen, wenn man dann sacht »jaa warum tut man sich das an« äh sonntagsmorgens irgendwie um sieben Uhr aufzustehen, irgendwie <holt Luft> äh mitunter auch im Herbst bei bei ähhm äh sehr kaltem Wetter //mhm// oder dann mitten im Regen irgendwie durch n- durch die Städte laufen äh damals in München war das ähhhhh war das irgendwie der falsche Sport für die Stadt. Da war kaum jemand an der Strecke. Nicht wie in Berlin, wie in Hamburg oder so //mhm// ähm da sacht man auch »warum tut man sich das eigentlich an?«

Zum einen sieht man schnell, dass sich die ambivalente Haltung zum Laufen reproduziert: »warum tut man sich das an«. Es wird erneut deutlich, dass Herr Baumann keine Grundmotivation fürs (Marathon-)Laufen an sich mitbringt. Und auch die Ambivalenz in Bezug auf seine Leistungsorientierung reproduziert sich. Schließlich würde jemand, der klar in hohem Maße leistungsorientiert und von der Sache selbst her motiviert ist und eben weiß, »warum er sich das antut«, sich genau das niemals fragen. Viel eher würde doch die Herausforderung betont werden, nach dem Motto: »Da braucht man viel Disziplin, Ehrgeiz und Durchhaltevermögen«. Entsprechend würden auch das kalte Wetter oder der Regen eher nicht als Hindernisse dargestellt, sondern wiederum als Herausforderungen, an denen »man wächst« bzw. »wachsen kann«, ganz im Sinne des Spruchs: »Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung«. Offensichtlich jedoch kann sich Herr Baumann mit all dem nicht identifizieren; für ihn ist es eine Plage; eine Plage gleichwohl, der er, und auch das reproduziert sich ebenfalls weiterhin, förmlich machtlos ausgeliefert ist. Denn die Frage »warum tut man sich das an« stellt er sich in seiner Darstellung ja *in der jeweiligen Situation*, während er also *trotzdem* bereits läuft.

Mit »damals in München« wird sodann eine weitere negativ besetzte Situation angekündigt, die auf Herrn Baumann wohl besonders demotivierend gewirkt hat und ihm daher in Erinnerung geblieben ist: »da war kaum jemand an der Strecke«. Mit anderen Worten: Das Demotivierende bzw. negativ Besetzte bestand darin, dass *die Bühne gefehlt hat*. Von hieraus erklärt sich dann auch »der falsche Sport für die Stadt«: Damit ist unterstellt, dass die Münchner*innen kein Interesse am Marathon gehabt hätten und der kehrseitig ›richtige Sport‹ für sie ein anderer gewesen wäre, nach dem Motto: »Hätte ich das gewusst, wäre ich nicht Marathon gelaufen, sondern hätte Fußball gespielt«. Entscheidend ist nicht die Aktivität, sondern die Frage, was anerkannt und gefragt ist, ja worin man eben *gebraucht* wird. Mit dem Resümee »da sacht man auch ›warum tut man sich das eigentlich an?« wiederholt Herr Baumann schließlich sein Motivationsproblem, das wiederum in der Situation ›aufpoppt‹. Damit ist klar, dass der Bühnenaspekt eine wichtige motivationale Rolle für

Herrn Baumann spielt, und es liegt auf der Hand, warum das so ist: Ohne die direkte öffentliche Anerkennung reduziert sich die Laufpraxis eben vor allem auf das bloße für und gegen sich Laufen – auf alles das kurzum, was Herrn Baumann motivational gerade nicht zu fesseln vermag, weil es ihm vielmehr um Zugehörigkeit geht.

Wir wollen an dieser Stelle einen Punkt machen und uns im nächsten Abschnitt insbesondere der Frage nach dem Verhältnis von Marathonlaufen und beruflicher Praxis Herrn Baumanns zuwenden. Bisher ist deutlich geworden, dass der Kern seiner latenten Motivationsstruktur im Mitlaufen besteht; worum es Herrn Baumann eigentlich geht, ist das Dazugehören und Anerkannt-Werden, und zwar nicht nur als Teil der Marathon-Community, sondern darüber auch als Teil eines internationalen Businessmilieus, wozu im Übrigen ja auch gut passt, dass Marathonläufe in Großstädten auf der ganzen Welt stattfinden und viele Marathonlaufende entsprechend auch viel reisen, um an Wettkämpfen teilzunehmen, wie etwa Musiker*innen gleichsam, die »auf Tour« gehen. Am (Marathon-)Laufen als solchem hat Herr Baumann hingegen nichts; er hat sich diese Praxis nicht angeeignet, sodass deren Identitätsbedeutsamkeit bis zum Interviewzeitpunkt letztlich eine bloß äußere verblieben ist, weil das eigentlich Motivierende sozusagen außerhalb der Laufpraxis selbst liegt. Und die grundlegende Positionslosigkeit ist eine Folge bzw. ein konstitutiver Aspekt des Mitlaufens, denn das Mitlaufen verlangt geradezu, sich nicht an eine Sache zu binden; entscheidend sind eben das Dazugehören und die Anerkennung. Entsprechend kann man sich auch nicht zur Positionslosigkeit bekennen, wäre damit doch eine Abweisung von Autonomiefähigkeit verbunden, was es wiederum grundsätzlich erschwert, Position zu beziehen bzw. über Motivation überhaupt zu sprechen. Möglicherweise kompensiert die Größenphantasie Herrn Baumans denn auch genau diesen Umstand.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Motivationsstruktur Herrn Baumans in typologischer Hinsicht von der Herrn Greipels unterscheiden: Denn auf den ersten Blick könnte man ja sagen, dass auch Herr Greipel bloß mitläuft, weil es ihm schließlich irgendwo auch um Zugehörigkeit und Anerkennung geht. Gleichwohl fehlt bei ihm die Ambivalenz und dominiert die Inszenierungslogik; zudem bezieht er das Laufen explizit funktional auf den Beruf. Er ist eben jemand, der sich das Marathonlaufen als einen ›Sport der Eliten‹ ohne Probleme ›auf die Fahne‹ schreiben kann; ihm geht es darum, sich damit als außergewöhnlich darzustellen und damit auch Erfolg zu haben. Dies ist Herr Baumann nicht möglich: Er kann damit weder angeben, noch geht es ihm um Selbstinszenierung. Während es Herrn Greipel zuvorderst um etwas geht, was man als Image-Work bezeichnen könnte, möchte Herr Baumann vielmehr direkte soziale Anerkennung durch konkrete Gegenüber erfahren und damit zu einer konkreten Gruppe gehören; deswegen waren es immer konkrete Personen, mit denen er mitgelaufen ist und deswegen hat ihm auch das Publikum an der Strecke in München gefehlt. Das Marathonlaufen ermöglicht ihm

Zugehörigkeit, in Folge derer er sich als gebaucht fühlen und seine, wie mir scheint, genau auf dieses Element bezogene Bewährungsfigur insofern gleichsam ausleben kann; Herr Greipel hingegen möchte schlicht als großartig gelten.

c) (Marathon-)Laufen und berufliche Praxis

I: Gut, und ähm wie sieht es mit der Leistungsfähigkeit aus ähm würden Sie sagen, da gibt es für Sie irgendwie einen Zusammenhang, vielleicht irgendwie von der Persönlichkeit her, dass Sie sagen, ich bin besonders leistungsorientiert und ähm dass das irgendwie auch etwas mit dem Marathonlaufen zu tun hat generell o- oder ähm?

An dieser Interviewstelle wird vom Interviewer ein neues Thema eingeläutet, das zunächst mit »Leistungsfähigkeit« überschrieben ist. Damit wird die Frage »Was kann der Interviewee leisten?« fokussiert, sein Leistungsvermögen kurzum. Gleichwohl zeigt sich sodann, dass es dem Interviewer eigentlich um etwas anderes geht, um die *Leistungsorientierung* nämlich. Und die damit verbundene Aufforderung (»würden Sie sagen...«) an Herrn Baumann ist, sich dazu zu verhalten, ob bzw. inwieweit er zum einen »von der Persönlichkeit her« – also im Sinne einer Charaktereigenschaft – sich als »besonders leistungsorientiert« einschätzen würde und zum anderen, ob bzw. inwieweit diese besondere Leistungsorientierung in einer Beziehung zu seiner Marathonpraxis steht. Beide Stränge muss er in seiner Antwort bedienen.

Herr Baumann ist damit nun freilich vor eine recht große Aufgabe gestellt, denn er kann jetzt nicht mehr auf eine biographische Erzählung ausweichen, sondern muss die eingeführte Thematik auf einer quasi-theoretischen Ebene bearbeiten. Im Grunde wird er hier mehr oder weniger direkt mit der Motivationsfrage konfrontiert. Vor dem Hintergrund der bisherigen Interpretation ist man von daher nun gespannt, wie er damit umgeht, hat er es doch bisher eher vermieden, direkt über seine Motivation zu sprechen und eine ambivalente Haltung zum Laufen und zu seiner Leistungsorientierung zum Ausdruck gebracht. Er beginnt seine Antwort folgendermaßen:

U. Baumann: Glaub ich schon //mhm//, glaub ich schon ähm (.) <schluckt> und zwar warum?

Zunächst fällt auf, dass Herr Baumann keine Sekunde zögert oder »schwimmt«. Das »Glaub ich schon« kommt prompt. Zugleich heißt es aber auch nicht etwa: »ja, das ist so«. Damit wäre auf Basis einer bereits gewonnenen Erkenntnis über sich selbst eine explizite Zustimmung zur Interviewerfrage zum Ausdruck gebracht. Das »glaub ich schon« ist in dieser Hinsicht reservierter: Zum einen fehlt das Moment der expli-

ziten Zustimmung; es ist nicht: »Ja, glaub ich schon«. Und zum anderen impliziert die spezifische Formulierung ein verhalten-defensives Moment. Wenn zum Beispiel ein Therapeut seinen Klienten fragt: »Würden Sie sagen, Sie sind ein guter Vater?« und der Klient mit »glaub ich schon« antwortet, dann reagiert dieser defensiv auf den in der Frage implizierten Zweifel, es könnte unter Umständen anders sein. Zugleich bleibt diese Reaktion aber verhalten; es ist nicht: »Ja, auf jeden Fall, was unterstellen Sie mir?«. Zwar handelt es sich beim *Glauben* um eine gereifte Überzeugung (etwas lediglich Hypothetisches wäre mit »denke ich schon« angezeigt), was im Übrigen auch einen bereits erfolgten Reflexionsprozess voraussetzt, aber es ist eben kein *Wissen*; es bleibt offen, ob die Überzeugung der Realität entspricht. Das ist auch beim »ich glaube schon« der Fall, allerdings würde das des defensiven Moments entbehren: »Fängt das Konzert heute um 20 Uhr an?«. Antwort: »Ich glaube schon«. Hier stellt das »schon« lediglich eine Bestätigung der zuvor geäußerten Vermutung des/der Fragenden dar.

Herr Baumann stimmt also zum einen dem Interviewer zu und bestätigt, dass er besonders leistungsorientiert ist; zum anderen bestätigt er aber auch, dass es von da aus einen Zusammenhang zum Marathonlaufen gibt; anderenfalls müsste er es noch spezifizieren. Gleichwohl ist die Art und Weise der Bestätigung eine bloß verhalten-defensive. Zwar kontert Herr Baumann den in der Frage enthaltenen Zweifel und kommuniziert damit, dass es ihm wichtig ist, dies gleichsam zu Protokoll zu geben; aber er hängt das zugleich nicht »an die große Glocke« bzw. vertritt es nicht besonders entschieden; ja, im Grunde mutet seine Reaktion eher bescheiden und aufgrund des Weglassens einer expliziten Bestätigung geradezu eingeständnis- bzw. bekenntnishaft an, nach dem Motto: »Ich gebe es ungern zu, aber es ist so«. Daraus können wir sagen, dass sich hier die Ambivalenz Herrn Baumannes gegenüber seiner Leistungsorientierung reproduziert: Er kann sich das nicht »auf die Fahne« schreiben und eine positive Haltung dazu einnehmen, was, wie schon erwähnt, angesichts seines Ausbildungshintergrundes, des beruflichen Milieus, dem er angehört und der hohen beruflichen Position, die er bekleidet, sehr erklärbungsbedürftig erscheint, würde man doch zumindest erwarten, dass er keine Reserviertheit in Bezug auf ein besonderes Leistungsstreben hat und da auch in der Außendarstellung gleichsam hinter steht, zumal er ja objektiv nun mal Marathon läuft und Manager ist. Beides kann er letztlich nicht positiv vertreten.

In jedem Fall gibt es nun Erläuterungsbedarf. Herr Baumann muss darauf eingehen, was es mit seiner Leistungsorientierung auf sich hat und in welcher Beziehung diese zu seiner (Marathon-)Laufpraxis steht. Doch offensichtlich kommt das nicht sofort: Herr Baumann wiederholt das »glaub ich schon«, was seine Bestätigung bekräftigt, zugleich jedoch anzeigt, dass er Probleme hat, das weiter auszuführen, was sich im Anschluss auch bestätigt: er muss sich sortieren, pausiert und schluckt. Das kann nun nicht einfach damit zu tun haben, dass ihm die zugrundeliegende Thematik nicht vor Augen steht. Denn er hat ja zuvor schon signalisiert, dass

ein Reflexionsprozess bereits erfolgt sei. Daher kann es sich nur um ein Formulierungsproblem handeln: Er weiß nicht, wie er es ausdrücken soll bzw. hat Schwierigkeiten, offen darüber zu sprechen. Anders gesagt: Er hat Schwierigkeiten, offen über seine Motivation zu sprechen, womit es sich letztlich reproduziert, dass dies bei ihm regelrecht widerstandsbehaftet ist.

Der Anschluss »und zwar warum?« bezieht sich nun *nicht* auf den Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsstruktur und Marathonlaufen, sondern auf das »glaube ich schon«; anderenfalls hätte es ja »und zwar wie?« heißen müssen, also bezogen auf die Frage: »wie sieht der Zusammenhang aus?«. Insofern stellt sich Herr Baumann die Frage: »warum glaube ich das?«. Dies nun hebt sein Formulierungsproblem auf eine gleichsam höhere Stufe: Offenbar kann er seine Überzeugung nicht einfach erläutern und verkörpern (»Also klar, ich bin einfach sehr leistungsorientiert, war ich schon immer, deshalb habe ich ja auch den Job hier, und das Marathonlaufen ist da eine gute Ergänzung«); vielmehr sucht er jetzt regelrecht nach einer *Erklärung* dafür, im Sinne einer Rekonstruktion. Er hat die Gewissheit, dass er besonders leistungsorientiert ist und dass dies mit seiner Marathonpraxis zusammenhängt, aber das reicht ihm nicht aus; er ›beugt‹ sich somit förmlich über sich, macht seine Gewissheit zu einem Rätsel. Freilich ist er von der Interviewerfrage her auch aufgefordert worden, auf einer gleichsam theoretischen Ebene über seine Leistungsorientierung und deren Bezug zu seiner Laufpraxis zu sprechen; aber darauf bezieht sich »und zwar warum«, wie gesagt, nicht. Und außerdem bestand die Aufforderung ja primär darin, sich dazu zu verhalten, aber nicht, das auch gleichsam selbstrekonstruktiv zu begründen. Zugleich inszeniert Herr Baumann mit der Frage in der konkreten Situation Souveränität, als müsste er es nur noch ausführen (»und zwar«), wobei ja klar ist, dass er das nicht ohne weiteres kann. Er hätte ja auch »hm, warum eigentlich?« sagen und sein Formulierungsproblem auf diese Weise nicht kaschieren, sondern authentisch verkörpern können oder hätte auch die Möglichkeit gehabt, mit seinen Ausführungen umstandslos zu beginnen, ohne eine explizite Rahmung. Es handelt sich daher auch nicht um eine rhetorische Frage, denn diese würde unterstellen, dass das sodann zu Explizierende allen Beteiligten zumindest im Prinzip klar sei, was im vorliegenden Kontext aber nicht der Fall ist.

Herr Baumann tritt hier also im Grunde wie ein Theoretiker seiner selbst auf – eine Figur, die ein Stück weit an den Interviewanfang erinnert (»wie bin ich zum Laufen gekommen? [...] wahrscheinlich [...] über die Leichtathletik«) und auch in diesem Kontext eine ähnliche ›Funktion‹ zu erfüllen scheint: Anstatt sich zu seiner Motivation einfach zu verhalten und seine Leistungsorientierung und deren Bezüge zum Marathonlaufen positiv zu vertreten bzw. sich dazu überhaupt klar zu positionieren, begibt sich Herr Baumann sozusagen erneut ›ins Krähennest‹ und wird zum vermeintlich unbeteiligten Beobachter, der gleichsam bloß Hypothesen über

sich selbst anstellt, aber nicht als autonome Person Stellung bezieht. Und das geht auch so weiter:

U. Baumann: Ähm man muss sich für einen Marathon oder sollte sich zumindest ähm äh regel- äh regelmäßig äh fffffür vorbereiten. Das bedarf ner gewissen Disziplin eben auch bei schlechtem Wetter rauszugehen, ja? Wenn man sacht »ich kann eben nur am Wochenende trainieren« ähm ja und wenn's regnet, dann dann äh geht man auch bei Wind und Wetter laufen, das ergibt sich irgendwann äh wenn man läuft ja? Äh irgendwann ist man eh nassgeschwitzt, wenn dann noch Regen dazu kommt //mhm//, ist auch egal. Äh man muss sich am Anfang n bisschen überwinden ähm man muss sich durchbeißen, man braucht Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin

Wir können nun schneller interpretieren. Man sieht, dass er gleichsam immer weiter wegdriftet von einer autonomen Positionierung. Erneut wird durchweg das distanzierte »man« verwendet; es bleibt bei einer Selbstbeobachtungsperspektive. Entsprechend ist die Begründungslogik subsumтив: Herr Baumann argumentiert nicht etwa, dass er eine leistungsorientierte Persönlichkeit sei und dass dies mit den Anforderungen, die das Marathonlaufen mit sich bringe, korrespondiere, sondern er dreht das Ganze deduktiv um, nach dem Motto: »Mit dem Marathon sind diese und jene Anforderungen verbunden. Dafür benötigt man bestimmte Eigenschaften/Fähigkeiten. Ich laufe Marathon. Also bringe ich diese Eigenschaften/Fähigkeiten mit«. Mit anderen Worten: Sein faktisches Marathonengagement dient Baumann als Beleg dafür, dass er über bestimmte leistungsbezogene Eigenschaften verfügt, aber an keiner Stelle sagt er: »Ich bin das«. Mit »das ergibt sich irgendwann äh wenn man läuft« mündet er vielmehr wieder in einen Automatismus, den er seiner Darstellung zufolge, während er bereits läuft, bloß registrieren, nicht aber kontrollieren kann.

Herr Baumann kann sich – entgegen seiner Intention – also nicht positiv mit seiner Leistungsorientierung identifizieren. Zugleich gibt es aber auch keine explizite Distanzierung davon; es ist eben eine innere Ambivalenz. Davon ab stellt sich aber auch die Frage, inwieweit es bei dem von ihm Benannten überhaupt um eine besondere Leistungsorientierung geht. Jedenfalls betont er mit dem Rekurs auf »Disziplin« lediglich die *Aufwandsseite* von Leistung; die Rede ist nicht etwa davon, besser zu sein als andere – oder zumindest als man selbst; es geht auch nicht darum, seine »Grenzen zu erweitern« oder Ähnliches. Es geht, salopp gesagt, lediglich ums Einsticken, ums Erleiden, wobei letztlich eben auch das nicht als etwas zum Ausdruck gebracht ist, was den Interviewee in irgendeiner Form ›zieht‹ und ans Laufen bindet, nach dem Motto: »Das ist halt das, was ich gut kann. Es reizt mich, mich selbst zu überwinden, durchzuhalten« etc. Und davon ab ist die Betonung des Disziplinierungsmomentes selbst eine reservierte: Aus »man muss sich für einen Ma-

rathon [...] regelmäßig [...] vorbereiten«, wird bloß »sollte sich zumindest [...].«. Weder ist es also etwas Zwingendes, noch ist es etwas, dem er selbst in seiner Praxis entspricht. Und überhaupt ist »regelmäßig vorbereiten« im Grunde ziemlich banal; sich regelmäßig vorbereiten muss man sich im Grunde schon für den allwöchentlichen Spieletabend. Stattdessen hätte man doch erwartet, dass eher so etwas kommt wie, dass man »hart trainieren« oder »hart arbeiten« müsse; das hätte wenigstens das Arbeitsmoment positiv hervorgehoben. Und auch das »gewissen Disziplin« ist bereits stark relativierend; es mutet eher wie »ein bisschen dranbleiben« an. Das reproduziert sich dann auch im »man muss sich *n* bisschen überwinden«. Kurz: Herr Baumann »stochert« wieder »im Nebel«.

Gleichwohl wird er sodann fündig: Mit »man muss sich durchbeißen, man braucht Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin« findet er eine Formel, welche immerhin die Leistungsethik des Erleidens deutlich hervorkehrt. Allerdings ist es weiterhin nicht als Begründung formuliert, Marathon zu laufen bzw. von Herrn Baumann nicht explizit als etwas zum Ausdruck gebracht, über das *er* verfügt und was *ihn* motiviert. Es bleibt eben bloß ein tatsächliches Erleiden.

Das ist – um das nochmal herauszustellen – ein anderes Erleiden, als wenn jemand Marathon läuft und sich überwinden muss und Schmerzen in Kauf nimmt, alles das jedoch zugleich auch als eine erstrebenswerte Herausforderung rahmt und sich als Leistung positiv zurechnet. Diese Struktur haben wir ja tatsächlich in den anderen beiden Fällen gut sehen können: Sowohl Herr Gerken als auch Herr Greipel konnten sich das Erleiden positiv als Leistung zurechnen und als eine Herausforderung rahmen, der sie grundsätzlich positiv gegenüber stehen, auch wenn das Laufen als solches auch für sie keine Leidenschaft war. Für Herrn Baumann hingegen ist es nicht nur keine Leidenschaft, sondern er kann allem Anschein nach auch dem *Erleiden als Herausforderung* nicht viel abgewinnen; das Erleiden ist wirklich nur ein Erleiden.

Schauen wir uns noch an, wie Herr Baumann seine Ausführungen zum Abschluss bringt. Es geht zunächst weiter mit:

U. Baumann: und das sind sicherlich auch Eigenschaften, die man im Management braucht () um sich da durchzubeißen mh man weiß ganz genau ja ähm es gibt auch mal Rückschläge, wenn man irgendwie Projekte bearbeitet, für eigene Ideen kämpft ähm <holt Luft> Koalitionen bilden muss, auch mal Sachen durchboxen muss

Vom inneren Kontext her etwas überraschend, wechselt jetzt der Sachbezug auf das Management. Natürlich lautet das Hauptthema des Interviews »Marathon und Arbeit«; nichtsdestotrotz ging es an der konkreten Sequenzstelle ja aber eigentlich um die Frage, ob Herr Baumann sich als leistungsorientiert versteht und ob bzw. wie dies möglicherweise mit seiner Marathonpraxis zusammenhängt. Insofern kann

man daraus schließen, dass er dadurch weiterhin seine Persönlichkeit gleichsam ausklammert; es reproduziert sich die Argumentationslogik, nicht etwa erst von seiner Persönlichkeit auszugehen (»Wie bin ich? Und wie passt das zum Marathonlaufen und zu meinem Beruf?«), sondern umgekehrt von der jeweiligen Praxis auf sich zu deduzieren (»Ich laufe Marathon und bin Manager, also bin ich leistungsorientiert usw.«).

Besonders interessant ist nun Herrn Baumans Deutung managementtypischer Persönlichkeitseigenschaften. Denn »Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin« sind objektiv betrachtet tatsächlich genau das nicht: managementtypisch. Natürlich ist es immer irgendwo gut, auch über solche Eigenschaften zu verfügen. Aber das gilt im Grunde für alle Berufe und ist nichts Managementtypisches. Dasselbe gilt auch für das Durchbeißen; das ist nicht das, was den Manager*innen-Beruf im Kern ausmacht. Gemeinsam ist all diesen Eigenschaften, dass sie nicht etwa auf Handlungsmöglichkeiten abstellen, sondern umgekehrt in besonderer Weise auf Restriktionen bzw. Widerstände fokussiert sind; es geht um widrige Umstände, die man nicht gestalten kann und daher aushalten muss. So spricht man vom Sich-Durchbeißen etwa in Situationen, in den es darum geht, Schmerzen auszuhalten: »Auf den letzten Metern musste ich mich durchbeißen, da habe ich Krämpfe bekommen«, könnte eben ein Sportler/eine Sportlerin sagen. »Durchbeißen« bedeutet: Alles ›prasselt‹ gleichsam auf einen ein, und man ist nur noch damit beschäftigt, sich zu verteidigen und standzuhalten; es ist nichts Progressives, nichts Zukunftsgewandtes – es ist eben bloßes Aushalten und Erleiden. Was hingegen im Management tatsächlich an Persönlichkeitseigenschaften erforderlich ist, sind vor allem Gestaltungs- und Entscheidungsfreude, Überzeugungsvermögen und Durchsetzungsfähigkeit, kurz: ist alles das, was eben zukunftsgewandt und progressiv ist, ist mit anderen Worten alles, was Herr Baumann nicht nur nicht für managementtypisch erachtet, sondern eben auch selbst nicht mitbringt. Hinzu kommt außerdem, dass selbst die ›Erleidens-Eigenschaften von Herrn Baumann – gerade vor dem Hintergrund seiner faktischen beruflichen Position – doch ziemlich unsouverän vorgetragen werden (»sind sicherlich...«); denn schließlich ist das doch sein ›täglich Brot‹. Wer, wenn nicht jemand wie er, sollte genau wissen, was man im Management für Eigenschaften braucht?

Diese Unsouveränität setzt sich entsprechend weiter fort: So sind »Rückschläge« sehr allgemein; auch sie gibt es in allen Berufen, während es einer besonderen Fähigkeit, mit diesen umzugehen, nicht bedarf; das man das kann, kann für normalsozialisierte Erwachsene als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Des Weiteren sind »Projekte« etwas, das von Manager*innen der ihnen zuschreibbaren idealtypischen Haltung nach gerade nicht »bearbeitet«, sondern »initiiert«, »eingeworben«, »vorangetrieben«, »entwickelt« usf. wird. Vielmehr lassen Manager*innen Projekte bearbeiten. Herr Baumann hingegen nimmt hier de facto eine subalterne Position, eine Mitarbeiter-, nicht aber eine Vorgesetztenperspektive ein. Das zieht sich auch im

»für eigene Ideen kämpft, [...] Koalitionen bilden muss, auch mal Sachen durchboxen muss« durch: Nicht etwa hat er dieser Deutung nach einen bestimmten Gestaltungsraum *qua seiner Position*, sondern er muss sich diesen förmlich erst erkämpfen; eigentlich muss er ja »Ideen« durchsetzen, entwickeln, muss Mitarbeitende anweisen usw. Es reproduziert sich kurzum, dass er die beruflichen Strukturen, in die er mit seiner beruflichen Position eingelassen ist, als restriktiv bzw. restriktiv deutet und nicht den Eindruck erweckt, dass er in seiner Position ein Gestaltender ist und damit verbunden seine Berufspraxis mit Souveränität beherrscht. Inwiefern diese Wahrnehmung seinen tatsächlichen Arbeitsbedingungen oder aber seiner Fallspezifik geschuldet ist, lässt sich indes noch nicht sicher beurteilen; jedenfalls übt er keine Kritik an seinen Arbeitsbedingungen, was darauf schließen lässt, dass sie ihm zumindest nicht abweichend vorkommen und sich mit seinen Vorstellungen über die Tätigkeit von Manager*innen decken. Manager*innen-Sein bedeutet: Erleiden. Jedenfalls kann man sich eigentlich nicht vorstellen, dass es ausschließlich an seinen Arbeitsbedingungen liegt, denn in seiner Position kann er ja Gestaltungsmacht – eben *qua* dieser Position – objektiv beanspruchen, und man würde erwarten, dass jemand, der/die diese Gestaltungsmacht auch nutzen möchte, sie im Falle etwaiger Restriktionen auch offensiv einzufordern und deutliche Kritik an etwaigen Verhinderungsstrukturen zu üben, bereit wäre. Das ist bei Baumann aber nicht erkennbar.

U. Baumann: ähm das sind alles Themen im Marathon man weiß ganz genau, es gibt den toten Punkt, esss kommt irgendwann der Mann mit dem Hammer //mhm// <holt Luft> ähm dort (.) MMarathon-Qualitäten zu haben glaube ich ist äh ssinnvoll, weil man weiß, man kann sich durchsetzen m- ähm man kann auch mal ne Durchs- äh ne Durststrecke <holt Luft> ähm durchlaufen durchstehen ähm das ist was anderes, als beim Sprint //mhm//

Nun geht es vom Management wieder zurück zum Marathon. Die Unterstellung ist klar: Es gibt ein Passungsverhältnis. Entsprechend zieht sich die Logik des Erleidens weiter durch: »es gibt den toten Punkt, esss kommt irgendwann der Mann mit dem Hammer«, das heißt insofern auch: er kommt auch im Beruf. Dass Herr Baumann hier ausgerechnet die in Kapitel 2.7 interpretierte Metapher vom »Mann mit dem Hammer« rezitiert, macht dabei noch einmal deutlich, dass Marathonlaufen für ihn wie selbstverständlich primär mit Selbstunterwerfung und Erleiden verbunden ist. »Dem Mann mit dem Hammer standhalten« – das ist für ihn die Kernherausforderung dabei; zugleich ist es aber auch ein Strukturmerkmal des nicht-sportlichen Marathonlaufens.

Interessanterweise sagt er anschließend: »MMarathon-Qualitäten zu haben glaube ich ist äh ssinnvoll«. Die Rede von »Marathon-Qualitäten« verweist dabei darauf, dass dieser Aspekt bei ihm positiv besetzt ist (ähnlich wie bei »Führungsqualitäten« oder »Nehmerqualitäten«), wobei er sich implizit eben auch als jemand

zu verstehen scheint, der über diese Qualitäten verfügt (»weil man weiß...«). Explizit bekennt er sich aber nicht dazu. Mit dem Verweis darauf, dass es »sinnvoll« sei, über solche Eigenschaften zu verfügen, bekommt seine Argumentationslogik sodann einen funktionalen Drift: Es sei nachgerade vernünftig, darüber zu verfügen, so die Unterstellung. Gleichwohl zeigt sich im Anschluss, dass es hier nicht um eine *allgemeine* Funktionalität des Marathonlaufens fürs Management geht, sondern um eine *individuelle*: »weil man weiß, man kann sich durchsetzen«. Das heißt: *Für ihn* ist es sinnvoll, darüber zu verfügen.

Denn »durchsetzen« muss man sich eben nicht im nicht-sportlichen Marathon, da muss man durchhalten. Im Management hingegen muss man tatsächlich genau das: sich durchsetzen. Und genau das ist es, was Herr Baumann vorher nicht benannt hat; er sprach ja lediglich vom Durchbeißen sowie von »Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin«. Kurzum: Sich-durchsetzen-Können ist das, was ihm fehlt; er kann das nicht. Und die mit dem Marathonlaufen erworbenen Marathon-Qualitäten sollen das anscheinend irgendwie kompensieren; in dieser Hinsicht sind sie »sinnvoll«. Allerdings geht es Herrn Baumann wohl nicht darum, eine Erfahrung des Sich-Durchsetzens zu machen, sondern darum, ein Bewusstsein (»weil man weiß...«) davon zu erlangen, dass er das prinzipiell kann. Das Problem, das er hier implizit artikuliert, besteht also darin, dass ihm das *Selbstbewusstsein* in Bezug auf das Sich-Durchsetzen-Können fehlt. Das Selbstbewusstsein ist entweder situativ gefährdet oder generell schwach ausgeprägt – oder beides zusammen.

Vor diesem Hintergrund stellt das Marathonlaufen natürlich ein sozusagen prekäres Surrogat dar. Denn es ›passt‹ eigentlich nicht zu seinem Problem: Beim nicht-sportlichen Marathonlaufen geht es, wie gesagt, ums Durchhalten und nicht ums Sich-Durchsetzen. Herr Baumann hingegen benötigt im Grunde *Siegesgewissheit*, er müsste also um den Sieg oder zumindest um die vorderen Plätze mitlaufen respektive an einer *genuin sportlichen* Aktivität partizipieren, in der sich die Frage nach Sieg und Niederlage in jedem Wettkampf stellt. Von hier aus betrachtet wird die psychische Funktion seiner oben rekonstruierten Gewinnphantasie meines Erachtens besonders deutlich: In ihr kommt sein Problem zum Ausdruck, in Bezug auf seine Durchsetzungsfähigkeit grundsätzlich unsicher zu sein und dies mit dem Marathonlaufen eigentlich nicht wirklich kompensieren zu können; es handelt sich also um eine Art Kompensationsillusion. Der einzige, gegen den er sich beim Marathon durchsetzt, bleibt er selbst. Vor dem Hintergrund der Struktur des Mitlaufens, der damit verbundenen Positionslosigkeit und des Wunsches nach Zugehörigkeit und Anerkennung verwundert dieses Durchsetzungs- bzw. Selbstbewusstseinsproblem letztlich aber nicht, denn schließlich sind Selbstbewusstsein und Durchsetzungsfähigkeit ohne klare Positionierung nicht zu haben und erfordern es, auch mal eine Außenseiter*innenposition zu beziehen. Herr Baumann beschließt seine Ausführungen mit:

U. Baumann: Also insofern glaube ich schon <holt Luft> äh dass MMarathonläufer von der Mentalität her ähm sich durchzubeißen und dass man weiß »ja, ich hab's schon mal geschafft und ich werd's auch dieses Mal schaffen ähm äh mit ner entsprechenden mmentalnen Stärke äh sich sowohl auf der Marathonstrecke durchsetzen als aber auch im Berufsleben«

Es reproduziert sich: Es gibt eine Grundunsicherheit in Bezug auf das Selbstbewusstsein, die sich in einer nahezu identischen Formel ausdrückt wie die, die wir oben interpretiert haben: »und dass man weiß ›ja, ich hab's schon mal geschafft und ich werd's auch dieses Mal schaffen«. Es ist klar: Das Bewusstsein (»dass man weiß«) ist entscheidend. Korrelativ dazu spricht Herr Baumann konsequenterweise zunächst wieder vom Durchbeißen. Das ist das, was er qua »Mentalität« mitbringt. Sodann wird jedoch auch deutlich, dass das eigentliche Problem woanders liegt, nämlich im Sich-durchsetzen-Können, was sich erneut prägnant in Form einer Wunschvorstellung manifestiert: »[...] sich sowohl auf der Marathonstrecke durchsetzen als aber auch im Berufsleben«. Die Formulierung »im Berufsleben« geht dabei über sein konkretes Berufsfeld hinaus und erstreckt sich im Grunde auf die Arbeit generell bzw. abstrakter: auf das Problem der Bewährung über Leistung.

Wir haben bereits markiert, dass es noch weitgehend ein Rätsel ist, wie die faktischen Arbeitsbedingungen Herrn Baumannes aussehen und inwieweit diese möglicherweise seine spezifische Wahrnehmung seines beruflichen Umfeldes als restriktiv und restringierend mitbedingen. Wie gesagt, einiges spricht ziemlich deutlich dafür, dass diese Deutung maßgeblich persönlichkeitsstrukturelle Gründe hat. Zum einen steht Herr Baumann seiner Leistungsorientierung und seiner beruflichen Praxis ambivalent gegenüber; ganz anders als Herr Greipel kann er sich eben nicht als Teil einer Leistungselite inszenieren und scheint sich auch mit seiner konkreten beruflichen Tätigkeit als Manager nicht besonders zu identifizieren (auch wenn es von der Deutung der beruflichen Handlungsanforderungen her grundsätzlich eine Konvergenz gibt: sie sind etwas, das man erleidet, etwas, das man aushalten muss). Er ist niemand, der das gleichsam stolz vor sich herträgt. Zum anderen und damit verbunden spricht aber auch sein Durchsetzungsrespektive Selbstbewusstseinsproblem dafür: Die managementtypischen Persönlichkeitseigenschaften, die wir bestimmt haben, bringt er nicht mit, erscheint objektiv gesehen eigentlich ungeeignet für die Position, die er bekleidet. Genau das wirft nun aber auch die Frage auf, warum bzw. wie er in diese hohe Position gekommen ist. Offenbar scheint er sich in seinem Beruf ja zu bewähren. Zudem übt er, wie gesagt, auch keine Kritik an den beruflichen Strukturen, in denen er arbeitet. Insofern spricht dies dafür, dass diese Strukturen zumindest ein Stück weit auch so beschaffen sein müssen, dass jemand wie Herr Baumann darin Karriere machen kann. Und dies können dann entweder organisations- oder branchenspezifische Strukturen sein und/oder Strukturen, die für die moderne

Arbeitswelt insgesamt Geltung beanspruchen können. Die Frage, inwieweit solche Strukturen im Falle Herrn Baumanns eine Rolle spielen, lässt sich anhand des vorhandenen Interviewmaterials nicht besonders gut klären; Schilderungen konkreter Handlungsprobleme bzw. Situationen sind rar. Gleichwohl gibt es einige Interviewstellen, die zumindest dazu geeignet scheinen, jene Fraglichkeit zu erhellen und eine Tendenz auszumachen. Die nachfolgende Interviewstelle gehört dazu und eignet sich zudem in besonderer Weise, die Hypothese bezüglich des Durchsetzungsbzw. Selbstbewusstsseinsproblems Herrn Baumanns zu überprüfen:

U. Baumann: Also ähh ich bin auch jemand, der Sachen gerne () gestaltet. Das heißt, wenn mir etwas nicht passen würde äh, würde ich immer versuchen, das möglichst schnell so zu ändern, immer im, im Rahmen meiner, meiner Möglichkeiten, die Firma gehört nicht mir ähm ich habe auch Vorgesetzte ähm äh, dass man so gestaltet, dass man dort optimal arbeiten kann (), das schon. Also da sage ich auch »nicht meckern, sondern machen, ähh selbst gestalten«. Ähh wenn mir das hier nicht Spaß machen würde, dann könnte ich nicht die Leistungsfähigkeit zeigen (...) sondern, man muss, man muss sich selbst das Umfeld schaffen oder das das tue ich einfach so äh, wie ich's halt machen kann. Ähm ich hab hier sehr viele Freiheiten. Ich kann hier sehr äh stark gestalten äh wir sind von der Geschäftsentwicklung wirklich übergreifend fürs gesamte Unternehmen zuständig, wir haben extrem viele Gestaltungsmöglichkeiten

Wir wollen auch diese Passage wiederum nicht feinanalytisch durchinterpretieren, sondern unser Augenmerk bloß auf die entscheidenden Sequenzen und Formulierungen legen. Entscheidend ist zunächst, dass es auf den ersten Blick so aussieht, als seien wir mit unserer Hypothese fehlgegangen. Denn Herr Baumann insistiert hier manifest förmlich darauf, dass er ein Gestalter und auch organisationsseitig gleichsam kaum limitiert sei, ja in einem das Normalniveau sehr deutlich übersteigenden Maße gestalten könne (»extrem viele Gestaltungsmöglichkeiten«). Auf der latenten Ebene jedoch stellt sich das Ganze etwas anders dar.

So weist bereits die »[s]ituationale Selbstthematisierung [...]« (Hahn 1988: 93) – »ich bin auch jemand, der Sachen gerne gestaltet« – sogleich zwei interessante Implikationen auf: Zum einen erscheint die Gestaltungsfreude als etwas, das weder zu den Schlüsseleigenschaften eines Managers/einer Managerin noch zu denen Herrn Baumanns gehört (»auch«). Herr Baumann stellt sie vielmehr als eine bloß »nette Zusatzkomponente dar, die er gleichsam »on top« mitbringt, als etwas Optionales, das man zwar haben kann, aber eben nicht zwingend braucht. Andernfalls hätte er es ja auch schon an der oben interpretierten Stelle erwähnen können, an der es um managementtypische Eigenschaften ging.

Zum anderen erscheint es aber auch generell merkwürdig, dass Herr Baumann ausgerechnet »Sachen gerne () gestaltet« sagt (die Betonung liegt dabei auf dem »ge-

staltet«). Denn eigentlich erschien die Formulierung »der gerne gestaltet« angemessener. Damit wäre zum Ausdruck gebracht, dass das Gestalten im Sinne des Auslotens und Ergreifens neuer Handlungsoptionen eine zentrale Fähigkeit darstellt und es sich, salopp gesagt, um jemanden handelt, der eine ›Macher-Mentalität‹ mitbringt; es ginge darum, etwas voranzubringen, progressive Entscheidungen zu treffen etc. Die tatsächlich realisierte Formulierung hingegen hat aufgrund der Rede von »Sachen« einen gleichsam werksmäßigen Charakter; wörtlich genommen geht es dabei um die Gestaltung konkreter oder abstrakter Gegenstände, angefangen bei der Gestaltung von Räumen, Mobiliar oder Kleidung bis hin zur Gestaltung von Rahmenprogrammen, oder allgemeiner: von Abläufen, also organisatorischen Dingen. Es handelt sich also um eine andere Bedeutungsstruktur als im erstgenannten Fall. Kurzum: Entgegen der mutmaßlichen Intention Herrn Baumanns, sich als ›Macher‹ darzustellen, reproduziert sich, dass er genau das nicht ist. Er ist, überspitzt gesagt, eher jemand für die ›zweite Reihe‹ bzw. für das ›Backoffice‹, jemand, der im Hintergrund etwas ausarbeitet, aber nicht jemand, der, metaphorisch gesprochen, das Schiff steuert.

Mit »das heißt« kündigt Herr Baumann sodann eine Erläuterung der Konsequenzen aus dem Vorherigen an, die dann auch erfolgt: »wenn mir etwas nicht passt würde äh [...].« Man sieht, es geht um Konsequenzen auf berufspraktischer Ebene. Allerdings sind diese bloß hypothetisch formuliert. Das heißt: Im Grunde passt für ihn alles. Folglich werden die Gestaltungsmöglichkeiten zwar reklamiert, aber wörtlich genommen faktisch nicht ergriffen bzw. gefüllt. Zudem sie sind außengeleitet: Die Gestaltung erfolgt nicht auf Eigeninitiative, sondern wird durch sich verändernde äußere Umstände erst angeregt, sobald also etwas nicht passt. Es wird kurzum eher eine *Antigestaltungshaltung* zum Ausdruck gebracht. Für jemanden, der/die »gerne gestaltet«, passt es hingegen eigentlich nie; wirklich gestalten bedeutet: es gibt keinen Status quo. Ferner scheint Herr Baumann damit auch lediglich auf Gestaltungsmöglichkeiten abzuheben, die allgemein gesprochen das Feld der Arbeitsbedingungen betreffen, im Sinne von: etwas Organisatorisches ändern, über Arbeitszeiten verhandeln etc., aber nicht *unternehmerisches Handeln*.

Es geht weiter mit: »würde ich immer versuchen, das möglichst schnell so zu ändern.« Die Struktur setzt sich fort: Es bleibt hypothetisch, wobei mit »versuchen« auch eine gewisse Hilflosigkeit selbst im Hypothetischen noch sich durchdrückt: Er würde es bloß *versuchen*, ist sich aber nicht sicher, ob es klappt. Das »möglichst schnell« ist eine weitere Einschränkung, die zum Ausdruck bringt, dass er das eigentlich nicht unter Kontrolle hat. Die Selbstbewusstseinsproblematik reproduziert sich hier also deutlich; es fehlt eben eine ›Siegesgewissheit‹. Und auch das Außengeleitete bleibt: Es geht nicht um eine selbstinitiierte Gestaltung, sondern die Veränderung ist von außen induziert. Wie er es verändern würde, sagt Herr Baumann entsprechend auch nicht; es wird mit dem »so« zwar angekündigt, sodann aber abgebrochen bzw. nicht ausgefüllt. Möglich gewesen wären etwa folgende Anschlüsse:

»..., wie ich es für richtig halte« oder »..., wie ich es möchte«. Das heißt: Da, wo er also eigentlich als Subjekt sprechen müsste, zieht sich Herr Baumann zurück. Es drückt sich erneut ein Widerstand aus, als Ich zu sprechen.

Passend dazu folgt auf den Abbruch der Einschub: »immer im, im Rahmen meiner, meiner Möglichkeiten«. Zu der ohnehin wenig überzeugenden Bemühung, sich als Gestaltender darzustellen, kommt also eine weitere, starke (»immer«) Einschränkung hinzu; das Eigene kann Herr Baumann weder explizieren noch auch nur ansprechen, aber die Grenzen sieht er umgehend bzw. rechtfertigt sich für etwaiges gestalterisches Unvermögen, noch bevor er darlegen konnte, was genau er gestalten *kann* bzw. schon gestaltet *hat*, zumal es wörtlich genommen auch nicht etwa um Grenzen geht, die *qua seiner beruflichen Position* gegeben sind – dann hätte er von »Kompetenzen« oder »Befugnissen« sprechen müssen –, sondern in einem umfassenden Sinne, also gleichsam um persönliche Grenzen (»meiner Möglichkeiten«). So gesehen könnte also auch der Fall eintreten, dass er etwas nicht gestalten kann, was er jedoch *qua beruflicher Position* nachgerade gestalten muss.

Das anschließende »die Firma gehört nicht mir ähm ich habe auch Vorgesetzte« stellt nun eine Erläuterung des Einschubs dar. Von der Sache her geht es um die Frage, warum seine Handlungsmöglichkeiten begrenzt sind. Es reproduziert sich also zum einen die Rechtfertigungshaltung. Zum anderen ist die Begründung aber auch in sich erklärbungsbedürftig. Denn die Begrenzung der Handlungsmöglichkeiten wird nicht etwa eben von der objektiven beruflichen Position bzw. der Berufsrolle aus erklärt, sondern dadurch, dass er nicht Eigentümer der »Firma« ist und »auch Vorgesetzte« habe. Folglich kommt darin zum einen ein deutlich autoritäres Verständnis der innerbetrieblichen hierarchischen Beziehungen zum Ausdruck: Die Handlungsmöglichkeiten bzw. -kompetenzen werden nicht von den faktischen Anforderungen der beruflichen Position aus definiert (»ich bin Leiter der Geschäftsentwicklung, daher verantworte ich/bin zuständig für dieses und jenes«), sondern von den Vorgesetzten her, die das seiner Deutung zufolge festlegen. Dabei legt er es ja selbst nahe, dass er bereits viele Gestaltungsmöglichkeiten *qua Position* hat, wenn er betont, dass er eben »auch Vorgesetzte« habe, nach dem Motto: »Weil ich Leiter der Geschäftsentwicklung bin, könnte man denken, ich könnte viel gestalten, aber dem ist nicht so«. Die darin enthaltene Selbstaufwertung wird also implizit sogleich wieder »einkassiert«. Zudem wird damit verbunden suggeriert: Wirklich gestalten lässt sich nur, wenn einem »die Firma gehört«; im Grunde wird das Management damit zur Verwaltung degradiert. Das passt freilich gut zum Autoritären, weil es unterstellt, die Handlungsmöglichkeiten der Firmeneigentümer*innen wären gleichsam unbegrenzt, was freilich objektiv nicht so ist, da es etwa rechtliche Bestimmungen gibt, an die jene gebunden sind sowie innerbetriebliche Ab- bzw. Mitbestimmungsprozesse. Zudem passt dazu auch gut, dass Herr Baumann seine Vorgesetzten implizit zu Firmeneigentürmern macht, denn das sind sie objektiv nicht, weil es sich um ein börsennotiertes Unternehmen handelt und die tatsäch-

lichen Eigentümer*innen insofern die Aktionär*innen sind. Folglich scheint Herr Baumann seine Vorgesetzten so zu erleben, als wären sie die – überspitzt formuliert – allmächtigen Eigentümer, die nach Belieben walten und eben gänzlich über seine Handlungsmöglichkeiten bestimmen könnten.

Es wird noch zu diskutieren sein, inwieweit es sich dabei bloß um eine spezifische Deutung Herrn Baumanns handelt oder diese spezifische Deutung tatsächlich auch etwas über seine faktischen Arbeitsbedingungen bzw. moderne arbeitsweltliche Strukturen generell aussagt. Jedenfalls verwundert sie auch deshalb sehr, weil er vom inneren Kontext her ja eigentlich nach wie vor dabei ist, die ›These‹ zu vertreten, dass er »gerne gestaltet« und man insofern doch erwartet hätte, dass er konkrete Beispiele dafür liefert oder zumindest die Seite der Handlungsmöglichkeiten, die er faktisch hat, möglichst positiv herauszustellen versucht. Mit anderen Worten: Anstatt mit Begrenzungen bzw. Einschränkungen zu beginnen, müsste er doch eigentlich zunächst einmal darlegen, was er alles faktisch gestalten kann bzw. schon gestaltet hat. Insofern erscheint er in seiner Darstellung als jemand, der schon qua Habitus kein Gestaltender ist und womöglich auch faktisch über eher beschränkte Gestaltungskompetenzen verfügt. Für jemanden, der wirklich »gerne gestaltet«, wären jedenfalls auch Vorgesetzte keine wirklichen ›Barrieren‹, sondern Akteure, die sich im Sinne der eigenen Gestaltungsabsichten beeinflussen, das heißt, überzeugen und umstimmen lassen; auch das ist schließlich Teil eines Gestaltungsprozesses. Für Herrn Baumann scheinen seine Vorgesetzten hingegen unbeeinflussbar bzw. scheint es keine Mitbestimmungsmöglichkeiten zu geben, solange ihm »die Firma« nicht selbst gehört.

Die Struktur zieht sich dann weiter konsequent durch: »dass man so gestaltet, dass man dort optimal arbeiten kann (.), das schon«. Das Einzige, was Herr Baumann dieser Darstellung nach also wirklich gestalten kann, sind tatsächlich seine Arbeitsbedingungen im engeren Sinne, aber nicht seine Berufspraxis selbst, was gut damit korrespondiert, dass er zu Beginn davon sprach, dass er »Sachen gerne gestaltet«. Und auch das nach einer zweisekündigen Pause nachgeschobene »das schon« passt dazu, weil es die Frage aufwirft »Was nicht?« und deshalb kehrseitig implizit genau das bestätigt, was er zuvor gerade nicht explizit benannt hat, nämlich, dass er seine Berufspraxis im Sinne unternehmerischen Handelns eben nicht gestalten kann.

Mit »also da sage ich auch ›nicht meckern, sondern machen, ähh selbst gestalten‹« versucht sich Herr Baumann sodann erneut als Gestalter darzustellen. Latent hingegen kommt erneut das Antigestalterische zum Ausdruck. Denn »nicht meckern, sondern machen« verweist wiederum auf eine autoritäre Haltung, genauer: auf eine pseudopragmatische Haltung, die jegliche Kritik oder Diskussion gleichsam im Keim zu ersticken versucht; diese wird nicht nur durch die Verneinung, sondern auch schon durch das pejorative »meckern« abgewertet. Im Grunde handelt es sich also um eine autonomiefeindliche Haltung. Dabei stellt doch »meckern«, sofern

man es als Chiffre für ›Kritik‹ versteht, nachgerade die Vorstufe von Gestalten dar. Dieses »nicht meckern, sondern machen« scheint mir etwas Typisches für subjektiverte Arbeitsverhältnisse zu sein, und zwar nicht, weil es in dem Zusammenhang als Floskel häufig verwendet wird, sondern weil es seiner Struktur nach auch *gleichzeitig Autonomie einfordert und unterbindet*.

Das Autoritäre der Arbeitsbeziehung reproduziert sich sodann auch in den Formulierungen »ich hab' hier sehr viele Freiheiten«, »ich kann hier sehr äh sehr stark gestalten« und »wir haben extrem viele Gestaltungsmöglichkeiten«. Denn auch hier wird eben nicht auf Handlungsmöglichkeiten und Ansprüche rekuriert, die man qua objektiver beruflicher Position bzw. Rolle hat und einfordern kann, sondern wieder auf die Logik informeller Strukturen. Unterstellt ist ja zum einen, dass man jene Freiheiten und Gestaltungsmöglichkeiten in einem anderen Unternehmen auf derselben Position im selben Umfang nicht hätte und zum anderen, dass überhaupt »Freiheiten« gewährt werden und einem nicht wiederum etwa »Kompetenzen« oder »Befugnisse« qua Position zustehen. Wörtlich genommen lässt sich davon, dass man »hier sehr viele Freiheiten« habe, im Grunde nur in einer tendenziell totalen Institution sprechen, dort also, wo einem qua Setting eigentlich kaum Freiheiten zur Verfügung stehen, Freiheit also gleichsam ein rares Gut, eine Ausnahme darstellt, die einem eben erst gewährt werden muss; dort hingegen, wo sie selbstverständlich ist, stellt sich die Frage nicht; da hat man sie einfach. Ein Richter oder eine Richterin, Journalistinnen und Journalisten oder Forschende könnten nicht sagen »ich hab' hier sehr viele Freiheiten«. Viel eher würden sie davon sprechen, dass sie in ihrer jeweiligen Organisation »gute« oder »hervorragende Arbeitsbedingungen« haben und Ähnliches Aber auch unabhängig davon ist nicht ersichtlich, dass Herr Baumann von den reklamierten »Freiheiten« und »Gestaltungsmöglichkeiten« tatsächlich Gebrauch macht; es bleibt alles im Bereich des Behaupteten und Potenziellen, ob und was er *wirklich* gestaltet bzw. gestalten kann, führt er nicht aus. Die Formulierung »wie ich's halt machen kann« reproduziert stattdessen, ähnlich wie das »im Rahmen meiner Möglichkeiten«, eine letztlich grundsätzlich umfassende Eingeschränktheit und eine resignierende Haltung (»halt«).

d) Fortführung der idealtypischen Verdichtung und des Fallvergleichs

Die Analyse hat gezeigt, dass die latente Motivationsstruktur des Interviewees im Hinblick auf das Laufen bzw. Marathonlaufen im Kern darin besteht, dass er mitläuft und hinter dem Mitlaufen ein Wunsch nach Zugehörigkeit und Anerkennung, kurz: eine soziale Motivierung steht. Typologisch repräsentiert der Fall Baumann damit den Typus des Mitlaufenden. Das Marathonlaufen stellt für ihn eine Möglichkeit dar, seinen Zugehörigkeitswunsch zu kompensieren. Herr Baumann braucht das Laufen als eine Art Türöffner und Inklusionshilfe; es ist für ihn

wie eine Ressource, die er gegen Zugehörigkeit und Anerkennung einlösen kann, wodurch er sich gebraucht fühlt. Dem korrespondiert eine Bewährungsfigur, der zufolge er jemand ist, der stets zur Stelle ist, wenn jemand einen braucht, was auf der Praxisebene gleichsam folgerichtig dazu führt, dass Baumann sich auf Dinge einlässt, an denen er als solchen eigentlich nichts findet. Und dies betrifft eben nicht nur das Laufen, an dem er per se überhaupt keinen Spaß hat (höchstens an den Wettkämpfen, weil es da direkte Anerkennung gibt), sondern allem Anschein nach auch seine berufliche Praxis, denn die Voraussetzungen, welche er dafür eigentlich mitbringen müsste – Durchsetzungsfähigkeit, Entscheidungsfreude –, bringt er de facto nicht mit, auch wenn es ihm rein kognitiv ein Stück weit präsent zu sein scheint, dass er darüber verfügen müsste (»ich bin auch jemand, der Sachen gerne gestaltet«). Stattdessen wird seine Berufspraxis von ihm regelrecht erlitten (»man muss sich durchbeißen«). Auch diesbezüglich soll das Marathonlaufen für ihn eine Kompensationsfunktion erfüllen: Er versucht damit, auf eine grundsätzlich prekäre Weise sein Selbstbewusstseins- bzw. Durchsetzungsproblem zu kompensieren. Die Gewinnphantasie, die er hat (»Der Marathon wird ja dann im Kopf gewonnen«), scheint dabei zu helfen, denn faktisch setzt er sich ja nicht gegen andere, sondern nur gegen sich selbst durch, indem er die Marathondistanz schlachtweg durchhält.

Auf der Persönlichkeitsstrukturellen Ebene ist mit alldem eine Autonomieproblematik verbunden: Herr Baumann kann sich offensichtlich nicht ohne das Laufen bewähren und Zugang zu einer Gruppe finden, in welcher er für echte Leistungen anerkannt wird und sich auf Basis echter Leistungsbeiträge als gebraucht fühlen kann. Vielleicht kann man sagen, dass er gewissermaßen an einem strukturellen Anerkennungsdefizit leidet, was dazu führt, dass er bereit ist, sich Fremd-anforderungen bzw. schlicht anderen Menschen zu unterwerfen, wenn er im Gegenzug gleichsam das Gefühl bekommt, dazuzugehören und sich gebraucht zu fühlen. Und diese Struktur passt durchaus gut zur Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens: Herr Baumann ist jemand, der bereit ist, seine autonomen Ich-Anteile zu unterdrücken, sofern er Teil einer Ingroup dafür sein kann; er ist bereit zu leiden, um Anerkennung zu bekommen. Zugleich drückt sich seine Autonomieproblematik aber auch in seinem Selbstverhältnis aus: Denn zum Mitlaufen gehört strukturell die Positionslosigkeit, die sich in Herrn Baumanns Darstellung an vielen Stellen zeigt. Er verfügt dabei nicht nur nicht über seine tatsächliche Motivation, sondern hat auch einen regelrechten Widerstand, darüber zu sprechen, was mit der Positionslosigkeit selbst zusammenhängt, denn dazu kann man sich schwerlich bekennen. Es verwundert daher kaum, dass Herr Baumann auf der latenten Sinn-ebene eine ambivalente Einstellung zum Marathonlaufen zum Ausdruck bringt; er hat darin keine Erfüllung gefunden bzw. kann es nicht positivieren, was sich auf der manifesten Ebene entsprechend als ein Automatismus bzw. etwas Zwanghaftes ausdrückt und wofür Herr Baumann letztlich die Formel »hat sich einfach so ergeben« gefunden hat.

Diese Struktur reproduziert sich im Übrigen auch an der Interviewstelle, an welcher es um die Anmeldung Herrn Baumans in der M-M-W geht. So antwortet er auf die Frage, wie er zu der Anmeldung gekommen sei:

U. Baumann: Also es ist ähm () es war eine Kategorie, die konnte man ankreuzen, dann hab ich gesagt »jaa trifft zu, dann kreuz ich dich- äh kreuz ich das an«

Wörtlich genommen spricht das Formular regelrecht zu ihm; er tritt in einen Dialog mit diesem (»kreuz ich dich-«), so als würde es ihn fragen, ob er »Marathon Manager« sei, worauf er antwortet: »Ja, ich bin Marathon-Manager«. Herr Baumann behandelt die Anmeldung in der M-M-W also nicht etwa als eine Option, zu der man sich verhalten kann, sondern als eine Aufforderung zur *Auskunft*, so als ob er, ganz ähnlich wie Herr Greipel, ein Steuerformular ausfüllt, auf welchem »Zutreffendes bitte ankreuzen« steht. Eine explizite motivationale Positionierung vermeidet er hingegen auch hier; zwar versucht er, eine Reihe von »Vorteile[n]« aufzuzählen, die die Teilnahme an der M-M-W haben würde und seine Anmeldung mit diesen zu begründen:

U. Baumann: Ähm der Vorteil () ist zumindest früher gewesen, dass die gesacht haben okay, für die äh Marathon-Manager kommt man ähm bei der Pasta-Party hier in der Festhalle in Frankfurt nochmal äh in einennn in Anführungsstrichen VIP-Bereich rein //mhm// äh und das heißt, man hatte extra Essensausgabe für die für die Pasta dort und äh hat dann irgendwie glaub ich auch nochmal n Paar mehr Getränke bekommen <holt Luft> also es war halt feiner, man musste sich nicht in die in die lange Schra- äh Schlange einreihen, sondern äh durfte dann quasi gleich an den an den gedeckten Tisch <holt Luft> in Anführungsstrichen, das war n netter Mitnahme-Effekt

Gleichwohl wird schnell deutlich, dass dies nicht die eigentliche Motivation gewesen sein kann. Formulierungen wie »in Anführungsstrichen«, »irgendwie glaub ich« und »n netter Mitnahme-Effekt« lassen nicht gerade den Eindruck aufkommen, dass es sich um etwas handelt, wovon Herr Baumann besonders affiziert ist, auch wenn er es anscheinend nicht peinlich findet, dass die »Marathon Manager« derart von den anderen Laufenden separiert und hofiert werden und die Marathon-community damit gleichsam gespalten wird. Insofern liegt es nahe, dass er diese Exklusivität gut findet, weil sie ihm im Sinne der herausgearbeiteten Motivationsstruktur eben Zugehörigkeit nicht nur zur Marathon-, sondern auch zur Business-Community ermöglicht, was er jedoch so direkt nicht sagen kann. Für die latente Motivierung im Hinblick auf die Teilnahme in der M-M-W ist nun insbesondere die unmittelbar an die soeben aufgeführten Ausführungen anschließende Passage instruktiv. Sie kommt erneut ex negativo zum Ausdruck:

U. Baumann: aber nicht nach dem Motto »ja ist ne spezielle Wertung und da kann man irgendwie was gewinnen« JA KONNTE MAN, aber das war nicht die Motivation, da gibt's Leute, die die äh sehr viel schneller rennen als ich

Manifest grenzt sich Herr Baumann – wohlgemerkt völlig ohne Not – von der nun von ihm selbst als naheliegend unterstellten Motivation ab, der zufolge seine Teilnahme in der M-M-W damit zu tun haben könnte, dass er sich dadurch Chancen auf einen Preis oder zumindest auf etwaige Vorteile (»irgendwie was gewinnen« geht über einen Sieg hinaus) ausgerechnet habe. Mit diesem vermeintlich naheliegenden Motiv will er offenbar *nicht* identifiziert werden (das erinnert an die Sequenzstelle »damals war das glaube ich auch noch gar nicht in Mode«). Allerdings impliziert »ne spezielle Wertung« objektiv gesehen keineswegs höhere Chancen auf die vorderen Plätze; die Deutsche Marathonmeisterschaft etwa ist auch eine spezielle Wertung; gleichwohl sind die Chancen auf eine gute Platzierung hier keineswegs höher als im Gesamtklassement, ganz im Gegenteil: sie sind geringer, weil die Konkurrenz stärker ist. Wichtig ist, dass Herr Baumann hier nicht explizit die M-M-W adressiert – dann hätte er »in dieser speziellen Wertung...« sagen müssen; vielmehr adressiert er aufgrund des unbestimmten Artikels spezielle Wertungen im Allgemeinen. Und da seine diesbezügliche Prämisse, wie gesagt, objektiv unzutreffend ist, müssen wir darauf schließen, dass es sich um eine idiosynkratische Vorstellung Herrn Baumanns handelt: *Er* dachte, dass die Chancen dort größer seien; für *ihn* ist das ein naheliegendes Motiv gewesen. Mit anderen Worten: Sein Hintergedanke bei der Anmeldung zur M-M-W muss tatsächlich der gewesen sein, dass er dort Chancen auf einen wie auch immer gearteten ›Reward‹ habe. Das »JA KONNTE MAN« (die Großschreibung bedeutet, dass es laut ausgesprochen wurde) reproduziert dies. Denn damit bekräftigt er seine Prämisse, dass es tatsächlich möglich gewesen sei, eine prestigeträchtige Platzierung zu erlaufen, weil es sich um eine spezielle Wertung handelt. Dabei kann der fast schon aggressive Duktus nicht mit der Abwehr jener vermeintlich naheliegenden Motivation zu tun haben, denn dann hätte er auch direkt »aber das war nicht die Motivation« sagen können; dass man das »konnte«, wäre ja schon klar gewesen. Die Aggression kann also nur gegen ihn selbst gerichtet sein, im Sinne von: »JA KONNTE MAN, aber ich hab's nicht hingekriegt!«. Beim Versuch zu argumentieren, dass die angenommene Aussicht auf ›irgendeinen Preis‹ nicht seine Motivation für die Anmeldung in der M-M-W gewesen sei, bringt Herr Baumann also das genaue Gegenteil zum Ausdruck.

Zum einen kann man sich insofern gut vorstellen, dass er sich mit seiner Teilnahme etwaige Reputationsvorteile und berufliche Kontakte bzw. schlicht ›Vernetzung‹ im Business-Milieu erhofft hatte. Denn »irgendwie was gewinnen« betont eben genau die Folgen einer erfolgreichen Teilnahme, die inhaltlich aber offengelassen werden, wörtlich genommen also auch so etwas wie Vernetzung umfassen könnten. Und zum anderen liegt es nahe, dass sich hierin seine Gewinnphantasie

(»der Marathon wird ja dann im Kopf gewonnen«) reproduziert. Denn objektiv gesehen ist Herr Baumann eben kein Anwärter auf die vorderen Plätze, was ihm selbst auch klar zu sein scheint und klar sein muss. Wie erwähnt: Bei seiner letzten Teilnahme in der M-M-W ist er mit einer Zeit von rund 4:30 Stunden lediglich als 226er von 252 Teilnehmenden ins Ziel gekommen. Zudem sagte er an einer Stelle im Interview ausdrücklich, dass er »immer« versuche, »unter vier Stunden rein zu kommen« und wenn es nicht klappe, es »auch egal« sei. Insofern kann es sich nur um eine Phantasie handeln, die sich hier ausdrückt, eine Phantasie, sich durchzusetzen, was faktisch nicht funktioniert hat; und die Frustration darüber manifestiert sich in der Autoaggression.

In typologischer Hinsicht unterscheidet sich Herr Baumann, wie erwähnt, sowohl im Hinblick auf die Motivationsstruktur in Bezug auf das Marathonlaufen als auch im Hinblick auf seinen, wenn man so will, Berufshabitus von Herrn Gerken und Herrn Greipel. Wie Herr Greipel scheint er im Gegensatz zu Herrn Gerken nicht masochistisch motiviert zu sein; er sucht nicht die Selbstkasteiung, sondern er leidet gewissermaßen wirklich, weil das Laufen eigentlich nichts für ihn ist, und der einzige ›Pay-off‹, den er daraus zieht, ist die direkte Anerkennung auf der Wettkampfbühne sowie die Möglichkeit, überhaupt einer Gruppe anzugehören und Anerkennung zu bekommen. Insofern hegt Herr Baumann seiner Laufpraxis gegenüber eine grundlegende Ambivalenz, die zwar auch bei Herrn Gerken etwa ein Stück weit anklingt, in seinem Fall jedoch nicht so strukturdominant ist. Herr Baumann kann sich hingegen nicht einmal mit dem Marathonlaufen als einer besonderen Herausforderung ›schmücken‹. Diesbezüglich ist der Gestus in den anderen beiden Fällen ein deutlich anderer; sie haben nicht nur einen positiveren Bezug zum (Marathon-)Laufen, sondern können sich auch das damit verbundene Durchhalten und Erleiden eher als besondere Leistung zurechnen. Wichtig zu sehen ist, dass die Struktur des Mitlaufens aus Herrn Baumann gleichwohl nicht einen genuin konformistischen Typus macht. Das Konformistische ist in seinem Fall eher ein ›Nebenprodukt‹ des Mitlaufens und des Wunsches, dazugehören; es ist nicht die Übereinstimmung mit Konventionen, die ihn hauptsächlich zieht. Denn dafür müsste entsprechend auch ein klarer Wunsch damit übereinzustimmen, feststellbar sein, was bei ihm nicht erkennbar ist. In dieser Hinsicht sind die Fälle Greipel und Gerken viel eher als konformistisch zu werten; so beherrschen sie etwa das Selbstoptimierungsvokabular sehr gut und bringen auch deutlich zum Ausdruck, dass sie hinter solchen Praktiken stehen und die Übereinstimmung mit entsprechenden Konventionen etwas ist, das sie ausdrücklich anstreben und gutheißen. Herr Baumann könnte demgegenüber charakterologisch eher als unterwürfig bezeichnet werden: Wenn er gebraucht wird, ist er bereit, seine Relevanzen hintanzustellen und sich den Relevanzen anderer zu unterwerfen. Freilich ist er dazu nicht gezwungen; er macht das freiwillig. Aber in dem Moment, in dem er das macht, gibt er sich selbst sozusagen auf.

Damit korrespondierend ist auch die Verknüpfung von Marathon und Berufs-praxis bei Herrn Baumann etwas anders als in den anderen beiden Fällen gelagert. Zwar scheint er sich auch wie selbstverständlich als »Marathon Manager« zu sehen; allerdings ist er eher zurückhaltend, wenn es darum geht, sich damit als besonders leistungsfähig zu inszenieren und eine funktionale Verbindung von Marathon und Berufspraxis aktiv zu propagieren. Damit verknüpft ist er auch gegenüber seiner Leistungsorientierung ambivalent eingestellt; das motivationsstrukturell Zentrale sind für ihn eben nicht die Selbstoptimierung und -inszenierung, sondern das Mit-laufen und Dazugehören. Auch ist Herr Baumann im Unterschied zu Herrn Greipel und Herrn Gerken, was seine darauf bezogene Haltung angeht, kein richtiger Manager: Er nimmt in seiner Erzählung eine bloß *subalterne Perspektive* ein (»Projekte bearbeitet«). Herrn Greipels Selbstdarstellungsgestus ist in dieser Hinsicht beispielsweise völlig anders gelagert – so, wenn er etwa behauptet, einen »Assistenten« »im Rahmen seiner Diplomarbeit« gehabt zu haben. Entsprechend fungiert das Marathonlaufen für Herrn Baumann im Kontext seiner beruflichen Praxis eben auch als Kompensation in Bezug auf sein fehlendes Selbstbewusstsein bzw. Durchsetzungsvermögen, während es bei Herrn Gerken kompensativ auf seine masochistische Strebung und bei Herrn Greipel auf sein Geltungsbedürfnis bezogen ist.

Davon ab lassen sich im Fall Baumann aber auch Strukturen identifizieren, die in Bezug auf die Wechselwirkung zwischen Marathonlaufen und Arbeit homolog zu den Strukturen sind, die in den anderen beiden Fällen sich gezeigt haben. So ist nicht zu erkennen, dass auch im Arbeitsmilieu Herrn Baumans das Marathonlaufen eine grundsätzlich positiv anerkannte Praxis darstellt. Und ebenso wie bei Herrn Greipel war sein Einstieg ins Marathonlaufen dabei eng mit seiner beruflichen Sozialisation verbunden. Das Marathonlaufen erweist sich in diesen Kreisen offenkundig als hochgradig kommunikativ anschlussfähig. Auch ist Herr Baumann jemand, der eine Leistungsethik des Erleidens vertritt (»man braucht Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin«), auch wenn er, wie gesagt, ansonsten seiner Leistungsorientierung ambivalent gegenüber steht. Wichtig ist jedenfalls, dass er das Erleiden und Durchhalten ebenso wie die anderen beiden Interviewees als irgendwie zentral für manageriales Handeln unterstellt. Und letztlich ›passt‹ Baumann mit seiner Bewährungsfigur und Motivationsstruktur gut zu den Strukturen doppelt subjektivierter Arbeit. Zwar scheint er eben nicht in dem Maße mit ihnen identifiziert wie Greipel und Gerken, aber er ist doch jemand, der insofern da ›hineinpasst‹, als dass er, um dazuzugehören und anerkannt zu werden, zur Unterwerfung unter fremdgesetzte Relevanzen neigt; er bringt, mit anderen Worten, eine gewisse Folgebereitschaft mit, die in subjektivierten Arbeitsverhältnissen prämiert wird. Dazu passt auch, dass er gleichsam kehrseitig dazu neigt, Fremdwänge zu erkennen und in etwas Freiwilliges umzudeuten, wie es sich am Anfang des Interviews gezeigt hat. Damit korrespondiert schließlich ebenfalls seine Selbstverwirklichungsorientierung in der Arbeit, die bei genauerem Hinsehen nicht seine eigene, sondern eine von außen

kommende ist. So sagt er an einer Stelle: »wenn mir das hier nicht Spaß machen würde, dann könnte ich nicht die Leistungsfähigkeit zeigen«. Man sieht: Das Spaß-machen ist nicht gleichsam aus sich heraus, sondern aus objektiven Faktoren (»Leistungsfähigkeit«) abgeleitet. Die Selbstverwirklichungsorientierung ist also eine von außen kommende, etwas, das als Anforderung übernommen zu haben scheint. Ob es ihm auch *tatsächlich* Spaß macht, geht daraus nicht hervor. Noch deutlicher wird es in dieser Passage:

U. Baumann Man muss für ein entsprechendes Umfeld sorgen ähm und dann macht es einem Spaß. Und wenn es einem Spaß macht, das ist so m- so meine, so meine meine Hypothese, wenn es einem Spaß macht und nur dann kann man die entsprechende Leistung bringen

Auch im Beruflichen, so scheint es, bringt Herr Baumann keine Grundmotivation mit. Denn wenn man erst für »ein entsprechendes Umfeld sorgen« muss, damit es Spaß macht, dann hat es zuvor und damit aus sich heraus eben keinen Spaß gemacht. Es handelt sich kurzum um eine typische Subjektivierungsfloskel, um ein Subjektivierungsimperativ (»Es muss Spaß machen!«), welches Herr Baumann gleichwohl nicht als solches wahrnimmt, sondern als *seine* »Hypothese« ausgibt. Damit liegt also eine paradoxale Verkehrung vor: Es macht Spaß, was eigentlich keinen Spaß macht.

Ebenfalls findet sich im Fall Baumann die Struktur der Entgrenzung von Arbeit und Freizeit, wenn auch wiederum nicht so deutlich wie bei Herrn Greipel. So war das Marathonlaufen eben von Beginn an nichts Eigenständiges, sondern mit arbeitsförmigen Kontexten verwoben; zudem hat Herr Baumann auch explizit eine Verbindung von Arbeit bzw. Manager-Sein und Marathon herzustellen versucht, wenn er davon sprach, dass es gut sei, als Manager »Marathon-Qualitäten« zu haben. Auch deutet sich an einer weiteren Interviewstelle an, dass es Baumann durchaus schwerfällt, eine klare Grenze zwischen Arbeit und Freizeit zu ziehen. So sagt er an einer Stelle, dass er versuche, »immer um [...] 20 Uhr nach Hause zu gehen«, woraufhin er direkt mit »das schaff ich aber nicht immer« nachsetzt. Zum einen ist klar, dass die Intention zumindest die ist, eine gewisse Grenze zu ziehen sowie dass ihm dies nicht gelingt. Zum anderen gelingt es ihm aber auch nicht, eine klare Haltung in Bezug auf das Verhältnis von Arbeit und Freizeit zu explizieren: Er spricht wohl-gemerkt nicht etwa von »Feierabend«, sagt nicht, dass er versuche, »Schluss zu machen« oder »maximal bis 20 Uhr zu arbeiten«. Wörtlich genommen wechselt er also vielmehr nur den Ort, aber das, was dem von ihm veranschlagten Deutungsmuster zufolge gleichsam im Hintergrund weiterläuft, ist die *Arbeitszeit*. Mit anderen Worten: Die Arbeitszeit strukturiert die Lebenszeit; die Ansprüche der Arbeit dominieren und geben gleichsam den Takt vor. Zugleich kann Baumann sich das aber – wiederum anders als Herr Greipel – nicht positiv ›ankreiden‹ und mit seinen langen

Arbeitszeiten prahlen. Insgesamt steht Herr Baumann meines Erachtens daher für einen Beschäftigtentypus, der einerseits faktisch gleichsam passgenau in subjektiverte Arbeitsstrukturen sich einfügt, andererseits und zugleich diesen gegenüber aber auch eine innere Ambivalenz hat und dessen berufliche Situation insofern von einer gewissen Prekarität gekennzeichnet ist. Anders gesagt: Es wäre denkbar, dass er solchen Arbeitsbedingungen ›in the long run‹ schlicht nicht gewachsen ist.

Es wäre indes prinzipiell vorstellbar, dass die ambivalente Haltung Herr Baumanns in Bezug auf seine Leistungsorientierung sowie die Deutung und Darstellung (auf der latenten Ebene) seiner Berufspraxis als etwas nicht Gestaltbares, wie oben bereits markiert, auch etwas mit den spezifischen Unternehmensstrukturen zu tun hat, in denen er arbeitet. Wie schon erwähnt, ist er Leiter der Geschäftsentwicklung in einem börsennotierten Unternehmen. Seine Abteilung ist zuständig für »Strategieentwicklung« und »Strategiumsetzung durch Projekte«, wie er es selbst an einer Stelle im Interview formuliert. Obschon es sich nun um ein börsennotiertes Unternehmen handelt, ist es dennoch kein ›normales‹ Unternehmen. Aus Gründen der Anonymisierung kann ich zwar nicht im Detail darauf eingehen, was sich aber sagen lässt, ist, dass es sich um ein Unternehmen handelt, das ehemals ein Bundesunternehmen war und auch heute noch zu denjenigen Unternehmen gehört, an denen der Bund beteiligt ist. Insofern ist zu vermuten, dass die Konkurrenzsituation dieses Unternehmens eine etwas andere ist als die eines Unternehmens, das gleichsam ›direkt am Markt‹ operiert. Es wird es also sicherlich weniger Konkurrenzdruck geben. Zudem stellt sich die Frage, inwieweit die ›alten‹ Strukturen des öffentlichen Dienstes möglicherweise immer noch handlungsrelevant sind bzw. irgendwie nachwirken, was beispielsweise auch die Hierarchiestrukturen im Unternehmen anbelangt. Vor diesem Hintergrund könnte man mutmaßen, dass Herr Baumann unter diesen Bedingungen vielleicht auch gar nicht so viel gestalten und nicht besonders leistungsorientiert sein muss und dass dies seine subalterne Mitarbeiterperspektive und die autoritär gedeutete Beziehung zu seinen Vorgesetzten erklärt. Letztlich haben wir vom Material her allerdings keine Belege dafür. Weder verweist Herr Baumann explizit auf die spezifischen Unternehmensstrukturen (›Wir haben ja auch eine besondere Situation‹), noch zeigt sich auf der latenten Ebene etwas Derartiges. Und er übt auch keine Kritik an ›starren Strukturen‹, sondern betont ja nachgerade das Gegenteil, nämlich, dass er ›sehr viele Freiheiten‹ bzw. ›extrem viele Gestaltungsmöglichkeiten‹ habe. Zudem würde dies sein Durchsetzungsproblem nicht erklären bzw. wäre er aufgrund dessen auch weiterhin objektiv eher ungeeignet für die Position im oberen Management. Allerdings scheint es meiner Ansicht nach auch recht klar zu sein, dass es *nicht nur* seine Persönlichkeitsstruktur sein kann, aufgrund derer seine Berufspraxis in seiner Darstellung als ungestaltbar erscheint; sie muss es ein Stück weit auch tatsächlich sein, sonst könnte er eben nicht sagen, dass er ›sehr viele Freiheiten‹ habe, was auch erklären würde, warum er mit seiner Persönlichkeitsstrukturellen Disposition dennoch gut darin eingepasst

und besonders erfolgreich ist. Dafür spricht schließlich auch, dass er ebenso wie Herr Greipel kaum einen Sachbezug in seiner Arbeit erkennen lässt; was er wirklich macht bzw. überhaupt zu tun hat, erfährt man nicht. Es geht ›irgendwie‹ um »Strategieentwicklung« und »Strategiumsetzung durch Projekte«, wie er an einer Stelle sagt, aber was es konkret auf der Ebene der Arbeitspraxis heißt, bleibt offen. Und vielleicht steckt da letztlich auch nicht viel dahinter; es könnte sich auch bloß um ›Planung und Organisation‹ von ›irgendwas‹ handeln.

Zu guter Letzt ließe sich, wie im Falle Herrn Gerkens, auch im Fall Baumann diskutieren, inwieweit es sich womöglich um eine im psychologischen Sinne pathologische Struktur handelt, sofern die Praxis Herrn Baumanns eben zwanghaft ist und es einen regelrechten psychischen Widerstand zu geben scheint. Selbstbild und Faktizität gehen dabei nicht nur tendenziell deutlich auseinander, sondern es gibt auch einen inneren Konflikt, der nicht gelöst ist und sich gleichsam durchdrückt. Gleichwohl scheint mir dies insbesondere mit der Struktur des Mitlaufens zu tun zu haben, die eben gleichsam aus sich heraus Ambivalenzen erzeugt. Inwieweit dies psychopathologisch ist, sei deshalb dahingestellt; er macht sich jedenfalls einiges vor. ›Im Großen und Ganzen‹ jedoch funktioniert seine Lebenspraxis: Zwar scheint er sich im Bereich Familie/Paarbeziehung noch nicht positioniert zu haben; zumindest beruflich läuft es für ihn aber ganz gut; er ist faktisch erfolgreich und muss daher mit seinen Bewährungsbemühungen und seinem Marathonengagement sowie mit seiner Leistungsvorstellung des Erleidens und Durchhaltens – ebenso wie Gerken und Greipel – in seinem Umfeld auf gewisse Anerkennung stoßen.

Jedenfalls, das sei in diesem Zusammenhang dennoch eingeflochten, konnte ich in zwei Fällen (wobei auch der Fall mit der Suchtverlagerung aus meiner Masterarbeit hierzu gezählt werden kann bzw. generell Fälle süchtigen Laufens), die ich zusätzlich zu den hier analysierten erhoben habe, deutlich feststellen, dass es einen eigenständigen Typus von Marathonlaufenden gibt, bei dem tatsächlich eine Psychopathologie die zentrale motivierende Kraft darstellt. In dem einen Fall handelte es sich, wie bereits in Kapitel 3.1.1 erwähnt, um eine Frau, die ebenfalls in der M-M-W teilgenommen hat und die ich über die besagte Ergebnisliste kontaktiert hatte. In ihrem Fall war die eigentliche Ursache eine massive Identitätsproblematik und eine damit verbundene Essstörung. Das drückte sich bereits darin aus, dass sie im Zuge der Kontaktaufnahme mehrfach daran zweifelte, ob sie die richtige Interviewpartnerin sei und behauptete, dass sie eigentlich keine Läuferin wäre, obwohl sie regelmäßig Marathon lief. Hingegen ging es in einem anderen Fall darum, dass die Interviewte das Marathonlaufen tatsächlich in einem quasi-existentiellen Sinne als Bewährungsprüfung nutzte und damit der Bearbeitung eines psychischen Problems auswich, das aus der existentiellen Krisenerfahrung im Zusammenhang mit einer schweren Lungenembolie, die sie erlitten hatte, resultierte. Das Marathonlaufen diente ihr dazu, sich ihrer Existenzfähigkeit zu versichern, aber es verstellte ihr

auch zugleich den Weg zu einer adäquaten Bearbeitung des eigentlichen Problems bzw. der diesem zugrundeliegenden Krisenerfahrung.